

Band II

Die Gemeinde Lindau

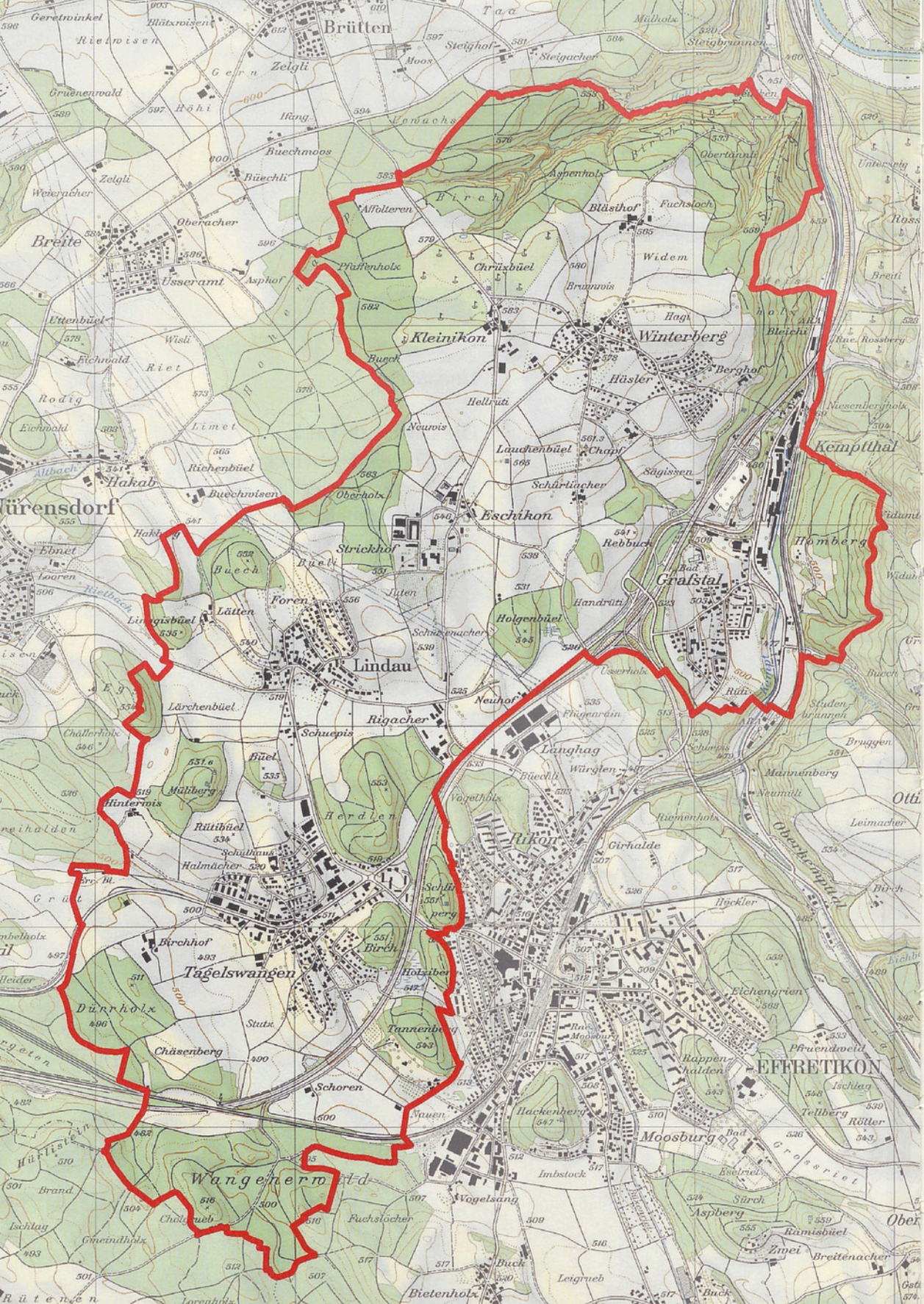
Die neuere
Geschichte

Gemeinde
Kirche
Schule



LindauLebt

Die Gemeinde Lindau
ihre Gemeindegeschichte
ihre Kirchengeschichte
ihre Schulgeschichte
der neueren Zeit



Vorwort LindauLebt

Band II

Die Gemeinde Lindau

Die neuere
Geschichte

Gemeinde
Kirche
Schule

Herausgegeben
vom Verein LindauLebt
in Zusammenarbeit
mit dem Gemeinderat Lindau



Die Wappen der früheren Zivilgemeinden,
seit 1970 in der politischen Gemeinde Lindau vereint.

© 2013:

Gemeinderat Lindau, katholische Kirchenpflege Illnau-Effretikon,
reformierte Kirchenpflege Lindau und Schulpflege Lindau.
Abdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe gestattet.

Druck: Marty Druckmedien AG, 8317 Tagelswangen

Vorwort LindauLebt

Liebe Leserinnen und Leser

Die Gemeinde Lindau, zwischen Zürich und Winterthur liegend, besteht aus vier grösseren und zwei kleineren Dörfern. Sie wird als Wohnregion im Grünen mit einem grossen und abwechslungsreichen Erholungsgebiet geschätzt. Der Gemeinde ist es gelungen, Wohnen, Freizeitgestaltung, Gewerbe und Industrie miteinander in Einklang zu bringen. Auch wenn die Gemeinde Lindau eher selten Schlagzeilen in den Medien produziert, kann sie doch über einige Ereignisse berichten.

Die Gemeindegeschichte bis etwa 1830, die Schul- und Kirchengeschichte bis Mitte des 20. Jahrhunderts hat Emil Honegger, Lehrer aus Tagelswangen, aufgezeichnet. Unerwähnt blieb in seiner Arbeit die Geschichte der katholischen Kirche St. Joseph in Grafstal. Zwar nahm die katholische Bewegung bereits zu Anfang des 20. Jahrhunderts Gestalt an, die katholische Kirche wurde indessen erst 1927 gebaut.

Langsam wuchs in der Gemeinde der Wunsch, das Werk von Emil Honegger fortzusetzen und die Geschichte der Gemeinde von 1830 bis zur Gegenwart aufzuarbeiten. Auf Anregung von Gemeindepräsident Fritz Jenzer nahm sich der Verein LindauLebt dieser Aufgabe an. Eine Projektgruppe mit der Bezeichnung «Chronik» erarbeitete in der Folge Ideen für das weitere Vorgehen. Eine der Varianten, die Aufarbeitung der Geschichte einem Historiker zu übertragen, konnte die Projektgruppe nicht überzeugen und wurde deshalb fallen gelassen. Die Idee, die «Geschichte von Lindau» von Lindauern schreiben zu lassen, fand hingegen Anklang. Mit grosser Erleichterung konnte die Projektgruppe feststellen, dass sich mehrere Personen aus allen vier Dörfern spontan zum Mitmachen entschieden.

Nun stellte sich die Frage: Was soll beschrieben und wo und wie soll begonnen werden? Der Verein LindauLebt hatte schon bei seiner Gründung eine Gruppe «Geschichte» ins Leben gerufen, die Dokumente, Zeitungsartikel

usw. gesammelt hatte. Nun galt es in einer ersten Phase, diese Schriftstücke zu analysieren, zu katalogisieren und schliesslich in einer Datenbank zu erfassen. Nach Abschluss dieser Arbeit konnten die zu bearbeitenden Gebiete den «Autoren» zugewiesen werden. Jeder Verfasser war frei in der Auswahl der Themen, im Aufbau, Inhalt und Stil. An dieser Stelle sei aber noch der Hinweis gestattet, dass weder die Mitglieder der Projektgruppe, noch die Verfasser der einzelnen Beiträge Historiker oder Wissenschaftler sind. Bei diesem Buch handelt es sich deshalb auch nicht um eine Chronik, also um eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Geschichte der Gemeinde Lindau. Das Buch enthält vielmehr einzelne Ereignisse, welche das Leben in der Gemeinde in irgendeiner Art und Weise geprägt haben.

National und international ist vor allem Kempptthal durch den Namen «Maggi» bekannt. Ob aber alle, die den Namen Kempptthal kennen, auch wissen, dass Kempptthal zur Gemeinde Lindau gehört, darf bezweifelt werden. Sie finden übrigens im Buch «Kempptthal» mit und ohne h geschrieben. Es handelt sich nicht um Schreibfehler. Die heute gültige Schreibweise für den Ortsteil von Lindau ist Kempptthal und unterscheidet sich somit vom Kemppttal (Tal der Kempt). Die früher verwendete Schreibweise «Kemppttal» ist vermutlich auf das Maggi-Unternehmen zurückzuführen und wahrscheinlich eine Konzession an Englischsprechende, die sich schwer taten mit der Aussprache von «Kempptthal». Noch heute sind beide Schreibweisen anzutreffen. Auch andere Ortsbezeichnungen und Namen können von der heutigen Schreibweise abweichen.

Die Projektgruppe dankt den Autoren, Lektoren, Gestaltern, kurz allen, für ihre Arbeit, ihren unermüdlichen und unentgeltlichen Einsatz. Ohne sie wäre das Buch, das Sie in Händen halten, nicht möglich geworden.

Ihnen wünschen wir nun spannende und unterhaltsame Lektüre.

Lindau, Ende 2013

Das Projektteam:

Armin Benz, Willy Flammer,

Bruno Maissen, Walter Wintsch

Die Geschichte, eine Arbeit der Einwohner

Autoren:

Armin Benz	Winterberg
Edith Ehrensperger	Tagelswangen
Willy Flammer	Lindau
Max Kehl	Lindau
Bruno Maissen	Grafstal
Gabi Meyer	Grafstal
Rosmarie Schmid	Lindau
Ursula Senn	Lindau
Manuela Staubli	Grafstal
Walter Steiger	Effretikon
Hans Steinegger	Turbenthal
Anton Widmer	Lindau
Anton Wildisen	Effretikon
Walter Wintsch	Tagelswangen
Christina Wyss	Tagelswangen

Korrekturat:

Michèle Scherz	Altdorf
Fritz Springer	Lindau
Edith und Bruno Wittwer	Lindau

Gestaltung:

Max und Ursula Kehl	Lindau
---------------------	--------

Für die Autoren waren nebst den Unterlagen aus den Archiven auch Zeitzeugen ein wichtiges Auskunftsreservoir. In Diskussionen mit alteingesessenen Einwohnern konnten viele offene Fragen geklärt werden. Viele mit der Vergangenheit von Lindau vertraute Einwohner haben mit schriftlichen Aufzeichnungen Grundlagen geliefert. So der ehemalige Gemeindeschreiber Hans Huber, Tagelswangen, und die ortskundigen Personen: Katia Bodmer, Winterberg; Jeannette Fröhlicher, Lindau; Peter Graf, Winterthur; Emil Hildebrand, Tagelswangen; Eugen Jenni, Winterberg; Susi Klaus, Winterberg; Kathrin Rossi, Lindau; Hans-Jakob Schärer, Tagelswangen; Max Schmidli, Winterberg; Alexandra Schulthess, Lindau; Jakob Weishaupt, Gachnang, sowie der bereits verstorbene Ernst Graf, Lindau.

Vorwort des Gemeindepräsidenten

*Liebe Lindauerinnen und Lindauer
Liebe Leserinnen und Leser*

Goethe hielt fest:

«Eine Chronik schreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig ist.»

Eine Chronik zu besitzen, ist für unsere Gemeinde etwas ganz Besonderes. Die Geschichte von Lindau, welche Emil Honegger begonnen hat, wurde nun fortgesetzt bis in die Gegenwart, recherchiert und festgehalten von Menschen, die mit der Gemeinde verbunden sind. Im vorliegenden Werk finden Sie Berichte, Zahlen und Fakten von verschiedenen Autoren, welche durch ihre jeweils unterschiedliche Sichtweise das Lesen des Buches spannend machen. Alteingesessene Lindauer werden darin einiges lesen, was ihnen bisher unbekannt war, und die Jungen werden durch das Werk eine engere Beziehung zu Lindau bekommen.

Mein Wunsch ist, dass das Buch viele Leser findet. Besonders würde mich freuen, wenn auch Kinder und Jugendliche dabei wären.

Im Namen des Gemeinderates danke ich allen, welche zum Gelingen dieses Werkes beigetragen haben. Allen voran dem Projektteam von LindauLebt. Autoren, Lektoren und Gestalter haben unentgeltlich unzählige Stunden gearbeitet. Der grosse Einsatz wurde aus dem Antrieb geleistet, für unsere Gemeinde etwas Einmaliges zu schaffen. Das Werk hat ein besonderes Plätzchen bei Ihnen zu Hause verdient. Künftige Generationen werden für das Dokumentieren der Geschichte von Lindau dankbar sein.

Ein Blick in die Geschichte von Lindau zeigt, dass unsere Vorfahren die damaligen Herausforderungen stets gemeistert haben. Das macht mich zuversichtlich, dass dies in Zukunft auch uns gelingen wird.

Lindau, Ende 2013

*Bernard Hosang
Gemeindepräsident Lindau*

Inhaltsverzeichnis

Vorwort LindauLebt	5
Die Geschichte, eine Arbeit der Einwohner	7
Vorwort des Gemeindepräsidenten	9
Teil I Die Gemeinde Lindau	19
A. Ein kurzer Blick zurück	21
1. Leben im 19. Jahrhundert	21
Friedrich Vogel stellt Lindau vor	21
Auswanderer und gleichzeitiger Arbeitskräftemangel	23
Das Einkommen war knapp	23
Das Leben im Dorf Lindau, geschildert von einem Zeitzeugen	25
Viele Pflichten für den Pfarrer und Arbeit für die Richter	29
Protokoll über die Verhandlungen der	
Gesundheitskommission Lindau	31
Der Übergang ins 20. Jahrhundert	37
2. Die Zeit der Krisen und Kriege	38
Aufschwung zu Beginn des 20. Jahrhunderts	38
Die mageren Kriegsjahre 1914–1918	42
Die spanische Grippe	44
1930er Jahre der Wirtschaftskrise	45
Und schon naht der Zweite Weltkrieg	45
Bomberabsturz über Lindau	48
Als Lindau ohne Wasser war	49

3. Der Entwicklungsschub	50
Die Bevölkerungsentwicklung	50
Erfolgreiche Gemeindepolitik	51
Ölbohrung in Lindau	52
Das Ende der Zivilgemeinden	54
Unsere Wappen	55
Von der Bauernstube zum Gemeindehaus	56
Organisation der Gemeinde	59
Die Gemeindepräsidenten ab 1904	60
Gewerbebetriebe kommen und gehen	60
Bau der Autobahn N1 Zürich–Winterthur	63
Hochwasser 1975 / Entlastungskanal Kempt	64
Positive Neuerungen	67
Negative Veränderungen	71
B. Die Gemeinde wächst	75
1. Die schnelle Entwicklung fordert die Gemeinde	75
Die Gemeindewerke	75
Das Elektrizitätswerk der Gemeinde Lindau	77
Die Wasserversorgung in der Gemeinde Lindau	83
Retten – Halten – Löschen, die Leitlinien der Feuerwehr	89
Raumplanung	94
Wir wollen keine Abfalldeponie	98
Der Fluglärm sorgt für Unruhe	102
Leute brauchen Hilfe	106
Fürsorge in den 1930er Jahren	107
Sozialhilfe um 2005	108
Asylanten	110
Alterssiedlung und Altersheim	112
2. Bauliche Entwicklung	115
Siedlungsentwicklung	115
Überall wird gebaut	118
Gebaut wurde auch für Erholung und Sport	122
Von Tagelswangen zum Ballenberg	125
Das Wysehus	129

Die Kolonie	131
Der Winterberger Speicher	134
Schützenhaus Lindengüetli	136
3. Der Privatverkehr braucht Strassen	142
Staub, Lärm und Verkehrsgesetze	142
Eine Strasse, die Geschichte schrieb	145
Der Verkehr rollt – und braucht Strassen	146
Strassen – ein Politikum, das reizt und provoziert	148
Dank Eigeninitiative bekamen unsere Waldwege Namen	150
Tagelswangen und Lindau fordern Sicherheit auf der «Rennbahn» Zürich–Winterthur	152
4. Der öffentliche Verkehr	154
Vom Kutschenverkehr zur Eisenbahnzeit	155
Von der Postkutsche zum Bus	157
Der Lindauer Bus	158
5. Kommunikation im Aufwind	163
Post: Briefboten, Kutschen, Kraftfahrzeuge und Überfälle	163
Mitteilungsblatt «Der Lindauer»	168
Die Gemeinde informiert	174
C. Arbeiten in der Gemeinde	177
1. Maggi und die Gemeinde Lindau	177
Entwicklung der Infrastruktur	179
Maggi und die Mitarbeiter	181
2. Von Maggi zu Givaudan	185
3. Landwirtschaft im Wandel	192
Maggi – eine Landwirtschaft, die fast weltweit bekannt wurde	194
Gemeinde und Kanton übernehmen Maggi-Güter	198
Drei Kuh-Stärken kämpfen gegen 140-PS-Ungeheuer	200
Keine Landwirtschaft ohne Zusatzverdienst	201
Der Güterweg	202

Die Bewirtschaftung des Waldes	202
Viele Institutionen sind verschwunden	204
Das landwirtschaftliche Zentrum	205
Der Strickhof	207
Die ETH	208
Die AGRIDEA	209
Die ETH sorgt für Unruhe	210
Knatsch um einen Obstgarten in Grafstal	215
Güter werden zusammengelegt	217
4. Die Gemeinde Lindau und das Gewerbe	220
Das Gewerbe in der Gemeinde Lindau einst	221
Das Gewerbe in der Gemeinde Lindau heute	225
Das Gewerbe und die Dorfbevölkerung	233
Gasthäuser und Restaurants	235
Der Dorfladen in Grafstal	244
Der Dorfladen in Winterberg	249
Der Dorfladen in Lindau	252
Der Dorfladen in Tagelswangen	252
Gewinner und Verlierer	254
D. Wohnen in der Gemeinde	257
1. Gemeinsam geht es besser	257
Parteilpolitik in Lindau	257
2. Kultur und Kunst	261
Lindauer Kulturangebot	261
Das Forum Lindau	262
Endlich eine Bibliothek	263
Kemptweg – Industriegeschichte und Natur im Tal der Kempt	265
3. Bräuche mit Traditionen	267
Tagelswanger Lichtkläuse	267
Glockengeläut bei Todesfällen	270
Räbeliechtliumzüge – eine alte Tradition	272
Jedem Dorf sein Fest	275

4. Die Vereine geben Zusammenhalt	279
Turnverein Grafstal	281
Damenturnverein Grafstal	284
Die Schiessvereine	287
Der Gemeindegesschissverein Lindau	287
Armbrustschützen Tagelswangen	289
Pistolenschützenverein Lindau	292
FC Kempttal	294
Der Samariterverein	298
Der Hauspflgeverein Lindau	300
Der Musikverein Kempttal	302
Singen, Chöre	305
Männerchor Kemptthal-Winterberg	306
Das Vereinsarchiv Grafstal	307
5. Menschen, die in der Gemeinde Spuren hinterlassen haben	310
Julius Maggi	310
Frank Wedekind	311
Paul Ilg	312
Richard Schneiter	313
Karl Moser	313
Marianne Berger	313
Jürg Federspiel	314
Carl Burckhardt	315
Caspar Appenzeller	315
Otto Wegmann-Wild und sein Sohn	316
Hans Huber	317
Robert Weiss	317
Michael Vetstein	319
Hans Gerber	320
Edith Ehrensperger	321
Berty Imhof	323

Teil II Die Kirchengeschichte	327
A. Die katholische Kirche	329
Die Reformation im Kanton Zürich	329
Bevölkerungsentwicklung in der Gemeinde Lindau	332
Der Kultusverein Grafstal und Umgebung	333
Bau der Kirche	335
Das Verhältnis der Gemeinde zur katholischen Kirchgemeinde	340
Öffentlich-rechtliche Anerkennung der katholischen Kirche	341
Errichtung der katholischen Pfarrkirchenstiftung St. Joseph, Grafstal	343
Die Kirche erhält ein neues Gesicht	344
Die Kirche erhält eine neue Orgel	347
Weitere Renovationen	347
Übergang von Grafstal nach Effretikon	348
Grafstal wird ein Pfarrrektorat	350
Die katholische Kirche in Grafstal im heutigen Umfeld	350
Pfarrhaus	351
B. Die evangelische Kirche	353
Die Kirchenrenovation von 1967/1968	353
Läuteordnung 2002 der reformierten Kirche Lindau	355
Die Aussenrenovation der Kirche 1990	356
Die Innenrenovation der Kirche 1998/1999	358
Das Pfarrhaus	362
Kirchliches Zentrum	363
Jugend-Pavillon «Domino»	365
Personelles	367
Die Kirche braucht viele Helfer	373
Kirchliche Aktivitäten	376
Gottesdienste im Wandel der Zeit	376
Kirche für Kinder und Jugendliche	380
Kirchliche Publikationen	385
Arbeitsgruppen, Gruppierungen und Angebote	386
Veranstaltungen	387
Altersarbeit	389
Jugendarbeit	389
Jugendberatung	392

Teil III Die Schulgeschichte	393
A. Neue Aufgaben der Schule	395
Neuerungen zum Wohle des Kindes	395
Erweiterung durch einen Pavillon im Buck	403
B. Organisation der Schule	405
Einheitsgemeinde	405
Schulverwaltung	406
Kindergarten	407
Bezirksschulpflege	408
Die geleitete Schule	408
C. Bautätigkeit	409
Quellenverzeichnis	413
Bildnachweis	415

Teil I

Die Gemeinde Lindau

A. Ein kurzer Blick zurück

1. Leben im 19. Jahrhundert

In der politischen Gemeinde Lindau lebten um 1850 rund eintausend initiative Menschen. Hier, zwischen Winterthur und Zürich, auf 519 Metern über Meer, bearbeiteten sie fruchtbares Land, ertragreichen Wald und gingen diversen Handwerksberufen nach. Für die Menschen war es erst 20 Jahre her, dass unter dem Eindruck der französischen Julirevolution von 1830 in der Schweiz eine liberale Erneuerungsbewegung eingesetzt hatte: die sogenannte Regeneration. Vor diesem Hintergrund erneuerten bis 1831 zwölf Kantone, darunter Zürich, ihre Verfassungen. So entstand aus der Kirchgemeinde die politische Gemeinde Lindau, die dem neuen Bezirk Pfäffikon zugeteilt wurde. Die Gemeindeversammlung, der Gemeinderat, die Kirchen- und die Schulpflege wurden eingeführt. Die Zivilgemeinde war die Basisorganisation und wählte weiterhin unter anderem Förster und Nachtwächter. Die Zivilgemeinden gingen aus den vier alten Dorfgemeinschaften Lindau mit Eschikon, Tagelswangen, Kempththal/Grafstal und Winterberg mit dem Weiler Kleinikon hervor. Die politische Gemeinde hingegen behandelte Geschäfte, die alle vier Zivilgemeinden betrafen.

Zwischen 1850 und 1900 begann sich das bisher beschauliche Leben zu ändern. Die Eisenbahn verdrängte die Postkutschen, die Industrialisierung die Heimarbeit. Im Zeichen des Aufbruchs wurden viele Vereine wie Schiess-, Gesangs- oder Turnvereine gegründet.

Friedrich Vogel stellt Lindau vor

«In der politischen Gemeinde Lindau ist die Landwirtschaft der Hauptnahrungszweig, doch wird auch viel Weberei getrieben, namentlich Leinwandweberei. Den Handwerken liegen Mehrere ob. Ausserdem drei Wann-

ein Korb- und ein Rechenmacher, endlich ein Lumpensammler», schreibt Friedrich Vogel in seinem Ortslexikon des Kantons Zürich von 1841. «Kemptthal, ein Weiler mit drei Wohnhäusern, liegt im gleichnamigen Thale unterhalb der Thalmühle an der Landstrasse nach Winterthur, wo es eine Rotfärberei gibt», schreibt er. Gemäss seinen Recherchen lebten in Grafstal 166 Einwohner in 27 Wohnhäusern. Zudem «gibt es einen Rothfärberer, eine Bleiche, eine Hammerschmiede, eine Schleife, eine Walche sowie einen Kattundruckerer». Als Kattundruck wird das Drucken auf Baumwollgewebe (Kattun) bezeichnet. In der «Civilgemeinde» Lindau mit Eschikon und Lätten zählte Vogel 254 Einwohner, die in 25 Wohnhäusern lebten und vorwiegend Landbau betrieben. In Tagelswangen, mit «Spiegelhäusli» und Spiegelhof, bewohnten 275 Einwohner 24 Wohnhäuser. Hier wurden zwei Schmieden betrieben, und in der vormaligen Kapelle war das Schulhaus untergebracht. In Winterberg, wozu Kleinikon gehört, lokalisierte er 19 Wohnhäuser, worin 224 Menschen lebten.



Die alten Bauernhäuser von Tagelswangen

Auswanderer und gleichzeitiger Arbeitskräftemangel

Das damalige Leben war nicht so beschaulich, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, denn zwischen 1850 und 1900 zählte die Schweiz rund 330 000 Auswanderer, die ihr Glück in Nachbarländern, den USA, Argentinien, Brasilien und Chile suchten. Ursachen dafür waren die Kartoffelpest und einbrechende Verkaufspreise. Für viele verarmte Kleinbauern bedeutete dies Lohnarbeit in Fabriken, was für sie jedoch einer gesellschaftlichen Herabsetzung gleichkam, weshalb sie das Auswandern vorzogen. Lindau war von dieser Flucht kaum betroffen.

Den 330 000 Auswanderern in der Schweiz standen 350 000 Einwanderer gegenüber. Trotzdem herrschte ein Arbeitskräftemangel, weil die industrielle Revolution die Schweiz längst im Griff hatte.

In Kempththal war es Michael Maggi, der den Grundstein für grosse Veränderungen legte, indem er 1861 die Hammermühle kaufte. Sein Sohn Julius übernahm sie 1869. Als die Müllereikrise ihn zur Neuorientierung trieb, begann er mit der Produktion von Leguminosen, Suppenmehlen und Maggi-Würze. Mit seinen Produkten wurde er weltbekannt. Dafür benötigte er aber viele Arbeitskräfte, auch Frauen. Und so kamen Müller oder Knechte nicht nur aus der Gemeinde oder der ganzen Schweiz, sondern auch aus Süddeutschland, Österreich und Italien nach Kempththal. Neben Arbeit in der Maggi fanden auch Ziegler, Schuster, Schneider oder Schmiede Arbeit in der Gemeinde. Am 24. November 1898 wird sogar ein Hausierer namens Sutey Joseph aus Gunnison im amerikanischen Staat Colorado im «Verzeichnis über die kantons- und landesfremden Aufenthalter in der politischen Gemeinde Lindau» erfasst. Dieser blieb zwar nur bis am 23. Dezember des gleichen Jahres in der Gemeinde, aber immerhin. Zu dieser Zeit baute der Firmenpatron Maggi für seine Mitarbeitenden Häuser, wodurch zwischen 1850 und 1870 die Einwohnerzahl von 1051 um 50 Personen anstieg. Die Einwohnerzahlen änderten sich stetig. Der grösste Zuwachs fand zwischen 1888 und 1900 statt: 498 Personen liessen die Einwohnerzahl auf 1627 anwachsen.

Das Einkommen war knapp

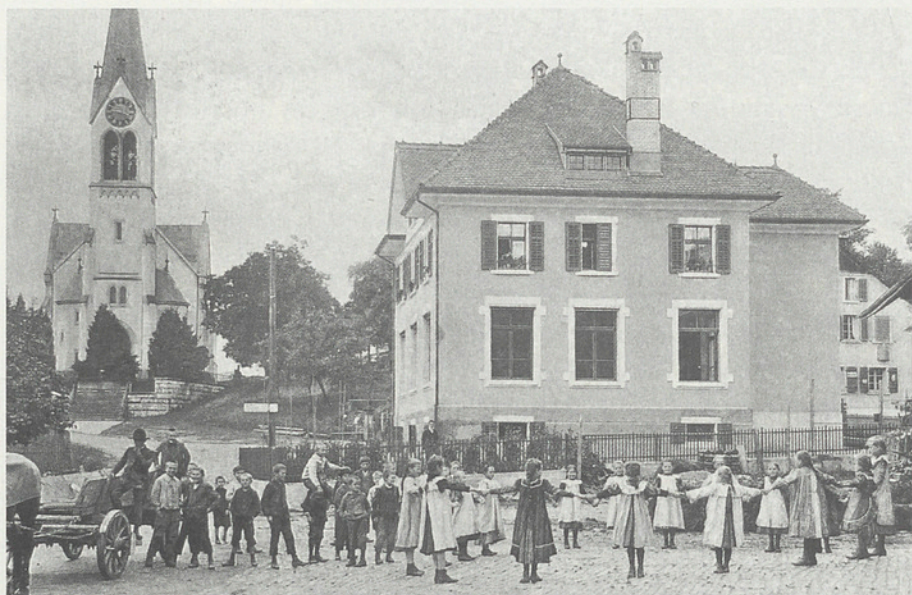
Die Lage der Bauern als Selbstversorger war also mehr oder weniger komfortabel. Anders sah es bei Kleinbauern und Fabrikarbeitern aus. Ihr Ein-

kommen war bescheiden, wie nachstehendes Beispiel einer achtköpfigen Familie eines Fabrikarbeiters im Jahr 1852 zeigt:

Einkommen pro Woche in Franken		Ausgaben pro Woche in Franken (ohne Kleidung, Schule, Arzt)	
Vater Baumwollspinner	9.00	5 Pfund Mehl pro Tag	9.10
Mutter Heimarbeit	2.50	2–3 Brote	2.05
Sohn, 14-jährig, Fabrikarbeiter	2.80	Milch	0.40
Tochter, 15-jährig, Stricken, Weben, Mithilfe bei Heimarbeit		Öl	0.36
		Kaffee	0.08
		Seife, Stärke	0.20
		Heizung	1.65
Total Einnahmen	14.30	Total Ausgaben	13.84

Kinder müssen mitarbeiten, trotzdem bleibt Zeit fürs Spielen

Auch Kinder mussten in Feld, Stall und Küche mitarbeiten, aber wenn die Zeit es erlaubte, amüsierten sie sich mit verschiedenen Murmelspielen, wobei Buben und Mädchen unterschiedliche Spiele bevorzugten. Nach



Spielende Kinder vor dem Schulhaus Lindau

Herzenslust jagten Knaben eisernen Reifen hinterher, die sie mit einem Stecken antrieben, oder feuerten sich beim Seilziehen gegenseitig an, während die Mädchen «Fadenabnehmen» spielten. Dann waren Kreisel, die mit einer langen Peitsche angetrieben wurden, und das Stelzenlaufen sehr beliebt. Verstecken oder Fangen wurde in verschiedenen Variationen gespielt, und im Winter durften Schneeballschlachten genauso wenig fehlen wie die von der Grossmutter erzählten Geschichten.

Das Leben im Dorf Lindau, geschildert von einem Zeitzeugen

Eine Geschichte erzählt auch Abel Burckhardt in seinen 1944 aufgezeichneten Kindheitserinnerungen. Durch sein Kramen in der Vergangenheit vermittelt er ein anschauliches Bild vom Leben in Lindau im ausgehenden 19. Jahrhundert. Er durchlebt in Gedanken noch einmal sein Aufwachsen auf dem Lande, beschreibt Eindrücke und Erlebnisse rund um das Pfarrhaus, genauso wie seine beiden ersten Schuljahre von 1878 bis 1880. So schreibt er: *«Meine ersten Erinnerungen gehen nach Lindau im Kanton Zürich, einem Dorf, das noch heute keine dreihundert Einwohner zählt.»* Und dies ist seine Geschichte:

Abel Burckhardt kommt 1871 in Lindau als ältester Sohn zur Welt. Sein Vater mit gleichem Namen ist von 1868 bis 1880 Pfarrer im Ort. *«Damals ragte ein heimeliges Kirchlein mit einem Dachreiter, in dem vier Glöcklein hingen, über die Dächer, heute steht an seiner Stelle eine neue Kirche, die wenig in die Landschaft passt und der Siedlung viel von der Traulichkeit nimmt.»* (Neubau der Kirche 1896) In seinen ersten Lebensjahren existiert weder ein Bäcker, Metzger oder Kaufladen im Ort, einzig Salz, Petroleum, Zündhölzer und Kandiszucker sind in einer Ablage erhältlich. Dann aber kommt aus einem Nachbarort zweimal die Woche jemand mit einem Korb voll Brot für den Pfarrer und den Lehrer. Wieder etwas später fährt regelmässig ein Bäcker mit Ross und Wagen vor und präsentiert sein Angebot. Als Abel etwa sieben Jahre alt ist, erleben er und die Dorfbevölkerung ein grosses Ereignis. Im kleinen Bauerndorf eröffnet ein Krämer den ersten Kaufladen. Die Freude ist jedoch von kurzer Dauer, denn der Laden verschwindet bald wieder. Der Grund zur Schliessung seien Diebereien gewesen, wird gemunkelt. *«Noch sehe ich den Leiterwagen mit den gewichtigen Zeugen zur Abfahrt nach dem Bezirkshauptort bereit. Eine Verurteilung*

erfolgte, der Laden wurde geschlossen und der Krämer verschwand aus dem Dorf», schreibt Burckhardt. Alles nicht so tragisch, denn die Bauern sind Selbstversorger, leben von eigenem Brot, dem Fleisch von selbst gezogenem Vieh und trinken ihren Most oder säuerlichen Wein. Wenn Abel durch die Fenster der Bauernhäuser späht oder kurz bei den Leuten hereinschaut, sieht er die Frauen spinnen und im Winter die Bauern am Webstuhl arbeiten. Wie für alle Lindauer ist es auch für Abel ein richtiges Spektakel, wenn der Briefträger mit seiner umgehängten Ledertasche aus Effretikon kommt und Briefe sowie Pakete bringt. Das tut er sechs Mal pro Woche. Obwohl am Schulhaus ein Briefeinwurf mit der Aufschrift «Postablage» angebracht ist, sieht der Bub nie jemanden zum Lehrer hinaufsteigen und Briefmarken kaufen. Eines Tages, als er den Postboten kommen sieht, eilt er hinzu und hört, wie dieser zu seiner Mutter sagt: *«Rüsten Sie sich, Frau Pfarrer, es kommt morgen Besuch von Zürich.»* Allen war klar, der Postbote liest die Postkarten aus reiner Neugier, bevor er sie ausliefert.

Auf den schmalen, ungepflästerten Strassen herrscht kaum Verkehr. Hin und wieder ziehen Schimmel den Hammermüller Maggi aus Kempththal in seiner Kutsche gemächlich durch die Landschaft. Abel lebt im Pfarrhaus mit seinen Eltern, einer Schwester und drei Brüdern ein beschauliches Leben. Zum Frühstück gibt es jeden Morgen «Brotbröckli», die mit warmer Milch übergossen werden, zum Mittagessen reichlich Gemüse und Kartoffeln und zweimal in der Woche Fleisch. Zum Zvieri gibt es ein Stück Brot und um sechs Uhr das Nachtessen. Zu gebratenen Kartoffeln, Mais oder Griess wird Milch mit einem «Kaffeewölkchen» getrunken. Butter steht nur am Sonntag auf dem Tisch. Das Sonntagsessen hingegen ist für Abel etwas Eintöniges: jahraus, jahrein «Eilisuppe», Braten und Makkaroni. Zum Znacht gibt es nicht selten die Eierspeise «brates Milchli». Dafür wird für die Zubereitung ein Löffel Mehl leicht geröstet, Milch dazugegeben, dann Eier, Zucker und Rosinen darunter gemischt und das «Milchli» in einem mit Butter ausgestrichenen Töpfchen im Ofen schön gelb gebacken. *«Man ist zufrieden und weiss es nicht anders, als dass es so sein muss»*, resümiert Burckhardt. Weil Abel kein Bauernbub ist, spielt er nicht nur mit Bauhölzern und dem «Gampiross» (Schaukelpferd), sondern auch mit Soldaten und einem Kaufladen. Manchmal wird auch die Puppe der Schwester mit einbezogen. Während die Mutter Klavierunterricht erteilt, schaut er Bäbe, der Magd, manchmal beim Gemüserüsten und Kochen zu. Wenn er Lust hat, darf er mit der Mutter in die Speisekammer und ihr beim Brechen der Makkaroni helfen oder zusehen, wie sie den grossen Zuckerstock mit

Hammer und Zuckermesser bearbeitet. Ganz besonders freut er sich, wenn dabei ein Stückchen für ihn abfällt. Ihn interessiert alles, und so schaut er neugierig zu, wenn der Stubenofen mit schweren «Wellen» eingeheizt wird. Hingegen klettert er nur zaghaft in den dunklen Keller. Dort liegen Fässer, Flaschen, und in Zubern lagern Schinken im Salzwasser eingelegt. Wie es Sitte ist, sind sie Geschenke der Bauern. Oft liest Vater Burckhardt aus der Bibel und erinnert immer wieder an «die Heiden, die in Finsternis und im Schatten des Todes sitzen». So geniesst Abel, ohne dass «gefrömmelt» wird, eine religiöse Erziehung.

Beim Umgang mit der Dorfjugend lernt er viel, weil er jeweils dabei ist, wenn die Erwachsenen graben, pflanzen, pflügen, sähen, dreschen, kneten oder backen. Beim «Bäreheiri», einem älteren Bauern mit buckliger Frau sowie einem erwachsenen Sohn und einer Tochter, verweilt Abel für sein Leben gern. Dort steht in der kleinen Stube ein grosser Webstuhl, der den halben Raum einnimmt und ständig klappert. Nach der Schule spinnt daneben jeweils ein Kostkind feinen Seidenfaden. Wenn Abel zum Essen bleiben darf, kommt eine einzige Schüssel auf den Tisch, woraus jedes Familienmitglied mit seinem Löffel vom Rand gegen die Mitte hin isst. Von der Küche geht es drei Treppenstufen ins Tenn hinunter. Dort wird das Futter für die Tiere gerüstet und mit dem Flegel das Getreide gedroschen. Hier wird auch der Heuwagen mit der Gabel entladen und das Heu auf den Heuboden über dem Stall hinaufgeworfen. Vom Tenn führt eine Türe in den Stall, wo drei Kühe und manchmal ein Kälbchen angebunden sind. Ganz stolz ist Abel, wenn er eine Kuh am Dorfbrunnen tränken darf. Noch mehr steigt sein Selbstbewusstsein, wenn er die Kuh alleine losbinden und zur Arbeit aufs Feld führen darf.

An Werktagen ist das Spaziergehen auf dem Land verpönt. Das gehört sich einfach nicht. Dafür gibt es am Sonntag ausgiebige Wanderungen in den Wald, manchmal einen Besuch beim Kantonsrat in Kleinikon oder beim Hauptmann Wegmann in Tagelswangen. Bei ihm steht in einer Kammer das «Negerlein», vor dem der aufgeweckte Bub jedes Mal ganz hingerrissen stehen bleibt. Vermutlich wartet es hier, bis die nächste Sonntagsschulstunde stattfindet. Denn, wird ihm eine Münze gespendet, nickt der «arme Heidensohn» dankend mit dem Kopf. Wie es Brauch ist, wird die Familie überall mit Speis und Trank bewirtet. So auch in der Appenzelischen Anstalt in Tagelswangen, wo die Familie Burckhardt ebenfalls gern gesehen ist, sei es im Stübli oder im grossen Esszimmer, während in den Sälen die Mädchen singend Seide winden.



Anstalt zum Annagut, Tagelswangen, nach der Schliessung

Bald kennt sich Abel in der Gegend aus. Mit Bäbe marschiert er zum Einkaufen von Eiern nach Hakab und für grössere Kommissionen in die richtigen Kaufläden in Nürensdorf oder Bassersdorf. Eines Tages staunt Abel nicht schlecht, als er bei einem Grosseinkauf erstmals die Zahl hundert hört. Das beeindruckt ihn so sehr, dass er das Erlebnis nie mehr vergessen wird. Genauso ergeht es ihm mit den Leichenzügen. Manchmal schauen er und seine Geschwister durch die Fensterscheiben, wenn vier Männer den mit einem schwarzen Tuch bedeckten Sarg auf ihren Schultern zum Kirchhof hinter der Kirche tragen.

Vor dem Schulmeister, der in einem einzigen Schulzimmer dreiundzwanzig Kinder in sechs Klassen unterrichtet, haben alle grossen Respekt. Lehrer Hintermeister ist so gut, dass manchmal den Wänden entlang ganze Reihen von Seminaristen stehen und den Unterricht mitverfolgen.

Lindau hat Abel Burckhardt für sein Leben geprägt. Als volksverbundener Mensch weiss er sich zeitlebens in allen Volkskreisen zu bewegen, wie er schreibt. Später war er als Pfarrer in Glarus tätig.

Viele Pflichten für den Pfarrer und Arbeit für die Richter

Ein Pfarrer hatte viele Pflichten. Neben Abdankungen, Hochzeiten, Taufen und Predigten war er dafür verantwortlich, dass alle diese Anlässe schriftlich festgehalten wurden. Daneben gab es ein unscheinbares Büchlein mit der Überschrift: «Amtliches Protocoll». Darin notierte der Pfarrer «eröffnete Verlöbnisse», «eingeleitete Vaterschaftsklagen» und «Ehescheidungsbegehren». So wurde beispielsweise fein säuberlich aufgeschrieben, dass sich im Juli 1854 eine 34-jährige Frau gemeldet hatte, die von einem Mann aus dem Königreich Württemberg schwanger sei. Auf Anfrage teilte das Pfarramt im Württembergischen mit, dass der Mann nach Nordamerika ausgewandert sei. *«Da bleibt der ledigen Mutter nichts andres übrig, als diese Klage ans Bezirksgericht Pfäffikon zu überweisen, was am 26. Dezember geschehen sei»*, schreibt der Pfarrer. Ein Jahr später ist es eine 24-Jährige, die sich ein mündliches Eheversprechen geben liess, aber nichts mehr von ihrem Verlobten hörte, ein andermal ist es eine Frau, die von einem Friseur aus Strassburg schwanger wurde, über den Verbleib des Vaters ihres Kindes aber nichts wusste. Oft waren es von Männern ausgenützte Dienstmädchen, die sich an den Pfarrer wendeten.

Und auch Lindaus Friedensrichter blieb nicht ohne Arbeit

Lindaus Friedensrichter ging die Arbeit nie aus. Dabei ging es oft um Servitute, sogenannte Nutzungsrechte. Es wurde um Fuss- und Fahrwegrechte gekämpft, so wie im Juni 1867. Bei diesem Fall einigten sich Kläger und Beklagter, dass beide das unbeschränkte Recht hätten, im ganzen Tenn sowohl mit «Pflögel» als auch mit der Maschine ihre Früchte zu dreschen. Die Kosten für den Vergleich von vier Franken teilten sich die ehemaligen Kontrahenten.

Im April 1867 schlichtete Friedensrichter Heinrich Stahel auch den Streit zwischen einem Weinschenk und einem Schuster aus Lindau, wobei sich der Schuster bereit erklärte, dem Kläger die geschuldeten 75 Franken in zwei Raten zu bezahlen.

Komplizierter wurde es für Stahel, als sich der Streit um ein mütterliches Erbgut von 4200 Franken drehte. Dieses bestand aus einem Schuldbrief von 1750 Franken, dem Weibergutsversicherungsbrief zugunsten der Erblasserin von 2160 Franken und einer Barschaft von 290 Franken. Der Vater von

vier Töchtern und einem Sohn war nicht bereit, die Erbschaft auszuhändigen. Drei Viertel, nämlich 3150 Franken, gingen dann trotzdem an die Kläger, welche nicht etwa die Töchter waren, sondern deren Ehemänner. *«Sollte sich der Sohn, der sich bis dahin ruhig verhalten hatte, ebenfalls sein Recht einfordern, müsse er mit dem beklagten Vater einen separaten Vertrag abschliessen»*, ist vermerkt.

Nicht bei allen Fällen schaffte es der Friedensrichter, die Streithähne zur Vernunft zu bringen. 1874 war es Friedensrichter J. Kuhn, der eine Streitsache an das «wohllöbliche Kreisgericht in Illnau zum rechtlichen Entscheid» überweisen musste. Dabei forderte ein Schuster aus Lindau von einem Milchlieferanten aus Winterberg 31 Franken 45 Rappen ein. Der Fall ist datiert mit *«Grafstall, 3. Januar 1874, Friedensrichteramt Lindau, J. Kuhn»*. Auch Schatzungen um abzutretendes Land zur Flurbereinigung liefen über das Friedensrichteramt. Damals fand im Schweizer Mittelland in der Landwirtschaft allmählich eine Umstrukturierung statt. Sie beinhaltete die Auflösung der kollektiv getragenen Dreizelgenwirtschaft. Es folgte eine erweiterte Fruchtwechselwirtschaft und eine stärkere Integration von Viehwirtschaft und Ackerbau. Kartoffeln und Futterklee wurden in die Fruchtfolge eingebaut. Die Stallfütterung des Viehs im Sommer ergab mehr Mist, und die neu in Gruben gesammelte Jauche trug dazu bei, dass nun systematisch grössere Flächen gedüngt werden konnten. Damit wurden Brache und Allmend allmählich einer intensiven Nutzung zugeführt, und die Flächenerträge stiegen generell an. Die gesteigerte pflanzliche Produktion diente nicht nur der Ernährung der wachsenden und zunehmend gewerblich-industriell tätigen Bevölkerung, sondern auch der Fütterung eines wachsenden Viehbestands. Milchüberschüsse wurden in den im 19. Jahrhundert neu aufkommenden Tal-Käsereien verwertet. Die dabei anfallende Schotte ermöglichte zusammen mit Kartoffeln eine vermehrte Schweinehaltung. Die wachsenden Viehbestände lieferten wiederum mehr Dünger.

Neben dem Friedensrichter amte das Gericht

Gerichtsverfahren existierten auch im ausgehenden 19. Jahrhundert. 1879 klagte Heinrich Wegmann aus Tagelswangen, von Beruf Küfer, gegen Doktor Friedrich Locher, Advokat und Redaktor der «Zürcher Nachrichten». Dieser hatte den rechtschaffenen Mann in seinem Bericht als Mörder angepran-

gert. Als klar wurde, dass es sich schlicht um eine Namensverwechslung mit dem Mörder Heinrich Wegmann, von Beruf Schreiner, handelte, zog Heinrich Wegmann die Klage zurück. Wegmann war damals ein häufiger Tagelwanger Name, weshalb es nicht die einzige Verwechslung blieb. Einmal klagte die Schweizer Nordostbahn zwei Buben an: Jakob Morf und Samuel Reinhold (9 Jahre alt), beide waren in Kost bei Schreiner Wunderli in Oberkempttal. Sie wurden angeklagt «wegen Gefährdung eines Eisenbahnzuges zwischen Effretikon und Illnau, wo sie am 27. September 1880 baumnussgrosse Steine auf die Schienen gelegt hatten».

Protokoll über die Verhandlungen der Gesundheitskommission Lindau

Das Protokollbuch der Gesundheitskommission ab 1877 verrät in seinen Verhandlungsberichten die vielen Aufgaben und Probleme, welche die Kommission zu bewältigen hatte. Es liest sich aus heutiger Sicht wie ein spannender Roman, wo Krankheiten, Tiere, Trinkwasser, Ernährung oder Spitzbubenstreiche zum einfachen Leben gehörten.

So ergab beispielsweise die Inspektion des Arbeitsschulzimmers Grafstal durch Präsident und Aktuar, dass das Zimmer, vermutlich nach einer ansteckenden Krankheit, chloroformiert und gehörig mit Sodawasser gereinigt wurde. Nach ärztlich eingeholtem Gutachten durfte das Zimmer von der Arbeitsschule wieder bezogen werden. Eine dementsprechende Mitteilung ging an Schulpflege und Lehrerin.

Ansteckende Krankheiten mussten der Gesundheitskommission gemeldet werden. Dazu sind beispielsweise zwei Fälle von Diphtherie vermerkt. Diphtherie ist eine Infektionskrankheit, bei der der Erreger primär die oberen Atemwege befällt, wobei das Gift Diphtherietoxin gefährliche Komplikationen und Spätschäden herbeiführen kann. Die Übertragung von Mensch zu Mensch erfolgt über Tröpfcheninfektion, nahen Körperkontakt, Husten oder Niesen. Zwei bis fünf Tage nach der Übertragung der Diphtheriebakterien beginnt die Krankheit anfänglich meist mit Halsschmerzen, Fieber und Schluckbeschwerden. Später kommt es zu Heiserkeit, pfeifendem Atmen und Lymphknotenschwellungen. Es entsteht eine anginaähnliche Mandel- und/oder Rachenentzündung. Die Atemwege können sich dabei so weit verschliessen, dass der Patient unter schwerer Atemnot leidet oder sogar erstickt. Die Sterblichkeit bei Diphtherie war hoch. Besonders gefährdet waren Kleinkinder und ältere Menschen. Deshalb verordnete ein Doktor

Knus dem sechseinhalbjährigen Gustav Schmid eine Spitalbehandlung in Zürich. Die Erreger der Diphtherie sind noch nicht ausgerottet, werden aber durch Impfung unterdrückt. Diphtherie ist weltweit verbreitet und kommt endemisch, besonders im Ausland, noch immer vor. Auch Scharlach war gefährlich. Als die fünfjährige Sophie Wegmann davon befallen wurde, schickte Doktor Moosburger sie in Spitalbehandlung ins «Absonderungshaus Fluntern». Neben den erwähnten Krankheiten gehörte auch Keuchhusten zu den gefährlichen Krankheiten. Oder am 7. April 1889 ging die Meldung ein, dass die 16-jährige Barbara Morf, Fabrikarbeiterin von Grafstal, an Erysipelas (Wundrose, Rotlauf) leide.

Mit Zuschrift vom 16. September 1890 meldete der Bezirksarzt Doktor Goldschmid von Fehraltorf, *«dass dies Jahr aus der Gemeinde Lindau sich nur 2 Kinder amtlich impfen liessen und dass bei beiden der Erfolg ächt war»*. Um welche Impfung es dabei ging, ist nicht ersichtlich.

Am 3. September 1892 kamen neue Vorschriften von der Sanitätsdirektion in Zürich. Dabei verlangte sie, umgehend vorbeugende Massnahmen gegen die sich schnell nähernde Cholera zu ergreifen. Eine Anleitung zur Herstellung von Desinfektionsmitteln lag ebenfalls bei. Daraufhin wurde am 8. September beschlossen, dass Besitzern und Verwaltern von Gasthäusern, Fabriken, Schulhäusern und so weiter ein Kreisschreiben «betreff täglicher Desinfektion der Abtritte» zu erlassen sei. Zudem wurde der Herbergebesitzer Schnurrenberger in Grafstal aufgefordert, *«alle drei Tage eine Liste der Zureisenden zuhanden der Gesundheitskommission zu erstellen. Allfällige Reisende aus dem Ausland sollte er an einer Weiterreise hindern und ohne Voranzeige an die Gesundheitskommission schicken»*.

Menschen vor verunreinigtem Wasser schützen

Weitere Einträge erzählen, wie die Wasserversorgung durch Errichten von Brunnen gewährleistet wurde. Deren Kontrolle unterlag ebenfalls der Gesundheitskommission. Ein Auszug über die Untersuchung der Brunnen in Winterberg lautete folgendermassen:

«Fast alle Brunnen sind in gutem Zustande. Wasser hell und frisch. Der Brunnen beim Hause des Jakob Keller sollte besser gedeckt werden.»



Sodbrunnen in Winterberg

«Das Wasser ist zeitweilig trübe oder weist einen auffallenden Geschmack auf:

- a) Brunnen zum Kellerloch*
 - b) Brunnen Herr Wettstein, Frau Kuhn gehörend*
 - c) Brunnen im Hause von Präsident Johann Keller, Kleinikon*
- Brunnenproben wurden zur Analyse nach Zürich geschickt.»*

Einmal zeigte ein Laufbrunnen durch eine mangelhafte hölzerne Leitung Verunreinigungen, wodurch die Brunnengenossenschaft aufgefordert wurde, den Übelständen in irgendeiner Weise abzuwehren. Bei Laufbrunnen wurde das Wasser in grösserer Höhe gefasst und floss bei natürlichem Geländegefälle durch eine Leitung bis zum Brunnen, wo zusätzliche Becken oder Tröge als Viehtränken, zum Gemüse- oder Wäschewaschen dienten.

Von Waschmaschinen träumte noch niemand. Alles war Handarbeit. Die Wäsche musste fast einen Tag lang eingeweicht werden, dann in grossen Kesseln gekocht und am Waschbrett bearbeitet werden. Dazu verwendeten wohlhabende Leute Kern- oder Schmierseife, ärmere Soda oder Asche. Dann wurde die Wäsche in den Trögen gespült, ausgewrungen und zum Bleichen an die Sonne gehängt oder auf die Wiese gelegt.

Ein Kreisschreiben der Direktion der Sanität vom 21. Juli 1892 wies die Gesundheitsbehörde darauf hin, «den Abflussverhältnissen der gesamten Abwasser ihre Aufmerksamkeit zu schenken, da fehlerhafte Einrichtungen derselben eine grosse Gefahr für die Bewohner bilden». Für die Gesundheitserhaltung der Menschen wurde auch der zum Ausschank bestimmte Wein peinlichst genau kontrolliert.

Auf beanstandete Weinproben folgten Bussen

Es kam vor, dass Weinproben in den Gasthäusern beanstandet wurden. Weinproben in einem Hauskeller in Kempththal wurden folgendermassen notiert: «Weiss Wallisser alt, Nummer 15 weiss Waadtländer alt, Nummer 29 neuer Weinländer rot, Nummer 31 weisser Rumanier alt.» Das Resultat des Kantonschemikers: «Künstliche Färbemittel und gesundheitsschädliche Beimischungen konnten nicht nachgewiesen werden. Hingegen besitzt Probe Nummer 29 nicht die Zusammensetzung eines ächten Naturproduktes angegebener Herkunft und somit muss die Realität dieses Weines mit Bestimmtheit in Abrede gestellt werden.» (15. VII. 1892). Ein andermal hiess es, der Befund des Kantonschemikers habe nicht mit Sicherheit ergeben, ob der fragliche Wein auf künstlichem Wege hergestellt oder bloss gallisiert (aufgezuckert) worden sei. Besonders zeitaufwendig war die Probe bei einem Wirt, weil er sich weigerte, die Kellertüren zur Weinkontrolle zu öffnen. «Das Präsidium machte sofort Mitteilung an das Statthalteramt über diese Renitenz und ersuchte um Überlassung eines Polizisten.» Erst diese Massnahme liess die Wirtschaftsbetreiber die «Kontrollöre» ihres Amtes walten. Diese Renitenz hatte eine Busse in Höhe von 10 Franken und Kosten von 15 Franken zur Folge. Für alles gab es die entsprechenden Kontrolleure, so auch für das Fleisch.

Die Gesundheitskommission und ihre Fleischschauer

Für die Geniessbarkeit geschlachteter Tiere war die Fleischschau zuständig, die ihre Ergebnisse zuhanden der Gesundheitskommission ablieferte. Und weil im Protokollbuch mehrheitlich negative Berichte festgehalten wurden, hiess es am 29. September 1892, dass die geschlachtete Kuh des Herrn H. Baltensperger in Winterberg krank gewesen sei, weshalb das Fleisch

nicht geniessbar sei und *«denaturiert und verscharrt werden müsse»*. Ende Jahr wurde sogar verlangt, dass Fleischschauer Wegmann angewiesen werden soll, künftig einen Tierarzt hinzuzuziehen, wenn ein ganzes Stück Vieh verscharrt werden müsse. Schon damals hielten sich nicht alle an Gesetze und Vorschriften. 1891 wurde schriftlich eine Klage gegen einen Wegmann in Lindau eingereicht. Gemäss dieser soll nachgewiesen sein, dass er die Schlachtabfälle von Kälbern, Ziegen usw. statt zu vergraben, nur in den Jauchetrog geworfen habe. Infolge des entstehenden unangenehmen Geruchs könnte die Gesundheit gefährdet werden, weshalb der Angeklagte unter Hinweisung einer früheren nämlich Klage, datiert vom Oktober 1878, allen Ernstes gewarnt wurde. Im Wiederholungsfalle dieser Gesetzesüberschreitung wurde ihm eine Strafe angedroht. 1889 erreichte Lindau erneut ein Kreisschreiben, diesmal zum richtigen Verhalten bei Maul- und Klauenseuche. Ab und zu wurde ein Fall von Milzbrand registriert, und 1890 musste eine Kuh *«wegen Tuberkulose desinfiziert und gänzlich beseitigt werden»*.

Genauso mussten Bäckereien, Brotläden und Spezereiläden Inspektionen über sich ergehen lassen. Am 28. Dezember 1892 waren es Bäcker Zimmiker in Lindau und Bäcker Jucker in Grafstal. Der Prüfer vermerkte bei Weiss-, Mittel- oder Ruchbroten zu zwei Kilo und den Langen: *«Betreffend Qualität und Ausgebacken sein des Brotes bleibt nichts zu wünschen übrig.»*

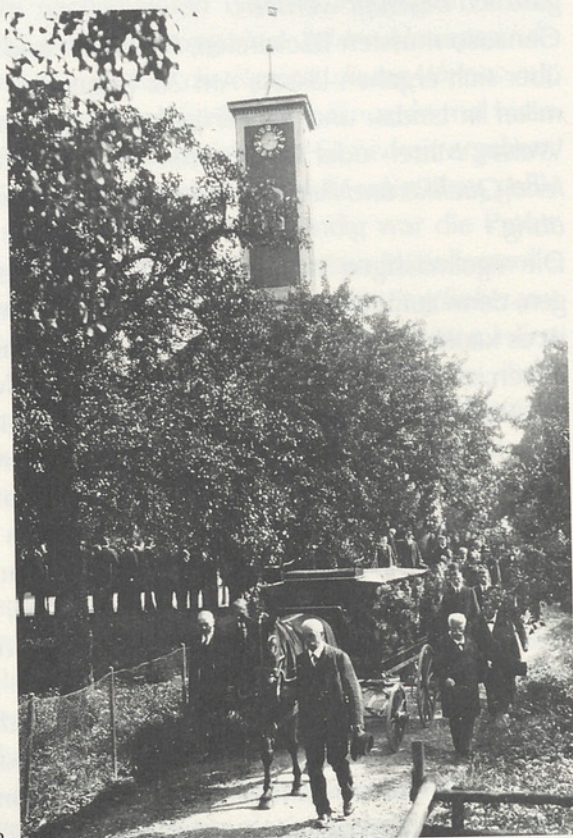
Die regelmässigen Milchkontrollen gaben da eher Anlass zu Beanstandungen, denn zum Käsen musste die Milch einwandfrei sein. Aus heutiger Sicht ist es kaum zu glauben, dass es im Juli 1889 insgesamt 27 Milchlieferanten waren, die ihre Milch in der Sennerei Tagelswangen ablieferten. Im Jahr 2012 ist es nur noch einer. Alle 27 Proben wurden als einwandfrei befunden. Nicht immer hielten die Lieferungen den Untersuchungen stand. Es kam vor, dass die Milch *«verfälscht»* war. Das konnte durch Verwässern oder Entrahmen geschehen. In solchen Fällen wurde die Milch dem Kantonschemiker in Zürich geschickt. Die Rechnung dafür erhielt der Bauer. Nach vermehrten Vorkommnissen wurde bei einer Sitzung entschieden, dass Milchfälscher künftig mit Namen veröffentlicht und als bestraft bezeichnet werden.

Neben den Zivilgemeinden und der politischen Gemeinde gab es die Frauengemeinde. Sie war die einzige, wo Frauen abstimmen und wählen durften. Bei der Vorstandssitzung im Rössli vom 16. Dezember 1892 teilte die Gesundheitskommission mit, dass die Zivilvorsteherschaft Grafstal

mitgeteilt habe, dass die Hebamme von Grafstal bereits im Juni entlassen worden sei. Sie forderte die Gesundheitskommission auf, die nötigen Schritte zur baldigen Wiederbesetzung der Stelle vorzunehmen. 1891 hatte die Hebamme in Tagelswangen gekündigt, weshalb die Gesundheitskommission die Zivilgemeinden Tagelswangen und Lindau anfragte, ob sie eine gemeinsame Hebamme wünschten. Die Antwort zeigte, dass die Zivilgemeinden selbstständig bleiben wollten. Während in Lindau ein Bewerbungsschreiben ausblieb, hiess es am 7. Juli:

«Unter Aufsicht der Gesundheitsbehörde hat durch die Frauengemeinde Tagelswangen die Hebammenwahl stattgefunden. Stimmberechtigte Frauen waren anwesend 29. Stimmen erhielten Frau Wegmann Corrodi 27, Vereinzelt und Ungültig zwei. Somit ist Frau Wegmann als Gemeindehebamme gewählt.»

Was liegt der Geburt näher als der Tod. Auch damit befasste sich die Gesundheitskommission. Für die Sarglieferung gingen im Dezember 1892



Trauerzug in Tagelswangen

zwei Offerten ein. Zum einen von Schulverwalter Schmid aus Tagelswangen, zum andern von Herrn J. Bär, Küfer in Lindau. Weil die Preisunterschiede unmerklich waren, entschied sich die Friedhofvorsteherschaft für das Jahr 1893 für den bisherigen Lieferanten Herrn Bär. Für Neugeborenen-särge erhielt er drei Franken fünfzig Rappen, fünf Franken für Särge für Kinder unter sechs Jahren, acht Franken für Särge für Jugendliche zwischen sechs und sechzehn Jahren und zwölf Franken für Erwachsenensärge. Für das Leichenführen lag damals nur eine Offerte vor, nämlich die von Herrn G. Brändli, Lindau. Für eine Fahrt erhielt er die gleichbleibende Entlöhnung von sechs Franken. Gleichzeitig wurde entschieden, dass der Leichenwagen auch anderen Gemeinden unentgeltlich zur Verfügung steht, sofern er nicht selbst gebraucht werde.

1890 wurde in der Friedhofordnung festgehalten, dass Todesfälle in Winterberg, Kleinikon und Eschikon von Jungfer Kuhn in Grafstal und von Frau Schmid in Kempththal durch Herumsagen mitgeteilt werden.

Der Übergang ins 20. Jahrhundert

Im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert umfasste die politische Gemeinde Lindau die vier Dörfer und Zivilgemeinden: Lindau mit dem Weiler Eschikon, Tagelswangen, Winterberg mit Kleinikon und Kempththal/Grafstal. Es waren vornehmlich Bauerndörfer, deren Land durch bodenständige Bauern bewirtschaftet wurde. Grafstal und Kempththal entwickelten sich vor allem im Zusammenhang mit der stark expandierenden Maggi-Fabrik.

Die Maggi erwarb um die Jahrhundertwende grosse Ländereien zwischen Kempththal, dem Neuhof und Winterberg und betrieb darauf ab 1881 die bekannte «Gutswirtschaft» mit Gemüseproduktion für die Suppenfabrik, Stallungen im «Viehhof» und im «Schlössli» und die weltweit bekannte «Munizucht» auf dem «Berghof». Zeitweise war fast ein Drittel des gesamten Landes in der Gemeinde Lindau im Besitze der Maggi AG.

Dank der «Fabrik von Maggi's Nahrungsmittel AG» war Grafstal die ganze erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hindurch das einwohnerstärkste und gesellschaftlich aktivste Dorf. Wohl mindestens Zweidrittel der rund 500 Maggi-Angestellten wohnten in Grafstal, meist in Maggi-eigenen Wohnungen, denn Julius Maggi war ein Unternehmer mit grossem sozialem und gesellschaftlichem Verständnis.



Munizucht im «Viehhof» um 1954

2. Die Zeit der Krisen und Kriege

Aufschwung zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Die Jahrhundertwende war im ganzen Land geprägt durch starkes Wachstum der industriellen Produktion und des Aussenhandels. Städte wuchsen, und die Bevölkerung nahm stark zu. Der Aufbruch machte sich auch in Lindau bemerkbar. Es war die Zeit der Vereinsgründungen. Durch die allgemeine Industrialisierung im ganzen Kanton Zürich sahen sich besonders die Menschen in der Fabrik in Kemptthal veranlasst, Gemeinschaften zu bilden, ihre Freizeit- und politischen Aktivitäten zu bündeln. Zwischen 1880 und 1930 wurden mindestens 16 Vereine gegründet, wobei in der Maggi AG noch weitere firmeninterne Vereine entstanden.

Erster Lebensmittelladen in Grafstal

Die Führung eines Lebensmittelladens für die ganze Gemeinde war angesichts der vier Dörfer und der Immobilität der Bevölkerung nicht möglich. Jedes Dorf war deshalb auf sich gestellt und konnte selbstständig entscheiden, ob es einen Laden brauchte oder nicht. In Grafstal, wo neben Bauern viele Fabrikarbeiter mit beschränkter Möglichkeit zur Selbstversorgung wohnten, wurde der Wunsch nach einem Angebot an Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen immer lauter. 1909 wurde hier der erste Dorfladen eröffnet.

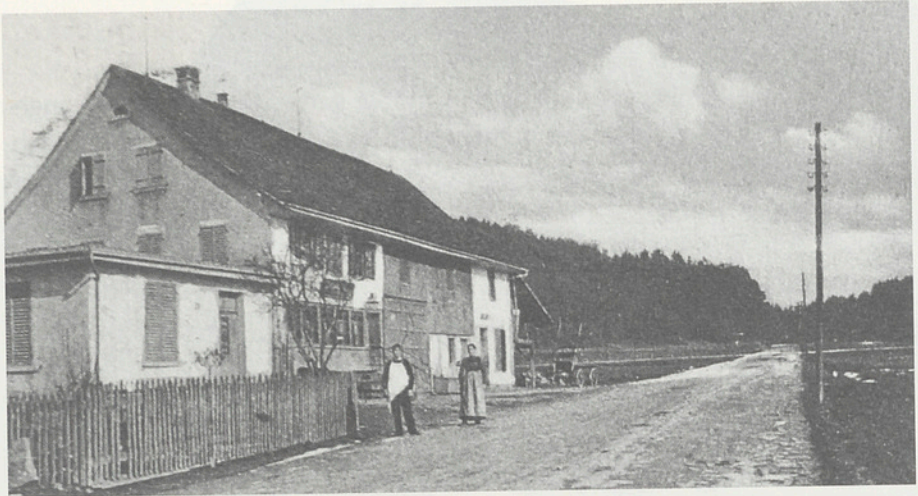
Gasthäuser als gesellschaftliche Treffpunkte

Im Oktober 1853 erfuhren die Leser des «Freisinnigen», dass im Kanton Zürich 1528 Wirtschaften, wovon 1194 Weinschenken, betrieben wurden, mit anderen Worten eine Wirtschaft auf 164 Seelen.

Die Gemeinde Lindau hielt da tüchtig mit. Ursprünglich müssen es gut zwanzig Gasthäuser gewesen sein. In dieser Zeit, in denen noch kein Radio und Fernseher existierten und nur wenige sich eine Zeitung leisten konnten, hatten Wirtschaften eine wichtige Funktion im Dorf. Hier traf sich die Dorfbevölkerung, tauschte Informationen aus, fädelt neue Geschäfte ein und fällt manch wichtigen politischen Entscheid.

Bis in die 1970er Jahre bestanden noch die vier Zivilgemeinden Lindau, Tagelswangen, Winterberg und Grafstal. In deren Dorfbeizen wurden die politischen Weichen gestellt. Mit dem Wegfall der Zivilgemeinden, aber auch mit dem Wachsen der Gemeinde und vor allem mit der erhöhten Mobilität, dem Ausbau des öffentlichen Verkehrs und dem Aufkommen von Radio und Fernsehen verloren die Dorfbeizen ihre Funktion als Informationsquelle. Sie wurden nur noch sporadisch frequentiert und verloren dadurch zum Teil ihre Existenzgrundlage. Sicherlich haben einige Restaurants zwar von der Industrialisierung im Kemptthal profitiert, trotzdem sind im Laufe des letzten Jahrhunderts viele Betriebe aus unterschiedlichen Gründen verschwunden.

Die Kreuzstrasse in Tagelswangen umfasste auch einen kleinen Bauernbetrieb und eine Metzgerei. Da der Besitzer verarmt war und zu wenig Land für den Bauernbetrieb vorhanden war, wanderten die Nachkommen um 1945 nach Argentinien aus. Kurz danach entstand etwa 200 Meter westlich



Wirtschaft zur Kreuzstrasse, Tagelswangen

der Kreuzstrasse das Hotel und Restaurant Hirschen. Heute steht auf der Parzelle Kreuzstrasse das Gebäude der Firma «satorius stedim». Geblieben sind das Restaurant Rössli in Lindau, der Landgasthof Landhus in Tagelswangen, der Gasthof Frieden in Grafstal, die Restaurants Tanne und Thalegg in Grafstal und das Restaurant Bläsihof in Winterberg. Neueren Datums sind das «Raindli» im Alterszentrum und das «La Colina» beim Golfplatz in Winterberg und seit 2009 das Restaurant Riet in Tagelswangen. Neu eröffnet hat 2012 die «Kafichanne» in Tagelswangen.

Erst die Bahn, dann der motorisierte Strassenverkehr

Die Bahn existierte für die grossen Verbindungen zwischen den Städten. Schon am 27. Dezember 1855 wurde die Nordostbahnlinie Oerlikon–Winterthur eingeweiht. Dreimal täglich verkehrte damals ein Zug in jede Richtung, mit einer Fahrzeit von 40 Minuten zwischen Zürich und Winterthur. Heute ist die Strecke eine der meist befahrenen der Schweiz.

Das gebräuchlichste Transportmittel abseits der Bahnachsen war um die Jahrhundertwende aber nach wie vor die Pferdekutsche. Von 1901 bis 1926 verkehrte eine Pferdepost auf der Strecke Brütten–Winterberg–Lindau–Effretikon. Ab 1942 kam das Automobil immer mehr auf. Mit diesem Individualverkehrsmittel war die Bevölkerung unserer verzweigten Gemeinde nicht mehr so sehr auf öffentliche Verkehrslinien angewiesen.

Infolge der Bevölkerungszunahme und zur Verbesserung der vom Automobil unabhängigen Mobilität wurde 1987 eine Buslinie eingeführt. Sie verbindet heute die Gemeindeteile Kempptthal–Grafstal–Winterberg–Eschikon–Lindau–Tagelswangen mit Effretikon SBB.

Strom kam 1909 nach Lindau

Die Firma Maggi war eine der ersten Fabriken, die bereits vor 1900 auf elektrische Energie umstellte. Die Strassen waren zu dieser Zeit noch nicht beleuchtet; in belebten Städten wurden Gaslampen verwendet. In den Haushalten benutzte man Petroleumlampen und Holzkochherde. Gewaschen wurde von Hand.

Aber das änderte sich dank dem Vorbild von Maggi und initiativer politischer Führung der Lindauer. Die Gemeinde erkannte die Chancen der elektrischen Stromversorgung frühzeitig und gründete 1909 kurzerhand ein eigenes Elektrizitätswerk, nachdem das EWZ sie zu lange warten liess. So konnte eine Entwicklung einsetzen, die das Leben in mancherlei Hinsicht verschönerte und erleichterte und das Gewerbe vorwärtsbrachte.



Unterhaltsarbeiten an Freileitungen
im Kanton Zürich im Jahr 1914

Die mageren Kriegsjahre 1914–1918

Der Erste Weltkrieg erschütterte die Welt in ihren Fundamenten. Obwohl die Schweiz neutral war und von Kriegshandlungen verschont blieb, prägten die kriegerischen Auseinandersetzungen auch das Leben in unserem Land. Die rohstoffarme, aber hoch industrialisierte Schweiz war durch den Krieg wirtschaftlich stark betroffen. Tausende Wehrmänner mussten einrücken und fehlten demzufolge am Arbeitsplatz oder auf dem Hof.

Die finanzielle Abfederung der Lohnausfälle vieler Wehrmänner war unzureichend, denn die Arbeitgeber waren nur zu zeitlich beschränkten Lohnzahlungen bei Militärdienst verpflichtet. Eine verbesserte Erwerbserersatzordnung trat erst 1939 in Kraft.

Auch in unserer Gemeinde gerieten viele Familien in finanzielle Schwierigkeiten. Aufgrund einer Motion des Arbeitervereins zur Ausrichtung einer Soldzulage stellte dann der Gemeinderat am 21. Juli 1918 an die Gemeindeversammlung folgenden Antrag:

«Der Gemeinderat, angeregt durch eine Eingabe des Arbeitervereins der politischen Gemeinde Lindau vom 6. März 1918 in Würdigung der von ihren wehrpflichtigen Söhnen, beziehungsweise Familienvätern während der Dauer der seit 1. August 1914 ringsum an unseren Grenzen wütenden und heute (noch) seinem Ende leider noch unabsehbaren Kriege dem Vaterland in Hintansetzung ihrer eigenen Person, bzw. ihrer Familie hinsichtlich der immer noch zunehmenden Verteuerung der Lebenshaltung gebrachten grossen Opfer an Zeit und Geld, beantragt zu Handen der heutigen Versammlung die Ausrichtung einer Wehrmanns-Soldzulage, an alle in der Gemeinde wohnhaften Unteroffiziere und Soldaten mit Wirkung ab 1. Januar 1917 bis 31. Dezember 1918, ohne Unterschied bezüglich Familienstand, Besitz oder Erwerb nach folgenden Grundsätzen:

- a: Die Zulage versteht sich in einer Barleistung der pol. Gemeinde per Mann und Tag von 25 Rp. nach Massgabe der im Dienstbüchlein eingetragenen Dienstage, in der Meinung, dass Dienstleistungen ab 1. Januar 1917 bis Ende 1918 von zusammen nur 20 Tagen auf diese Vergünstigung keinen Anspruch haben.*
- b: Zum Bezuge dieser Zulage sind nur die zurzeit in der Gemeinde ansässigen Wehrmänner berechtigt, und kommt dabei nur die-*

jenige Zeit in Berechnung, während welcher der Betreffende an hiesiger Schriftenkontrolle angemeldet war und Militärdienst zu leisten hatte. Rekrutenschule und freiwillige Dienstkurse fallen ausser Betracht.

c: Die Ausrichtung der Betreffnisse geschieht durch die Gemeindekanzlei,

– für das Jahr 1917 im August nächsthin

– für das Jahr 1918 im Januar 1919

Die genaue Zeitbestimmung ist Sache der Gemeindekanzlei. Rückständige Steuerbeträge des abgelaufenen Jahres können in Abzug gebracht werden.

d: Die politische Gemeinde bewilligt zu diesem Zwecke einen einmaligen Kredit von Fr. 5000.– welche Summe a. Hd. ordentlichen Steueranlage beschafft und in der Gutsrechnung pro 1918 Buchung finden soll.»

Die Gemeindeversammlung war sich einig, dass die Dienstleistenden entschädigt werden sollten. Die sehr lebhaft geführte Diskussion drehte sich hauptsächlich um den Zeitpunkt des Beginns der Auszahlung einer Soldzulage. Ein Antrag aus der Versammlung, etwas weniger, dafür alle Dienstage seit Kriegsbeginn abzugelten, fand keine Mehrheit. Der Antrag des Gemeinderates wurde schliesslich mit 72 gegen 22 Stimmen deutlich gutgeheissen.

Am 8. November 1918 trat der Waffenstillstand in Kraft. Damit waren aber die wirtschaftlichen Schwierigkeiten noch nicht ausgestanden. Die Folgen des Krieges und der wirtschaftlichen Krise waren soziale Unruhen, die sich im landesweiten Generalstreik von 1918 eindrücklich manifestierten. Die Demobilisierung der Armee wurde verzögert. Viele Armeeangehörige mussten bleiben, bis sich die Situation beruhigt hatte.

Die Auswirkungen in der Gemeinde Lindau und insbesondere bei der Maggi waren im Gegensatz zu anderen Landesteilen und Unternehmen marginal.

Die Bevölkerung war in dieser schlimmen Zeit nicht zu beneiden. Nebst den heftigen sozialen Auseinandersetzungen wurde die Welt in der Endphase des Krieges noch von einer weiteren Katastrophe heimgesucht. Eine Grippeepidemie breitete sich über die ganze Welt aus und forderte viele Millionen Tote.

Die spanische Grippe

Gegen Ende der Kriegszeit 1918 erreichte die spanische Grippe ihren Höhepunkt. In der Schweiz starben 25 000 Menschen, davon 1800 Soldaten an der grassierenden Seuche. Diese hatte ihren Ursprung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Der Krankheitsverlauf war heftig, mit Gliederschmerzen und Kopfweh verbunden, und führte zu Lungenentzündungen und innert Kürze oft zum Tod.

Emil (Name aus Datenschutzgründen geändert) aus Tagelswangen erlebte mit seinem Kavalleriepferd «Bagatelle» 347 Aktivdiensttage. Am 16. November 1918 schrieb Emil aus Zürich an seine innigst geliebte Rosa mit Buben, der zweite war gerade vier Monate alt: *«Der Streik ist also fertig. Es wurde von der Kavallerie viel geleistet mit den Säbeln. Die Schwadron war alle Tage in der Stadt.»* Die Säbel waren allerdings nicht geschärft und der dreitägige Streik am 14. November 1918 beendet.

Anfang November 1918 wurde der Waffenstillstand unterzeichnet. Wegen den im Herbst ausgebrochenen Arbeiterunruhen und dem Generalstreik durfte das Militär nicht nach Hause. *«Es besteht keine Aussicht für die Entlassung und mit den Grippekranken steht es böse. Alle Schulhäuser, Turnhallen und grösseren Lokalitäten sind voll von Kranken. Beim Train waren 15 Mann; jetzt sind noch drei gesund. Will nun schliessen und hoffe, auch bald einige Zeilen erwarten zu dürfen.»* Sein letzter Brief. Drei Tage später lag er bereits im Krankenlager Bühl, im Schulhaus Alt-Wiedikon. Am 5. Dezember 1918 starb Emil an Grippe und Lungenentzündung im Krankendepot Bühl, Zürich, im Dienste des Vaterlandes, so geschrieben in der Familienbibel.



Dragonersäbel

1930er Jahre der Wirtschaftskrise

Nach dem Ende der Hyperinflation in Deutschland erfolgte ein wirtschaftlicher Aufschwung, der unter dem Begriff «Goldene Zwanzigerjahre» stand. Doch diese Zeit war nicht für alle so goldig, und die 1929 beginnende Wirtschaftskrise beendete diese lockere Zeit.

Auch die Schweiz konnte sich der sich verschärfenden Weltwirtschaftskrise nicht entziehen. Die Exporte brachen ein, der Bund musste Banken sanieren, die Arbeitslosigkeit stieg von 0,5 Prozent im Jahr 1929 auf über 10 Prozent in den nächsten sechs Jahren. Die Löhne gingen bis zu 20 Prozent zurück. 1936 wertete der Bundesrat den Franken um 30 Prozent ab, um die Exportwirtschaft zu fördern.

Wieder hielten sich die Auswirkungen dieser Wirtschaftskrise in unserer Gemeinde in Grenzen. Zu dieser Zeit gedachte die Arbeiterkommission der Maggi ihres 25-jährigen Bestehens. Im Protokoll vom 6. Mai 1932 wird festgehalten:

«Dass wir bis heute in all den 25 Jahren von ernsten Konflikten verschont geblieben sind, ist zum grossen Teil dem Verständnis, welches die Geschäftsleitung unseren Forderungen und Wünschen entgegengebracht hat, zuzuschreiben.»

Die gewerkschaftlichen Aufforderungen zum Streik lehnten die Arbeiter mit der folgenden Begründung ab: Bei einem Streik würden viele Lebensmittel verderben, was bei der heutigen Knappheit unverantwortlich wäre. Die Arbeiterkommission versuchte, in dieser kritischen Zeit Forderungen aus der Arbeiterschaft nicht weiterzuverfolgen oder auf bessere Zeiten zu verschieben.

Und schon naht der Zweite Weltkrieg

Die Wirtschaft erholte sich, aber die politische Situation in unserem Nachbarland liess nichts Gutes erahnen. Bemühungen für eine friedliche Entwicklung in Europa scheiterten. Drohende Wolken standen schon wieder am Himmel in Europa, es drohte ein zweiter Weltkrieg. Die Schweiz sah sich gezwungen, ihre militärische Landesverteidigung zu stärken. Dafür wurde mit Wehranleihen Geld gesammelt. Auf Aufruf hat auch der Konsumverein die Sammelaktion unterstützt. Der Betrag ist nicht bekannt. Drei

Jahre nach seinem 25-Jahr-Jubiläum erhielt der Konsumverein Grafstal 1936 die Dankesurkunde des Bundesrates für seine Wehranleihe. Darin heisst es: «1936–In gefahrdrohender Zeit hat die Allg. Konsumgesellschaft Grafstal mitgeholfen, die Wehranleihe aufzubringen und die Landesverteidigung zu verstärken. Der Schweizerische Bundesrat dankt für dieses Opfer im Namen des Vaterlandes.»



AUFRUF
an die Bevölkerung der polit. Gemeinde Lindau

Verdunkelung im Luftschutz

1. Für eine wirksame Landesverteidigung ist Vorbeugen die erste Schutzpflicht! Dies gilt heute nicht nur in Bezug auf die Erhaltung einer jederzeit schlagfertigen Armee, sondern auch in Bezug auf die Abwehr und Hilfsbereitschaft der Zivilbevölkerung bei allfälligen Bombenangriffen. Die erforderlichen Maßnahmen sind daher so frühzeitig als möglich zu treffen, auch wenn nicht von einer bevorstehenden Kriegsgefahr gesprochen werden kann.
2. Zu diesen Luftschutzmaßnahmen gehört auch die **Vorbereitung der Verdunkelung**. Die Verdunkelung hat zum Zweck, fremden Flugzeugen zur Nachtzeit die Orientierung zu verunmöglichen oder zu erschweren. Die Verdunkelung wird bei Kriegsgefahr für das ganze Land gleichzeitig angeordnet und wird jede Nacht vollständig durchgeführt werden.
3. Gemäß Kreisschreiben der Luftschutzstelle des Kantons Zürich vom 18. Januar 1937 wird die Frist für die Vorbereitungsmaßnahmen für die Verdunkelung für den ganzen Kanton Zürich bis zum 1. April 1937 verlängert; d. h. daß die Kontrollen erst von diesem Zeitpunkt an erfolgen werden.
4. Jede Außenbeleuchtung an allen Gebäuden ist verboten. Das Verbot erstreckt sich auch auf die Beleuchtung von Schaufenstern, Gartenanlagen, Höfen, Werk- und Lagerplätzen.
5. Größte Aufmerksamkeit ist der **Innenbeleuchtung** zu schenken. Die Verdunkelung kann auf verschiedene Arten erfolgen.
 - a) In erster Linie sollen die **Fenster** mit lichtundurchlässigem Stoff oder festem, dauerhaftem Papier vollkommen abgedunkelt werden, sodaß die Innenräume normal beleuchtet bleiben können. Wo dies aus technischen Gründen nicht oder nur in ungenügendem Maße möglich ist, da ist
 - b) der **Beleuchtungskörper selbst abzuschirmen** durch Ueberstülpen von dunkelblauen Stoffhüllen. Unten ist ein kleines Loch von zirka 1 cm Durchmesser auszuscheiden wegen Erhitzung und Brandgefahr! Auch sind bereits blaue Glühbirnen im Handel, welche auf ihre praktische Verwendbarkeit geprüft sind.
 - c) In unbenutzten Räumen Birne ausschrauben.
Auf keinen Fall dürfen Sicherungen herausgenommen werden.
6. Die Treppenhäuser sollen zur Verhütung von Unglücksfällen mit abgeschirmter Beleuchtung versehen sein. Damit beim Oeffnen der Haustüren kein Licht nach außen dringt, sind besondere Vorhänge oder sogenannte Lichtschleusen zu erstellen.
7. **Wichtig ist das Bereithalten von Notbeleuchtungen mit blauer Abschirmung** (Taschenlampen, Sturmlaternen, Kerzen etc.).
8. Ueber die Beleuchtung von Fahrzeugen werden noch besondere Vorschriften erlassen.
9. Für die **Wohnung** trägt der **Mieter die Kosten und Verantwortung** für richtige Verdunkelung.
10. Für **Treppenhäuser**, Keller, Waschküche, Estrich und andere gemeinsam benützte Räume trägt der **Hausbesitzer die Kosten und Verantwortung**.
11. Weitere Auskünfte über Verdunkelungseinrichtungen und Material erteilen:
 - a) Luftschutzstelle des Kantons Zürich, Zürich 1, Kaspar-Escher-Haus, Zimmer 119, Telefon 27.370;
 - b) Sekretariat des Zürcherischen Luftschutzverbandes, Zürich 1, Bahnhofstraße 70, Telefon 74.700;
 - c) Herr Bertschi, Kempttal, Luftschutzleiter der polit. Gemeinde Lindau, Telefon 33.121.
12. Eine demnächst erscheinende illustrierte Aufklärungsschrift wird viele praktische Anregungen und Hinweise bringen.
13. Um die Einwohnerschaft unserer Gemeinde mit den Verdunkelungs-Einrichtungen eingehender vertraut zu machen, finden demnächst in den Ortschaften Kempttal, Winterberg, Lindau und Tagelswangen Vorträge mit praktischen Vorführungen und Anregungen statt.
Wir möchten Ihnen empfehlen diese Vorträge zu besuchen und bis zu diesem Zeitpunkt umfangreiche Vorkehrungen für die Verdunkelung zu unterlassen; auch mit Anschaffungen sollte bis dahin noch zugewartet werden.
14. Ab 1. April 1937 können jederzeit und unerwartet Kontrollen und Verdunkelungsübungen erfolgen. Seid bereit, denn **Nichtbefolgung der unter 3. genannten Verordnung über die Verdunkelung kann gemäß den Strafvorschriften für den passiven Luftschutz mit Fr. 10.— bis Fr. 200.— Buße oder mit Gefängnis bis zu 3 Monaten bestraft werden!**

LINDAU, den 22. Januar 1937.

Der Gemeinderat.
Die Luftschutzkommission.

Bomberabsturz über Lindau

Im Frühling und im Sommer 1944, nach der grossen Invasion der Alliierten in Frankreich, bombardierten die Amerikaner fast pausenlos deutsches Gebiet. Die grausamen «Feuerwerke» im süddeutschen Raum konnten bis ins Zürcher Oberland beobachtet werden. Während dieser Zeit fanden in unserer Gegend vier Abstürze von US-Flugzeugen statt. Alle diese Flugzeuge waren bei ihrem Grenzüberflug im Bodenseeraum nicht mehr intakt. Ihre Piloten suchten den Schutz der neutralen Schweiz, sei es zur Notlandung oder für den Absprung mit dem Fallschirm.

Die Zeitung «Der Landbote» vom 21. Juli 1944 berichtete:

«Um 10.20 Uhr stürzte ein mächtiger, viermotoriger Bomber, in Flammen gehüllt, in den Wald von Prestberg, nördlich von Horben, nachdem die Besatzung die Maschine schon per Fallschirme verlassen hatte. Die Maschine riss eine breite Bresche in den Wald, bevor sie ganz zerbarst und in Flammen aufging.»

Um 11.00 Uhr wurde ein weiterer schwer havarierter Bomber im Anflug Richtung Dübendorf gesichtet. Es war eine Consolidated B-24 «Liberator». Unsere Jäger hatten sich ihm bald beige stellt. Während einer mächtigen Schleife über Kempthal–Bassersdorf–Dübendorf–Effretikon verliess auch hier die Besatzung mit dem Fallschirm die schwer beschädigte Maschine, die führerlos, mit automatischem Steuer, weiter ihre Kreise zog. Die zehnköpfige Besatzung wurde inzwischen im Raume Kloten–Dübendorf–Effretikon–Lindau aufgegriffen. Der Pilot meldete sofort dem ihn sichernden Ortswehrosoldaten, er sei der letzte, der die Maschine verlassen habe. Um zu verhindern, dass die führerlose Maschine durch den Wind in ihrem Flug über Winterthur abgetrieben werde, erhielt die Flab den Befehl, sie abzuschliessen. Das Flabfeuer war erfolgreich: in der Richtung von Nordosten nach Südwesten fliegend zeigte bald ein breiter Rauchstreifen, dass die Maschine Feuer gefangen hatte. Direkt über dem Dorf Lindau barst die Maschine in einer riesigen Feuerlohe auseinander und stürzte ab.

Die Bevölkerung befand sich zum Teil auf der Strasse und auf dem Feld. Ein Motor mit einem Rad stürzte beim östlichen Dorfausgang zur Erde, 100 Meter südlich des Restaurants Linde stürzte eine Bomberkanzel mit Rumpfteil ab, 100 Meter davon schlug der hintere Rumpfteil mit Schwanzflossen auf, 200 Meter westlich weitere Motoren mit einem Rad, und weiter westlich am Dorfrand bohrte sich ein Flügel in den weichen Wieseboden. Alle Trümmer brannten lichterloh. Die Ortsfeuerwehr hatte rasch

den Absperrdienst organisiert, und Truppen des benachbarten Dübendorf waren zur fachmännischen Sicherung der gefährlichen Trümmerhaufen eingetroffen. In zwei verschiedenen Feuerherden, in denen die Bomberkanzeln brannten, ereigneten sich fortwährend Explosionen der noch in den Gurten sich befindenden Munition der Maschinengewehre. Vermittelt Motorspritzen war aber das Feuer bald gelöscht, und die riesigen Trümmerhaufen des fliegenden Ungeheuers lagen als Schrott verstreut in den erntebereiten Feldern.



Trümmer des «Liberators»

Ein gütiges Geschick hat die Gemeinde Lindau vor schwerem Schaden bewahrt. Kein einziger Bewohner wurde verletzt. Es war nur unbedeutender Sachschaden entstanden.»

Als Lindau ohne Wasser war

Im Dürrejahr 1947 blieben während Wochen alle Niederschläge aus. Es herrschten tropische Temperaturen, das Trinkwasser und das Gemüse wurden rar. Im Zürcher Unterland und im Weinland war die Lage am schlimmsten. Das Dorf Lindau hatte eines Tages keinen Tropfen Wasser mehr in den Leitungen. Das Pumpwerk am alten Kirchweg, ausgangs Lindau, lag trocken. Als Notlösung musste eine Einzelleitung vom letzten Haus in Tagelswangen entlang der Herdlen zum ersten Haus nach Lindau

verlegt werden. Die Leute mussten haushälterisch mit dem Wasser umgehen. Das Vieh wurde an jedes noch verfügbare grüne Plätzchen geführt. Futtergras schnitten die Bauern in der Nacht, um die wertvolle Feuchtigkeit zu bewahren. In einem Tagebuch stand der Vermerk: «Am 24. Juli den Weizen eingefahren.» Das war zu dieser Zeit ausserordentlich früh. Der aussergewöhnlich trockene Sommer im Jahr 2003 ging übrigens für die Gemeinde Lindau ohne Wassermangel vorüber. Die Wasserversorgung ist deutlich sicherer geworden.

3. Der Entwicklungsschub

Die Bevölkerungsentwicklung

Ist die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts in den vier Dörfern der politischen Gemeinde Lindau bezüglich Bevölkerungsentwicklung eher gemächlich verlaufen – Grafstal war am dynamischsten infolge der Maggi-Fabrik –, so zeigte sich in der zweiten Hälfte ein ganz anderes Bild. Der Ausbau der regionalen Verkehrsinfrastruktur mit dem Bahnknotenpunkt Effretikon und der Nationalstrasse N1, aber auch die Schaffung von Wohn- und Gewerbe-zonen in der Gemeinde Lindau, die Investitionen in attraktive Sportstätten, in die Schule und in den Busbetrieb förderten das Wachstum.

Einwohnerzahlen der Jahre 1841 bis 2010

(Die Zahlen stammen nicht alle aus derselben Statistik und sind nicht immer am gleichen Jahreszeitpunkt erhoben.)

Jahr	Total	Lindau	Grafstal	Tagelswangen	Winterberg
1841	919	254	166	275	224
1900	1627	241	651	332	353
1930	1784	303	700	413	368
1950	1864	292	661	461	450
1980	2942	549	535	1186	609
2000	3925	809	563	1693	860
2010	4966	735	1376	1936	919

Im Juli 2010 waren es total 5000 Einwohner.

Erfolgreiche Gemeindepolitik

Während 34 Jahren – von 1954 bis 1988 – war Hans Huber-Widmer Gemeindeschreiber in Lindau. Er legte von der Gemeindeverwaltung aus mit fleissiger und umsichtiger Arbeit die Basis eines erfolgreichen Aufschwungs unserer Gemeinde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Aus seinen schriftlichen Erinnerungen zitieren wir:

«... Die übrigen drei Gemeindeteile – Lindau, Winterberg, Tagelswangen – haben sich aus ursprünglich reinen Bauerndörfern durch die Industrialisierung und Verbesserung der Verkehrsverhältnisse zu begehrten Wohnorten entwickelt. Die Weitsicht der Behörden und Bürgerschaft bei der Schaffung von grösseren Wohn- und Gewerbebezonen gab der Wohnbautätigkeit zunehmend Auftrieb und erlaubte in den dafür vorgesehenen Zonen die Erstellung einiger namhafter Gewerbe- und Fabrikationsbetriebe, vorwiegend im Gemeindeteil Tagelswangen.

Die gute Verkehrserschliessung (Flughafen, Autobahn N1 mit ihren beiden nahe gelegenen Anschlüssen, gute Bahnverbindungen ab Effretikon mit regionalem Busnetz als Zubringer) gab den Anlass zu intensiver Tätigkeit der Behörden.

Als Folge der Ortsplanung (Bauordnungen mit Zonenplänen) waren die 1960er Jahre bis weit in die 1980er Jahre geprägt von Strassen- und Gehwegbauten, meist in Verbindung mit der Realisierung kantonaler Projekte (Autobahn N1, Kreuzung Tagelswangen mit der Personenunterführung usw.).

Auch bei der Abwasserversorgung tat sich einiges: Aufhebung der historischen Kläranlage am Bassersdorferweg in Tagelswangen und Anschluss an die Kläranlage Bassersdorf in Baltenswil, Ausbau der betriebseigenen Maggi-Kläranlage in Kempthal für den Anschluss von Winterberg und später denjenigen von Grafstal an die ARA Mannenberg der Stadt Illnau-Effretikon.

Nebst der Ausarbeitung und Beurteilung komplizierter Vertragsverhältnisse mit den Partnerorganisationen verursachten diese öffentlichen Bauvorhaben Kosten in Millionenhöhe. Alle diese Anschlussverträge und Bauvorhaben haben sich bis heute bewährt.»

Ein deutliches Zeichen, dass sich die Zeiten ändern, war die Mechanisierung der Landwirtschaft. Die immer grösser werdenden Bauernbetriebe mit ihren vielen kleinen unhandlichen Parzellen bedurften einer Bereinigung.

Auf Ersuchen des Landwirtschaftlichen Vereins leitete der Gemeinderat eine integrale Güter- und Waldzusammenlegung in die Wege. Dieses Meliorationswerk dauerte 20 Jahre und konnte 1975 abgeschlossen werden. Im Anschluss an die Gesamtmelioration erfolgte die Grundbuchvermessung, die zur Einführung des eidgenössischen Grundbuches für alle Grundstücke auf Gemeindegebiet führte.

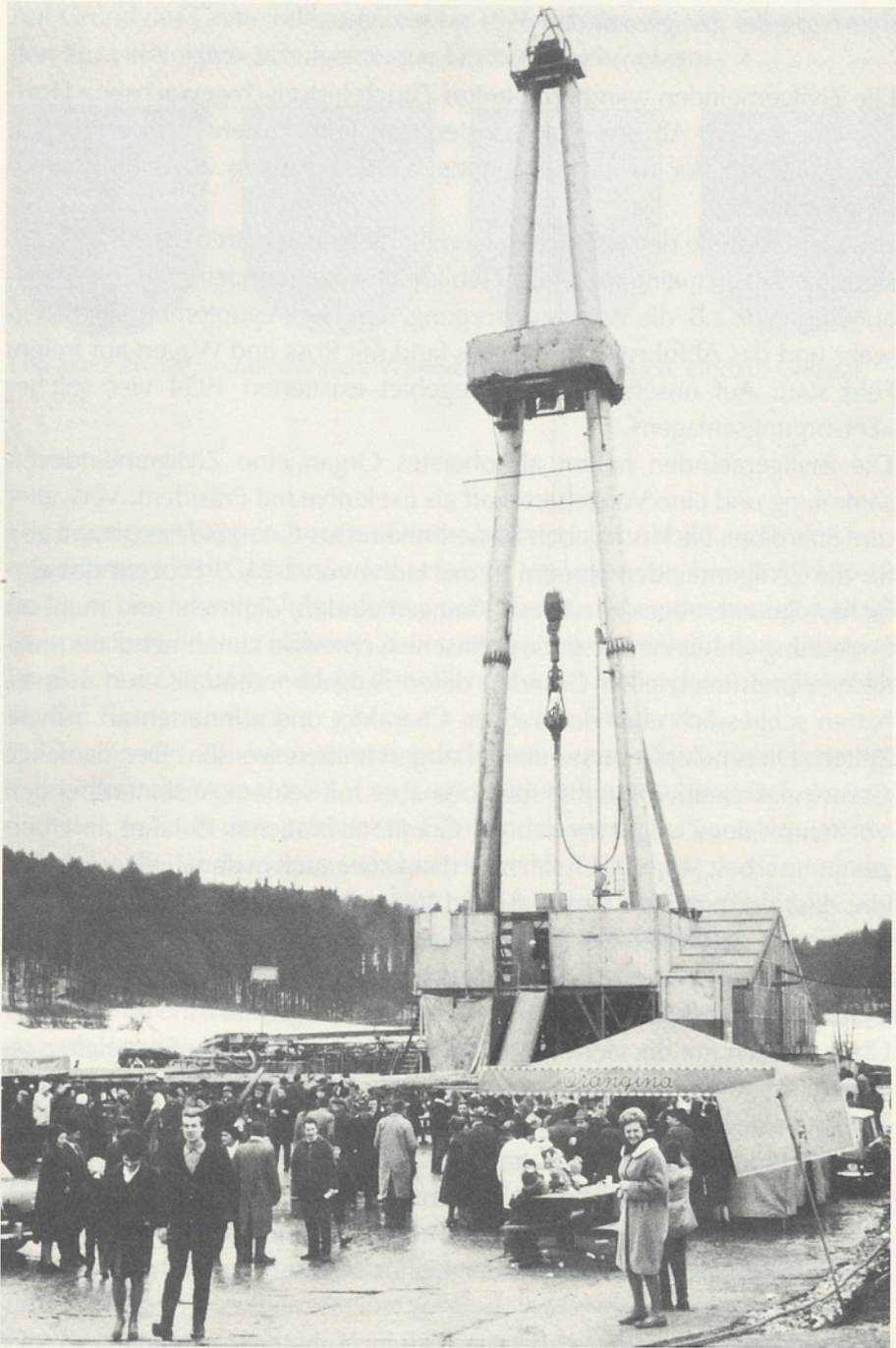
Diese beiden Werke – Güterzusammenlegung und Grundbucherrichtung – waren für die weitere Entwicklung der Gemeinde wichtig.

Ölbohrung in Lindau

Der wirtschaftliche Aufstieg nach dem Zweiten Weltkrieg führte zu einem rasch steigenden Energiebedarf und zu immer mehr Ölimporten. Um die Abhängigkeit von aussereuropäischen Erdölstaaten zu verringern, suchte man nach Erdöl- und Gasvorräten.

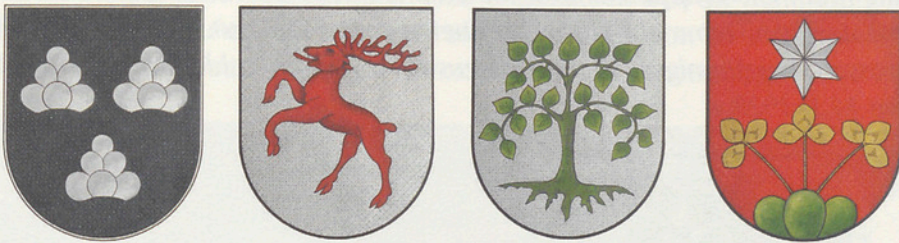
Ein kleiner Erdölfund im nahen deutschen Bodenseegebiet gab der Suche nach Öl eine neue Richtung. Die entdeckte ölführende Schicht lag im Mesozoikum, in Schichten, die im Erdmittelalter entstanden sind und sich in Trias, Jura und Kreide gliedern. Diese Schicht sollte auch in der Schweiz systematisch untersucht werden.

Bei allen diesen Bohrungen wurden zwar geringe Mengen von Öl und Gas gefunden, aber für eine Ausbeutung reichte es nicht. Die Lindauer Bohrstelle im Jahr 1964 befand sich südlich der Verzweigung Nürensdorfer-/ Tagelwangerstrasse auf dem Grundstück von Emil Keller. Erste Öl- und Gasindikationen fand man in einer Tiefe von knapp 1800 Metern, im tieferen Teil der Süsswassermolasse. Der Bohrkopf musste sich bis in eine Tiefe von 2100 Metern hinunterfressen, bis man im Lias (Juraformation) auf Ölspuren stiess. Zwischen 2200 und 2300 Metern waren weitere Indikationen zu verzeichnen, und in 2377 Metern Tiefe stiess man auf Granit, kristallines Grundgestein, das die Hoffnung auf weitere Ölfunde zunichte machte.



Ölbohren in Lindau im Jahr 1965

Auf Grund des Gemeindegesetzes von 1926 wurden die vier Schulgemeinden zur vereinigten Schulgemeinde Lindau verschmolzen.



Die alten Zivilgemeindewappen: Winterberg, Tagelswangen, Lindau, Grafstal

Unsere Wappen

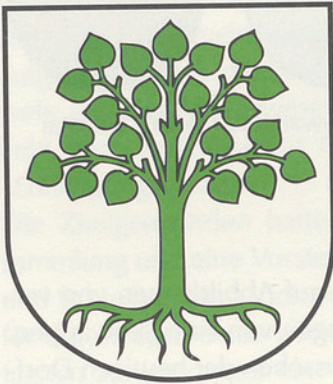
Die heutigen Wappen unserer Dörfer basieren auf Abbildungen von verschiedenen alten Gegenständen oder auf Vorlagen von Familienwappen. Im Laufe des letzten Jahrhunderts wurde das Aussehen der heutigen Dorf- wappen festgelegt. In früheren Zeiten existierten oft verschiedene Wappen im gleichen Dorf. Über deren Geschichte ist fast nichts dokumentiert. Nur für das Gemeindewappen gibt es ein offizielles Dokument.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde den Gemeindewappen vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt. Der Trend ging dahin, amtliche Dokumente, Stempel, Fahnen usw. mit einem Gemeindewappen zu versehen. Schon Mitte des 19. Jahrhunderts entstand eine erste Sammlung der Gemein- wappen des Kantons Zürich, doch dieses Werk war unvollständig und mit vielen Fehlern behaftet. Die nach dem Ersten Weltkrieg gegründete Gemein- dewappenkommission unter dem Patronat der Antiquarischen Gesellschaft entwarf das heutige Lindauer Gemein- dewappen und verfasste dazu folgenden Text:

«Das Wappen, das Johann Friedrich Meiss in seinem Lexikon von 1741 irr- tümlich der Kirchgemeinde Lindau zuschreibt – in rot ein goldener fünfblät- tiger Lindenzweig –, bezieht sich auf die Konstanzer Familie von Lindau. Doch führte auch das zürcherische Lindau ein redendes Wappen: eine ausgerissene grüne Linde. Sie ist weder in Chroniken noch in Wappenbü- chern überliefert, aber auf Darstellungen, welche die Wappenkommission um 1928 in der Gemeinde selbst vorfand, gut belegt.

Der Kasten der Löschspritze von 1918 sowie Wassertansen, Flöchnersäcke und Windlichter aus dem 19. Jahrhundert trugen alle als Schildbild die

Linde. Der heraldische Schmuck der Löscheräte diente offenbar als Vorbild für die Darstellung des Gemeindegewappens auf der Tafel von Krauer um 1860. Die Wappenkommission empfahl dem Gemeinderat, die Linde mit wenigen, symmetrisch angeordneten Ästen und mit verhältnismässig grossen, herzförmigen Blättern darzustellen. Dies beschloss die Behörde am 14.11.1928.»



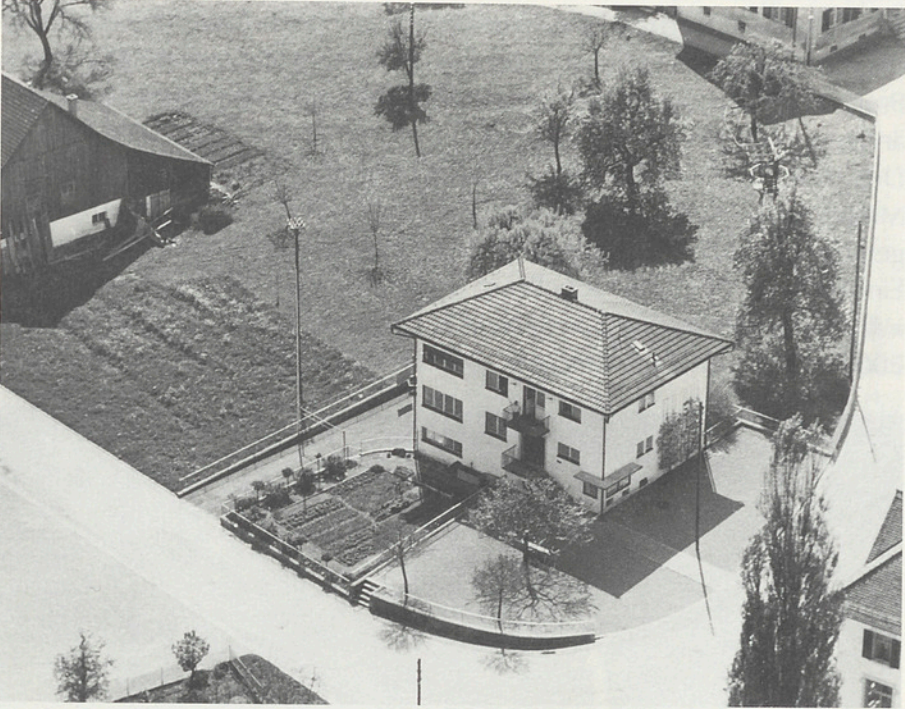
Wappen Gemeinde Lindau

Von der Bauernstube zum Gemeindehaus

Von 1862 bis 1876 war Heinrich Stahel Gemeindegewappenschreiber von Lindau. Seine Stube diente nebenbei auch als Gemeinderatskanzlei. Stahel war Landwirt und nur nebenamtlich Gemeindegewappenschreiber und Zivilstandsbeamter. Sein Haus stand dort, wo heute die AGRIDEA steht. Auch sein Nachfolger stellte seine Wohnstube als Gemeindegewappenschreiber zur Verfügung. Die Aufgaben des Gemeindegewappenschreibers nahmen laufend zu. Die Gemeindegewappenschreiber brauchte ein eigenes Büro. Mit dem Bau des Schulhauses in Lindau nutzte die Gemeinde die Gelegenheit und richtete 1908 im alten Schulhaus ein eigenes Büro ein. Das alte Schulhaus stand auf dem Areal des heutigen Gemeindehauses. Ein Vorschlag für die Verbesserung der Platzverhältnisse im Jahr 1919 wurde nie verwirklicht. Die Krisenjahre jener Zeit machten sich auch bei den Gemeindefinanzen bemerkbar.

Zu einem richtigen Gemeindehaus kam Lindau erst 1937. *«Die ständig wachsende Belastung des Gemeindegewappenschreibers rufe in absehbarer Zeit nach vermehrtem Personal und verbesserten Platzverhältnissen.»* So argumentierte der Gemeinderat an der Gemeindeversammlung vom 19. Mai 1935. Diese bewilligte einen Kredit von 3000 Franken für die Ausführung

von Vorarbeiten. Die Untersuchungen zeigten den schlechten Zustand des bestehenden Gebäudes. Ein Neubau drängte sich auf. An der Gemeindeversammlung vom 15. Dezember 1935 entschieden sich die Stimmbürger für einen Neubau und genehmigten einen Baukredit von 78 000 Franken. Die Baukosten waren etwa zehn Prozent höher als veranschlagt.



Das erste Gemeindehaus von 1937

Die personelle und technische Entwicklung der Verwaltung verlangte nach weiteren Räumlichkeiten: Ein Trauzimmer fehlte, der Büroraum für die Einwohnerkontrolle war zu klein, ein zweiter Schalter war dringend nötig, ein Besprechungszimmer fehlte, der Steuersekretär sollte ein eigenes Büro haben, um die Diskretion zu wahren. Behörden- und Kommissionssitzungen wurden in Restaurants abgehalten.

Im Herbst 1965 wurde ein Kredit von 10 000 Franken für die Detailprojektierung eines Erweiterungsbaus des Gemeindehauses bewilligt. Der Bedarf einer Erweiterung war klar ausgewiesen. Im Mai 1966 bewilligten die Lindauer einen Bruttokredit von 508 000 Franken für die Erweiterung. 1967 wurde der An- und Umbau abgeschlossen.

Schon bald danach wurde wieder gebaut. Die Feuerwehr benötigte ein zeitgemässes Lokal. So entstand ein weiterer Anbau am Gemeindehaus. Eine Aussenrenovation 1987 verschaffte dem Gemeindehaus wieder ein würdiges Aussehen.

1997 begannen die Diskussionen um ein neues Gemeindezentrum. Eine Projektkommission für ein neues Gemeindehaus nahm 1998 ihre Arbeit auf. Ein Wettbewerb wurde ausgeschrieben, und Ende April 1999 entschied sich der Gemeinderat für ein Neubauprojekt am bestehenden Ort. Dieses Projekt fand bei der Bevölkerung wenig Anklang. Auch eine leicht abgeänderte Variante fand keine Gnade.

Der zusätzlich benötigte Platzbedarf musste trotzdem beschafft werden. Mit der Aufhebung der Wohnung im Obergeschoss und einigen Änderungen der weiteren Räumlichkeiten konnte vorerst Platz geschaffen werden. Ein Projekt, das alte Schulhaus zusammen mit dem benachbarten «Wyssehuus» in ein Gemeindezentrum umzubauen, scheiterte im Frühling 2005 an einem Urnenentscheid. Der Projektierungskredit wurde an der



Das Gemeindehaus 2013

Gemeindeversammlung knapp genehmigt, jedoch an der Urnenabstimmung abgelehnt. Mit diesem Entscheid wurde auch die zuvor begonnene Dorfkernplanung auf Eis gelegt.

Über all die Jahre mit den Diskussionen und Planungen für die Erneuerung des Gemeindehauses wurde am alten Gebäude nur das dringend Notwendige repariert oder erneuert. Eine unpraktische Raumaufteilung, schlechte Isolation, reparaturanfällige Installationen, fehlende Rollstuhlgängigkeit und mehr machten eine Renovation des Gebäudes unausweichlich. Im Sommer 2007 waren die Renovationsarbeiten abgeschlossen und die meisten Mängel behoben.

Organisation der Gemeinde

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden viele Gemeindeaufgaben in den Zivilgemeinden nebenamtlich erledigt. Die politische Gemeinde hatte als einzigen Angestellten den Gemeindeschreiber. Mit der Zunahme der Bevölkerung und der vermehrten Delegation von Aufgaben an die politische Gemeinde musste das Personal aufgestockt werden.

Als Hans Huber 1954 bei instabilen politischen Verhältnissen die Stelle des Gemeindeschreibers übernahm, hatte er kurzfristig nur einen Mitarbeiter und eine Lehrtochter zur Seite. Bald fand er neue Kräfte für die Gemeindeverwaltung und das Steueramt. Zugleich brachte er die Ausstattung der Verwaltung auf den neusten Stand. Zusätzliche Aufgaben mussten durch die Aufhebung der Zivilgemeinden übernommen werden.

Ein Meilenstein in der Entwicklung der Verwaltung war die Einführung der elektronischen Datenverarbeitung in den Jahren 1986 bis 1988. Der Lehrlingsausbildung wurde grosse Aufmerksamkeit geschenkt. Mehrere ehemalige Lernende bekleideten später Chefpositionen in Stadt- und Gemeindeverwaltungen. Der Aufgabenbereich der Gemeinden nahm laufend zu. Beschäftigte die Gemeinde 1954 nur zwei Angestellte, waren es 1978 bereits sechs und im Jahr 2000 zwölf Mitarbeiter.

Bis 1910 gab es hier keine politischen Parteien. 1910 begannen die SP und 1919 der Bürgerliche Gemeindeverein politisch aktiv zu werden. Beide Parteien waren immer im Gemeinderat vertreten. In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts übernahmen meist Leute der heute noch aktiven Parteien SP, SVP und FDP die Aufgaben in den Behörden. Auch Parteilose machten immer mit.

Die Gemeindepräsidenten ab 1904

1904–1910	Jakob Ochsner	Winterberg
1910–1913	Gottfried Pfister	Kemptthal
1913–1919	Heinrich Kuhn	Winterberg
1919–1922	Gottfried Wegmann	Tagelswangen
1922–1942	Jakob Isler	Lindau
1942–1950	Emil Bertschi	Kemptthal
1950–1951	Eugen Hefti	Kemptthal
1951–1958	Otto Keller	Kleinikon
1958–1970	Heinrich Ehrensperger	Tagelswangen
1970–1982	Robert Weiss	Lindau
1982–1990	Walter Wintsch	Tagelswangen
1990–1999	Hans Künzi	Eschikon
1999–2001	Anton Wildisen	Lindau
2001–2006	Willy Flammer	Lindau
2006–2012	Fritz Jenzer	Lindau
2012–	Bernard Hosang	Tagelswangen

Ende des 20. Jahrhunderts wurden folgende Behörden vom Volk gewählt

Gemeinderat	7 Mitglieder
Schulpflege	9 Mitglieder, ab 2008 7, 2014 5 Mitglieder
Armenpflege/Fürsorge/Sozialbehörde	5 Mitglieder
RPK Rechnungsprüfungskommission	5 Mitglieder
Reformierte Kirchenpflege	7 Mitglieder

Gewerbebetriebe kommen und gehen

Ab 1970 begannen sich die von der Gemeindeversammlung beschlossenen Gewerbebezonen an der Lindauer-, Ring- und Buckstrasse zu füllen. Zeiss Betonwaren war eine der ersten Firmen, die im Oktober 1970 ihren Neubau einweihen konnte. 1973 zog Adidas Schweiz, die Schweizer Generalvertretung der bekannten Sportartikelmarke, in Tagelswangen ein. 1975 baute Micronel ihre Werkstätte für Kleinst-Ventilatoren an der Buckstrasse, später an der Zürcherstrasse. Dann folgten Ligacon W. Röhl, Naef Terag, Phoenix Contact, Kubotech, um nur die grösseren Firmen zu nennen.

Die Gemeinde Lindau pflegte nicht nur zur Maggi sehr enge Beziehungen. Auch mit den übrigen Gewerbebetrieben wurden die Kontakte gepflegt. Es lag immer im Interesse der Gemeinde, eine genügend grosse Anzahl an juristischen Personen (Unternehmen) in der Gemeinde zu haben. In guten Zeiten, ab ca. 1970 bis 2000, erreichte der Anteil der Unternehmenssteuern am Steueraufkommen der Gemeinde Lindau ca. 30 Prozent. Bis 2005 sank dieser Anteil dann rasant sogar unter 10 Prozent. Maggi, Adidas, Zeiss, Naef-Terag, Kubotech sind alle weggezogen. Die Bemühungen um das Standortmarketing wurden verstärkt.



Gewerbezone Neustadt, Tagelswangen

Die Gutswirtschaft verschwindet, der Strickhof kommt

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Zusammenschluss von Maggi und Nestlé im Jahr 1947 begann die Firma vermehrt ihre Rohstoffe zuzukaufen und benötigte somit immer weniger Kulturland. Zudem zeigte die Planung der Autobahn N1, dass der im Lauf der Jahre beispielhaft abgerundete Landkomplex diagonal durchschnitten würde. Damit sah sich die Maggi AG bzw. die damalige Besitzerin Nestlé S.A. mit der Frage einer anderen Verwendungsmöglichkeit konfrontiert.

Direktor J. Moos von der Maggi AG suchte über die Gemeindeverwaltung den Kontakt mit Regierungsrat Jakob Stucki. Er, Moos, habe gehört, dass die Verlegung der Landwirtschaftlichen Schule Strickhof vom zürcherischen Irchel an den Katzenssee sich vor allem wegen der unverhältnismässig hohen Landpreise nicht habe realisieren lassen. Maggi bzw. Nestlé wären in der Lage, die Landbedürfnisse der neuen Schule im Raume Lindau – Eschikon zu vernünftigen Landpreisen abzudecken. Das vom damaligen Gemeindepräsidenten Robert Weiss vermittelte Gespräch führte zum Erfolg. Der Kanton Zürich erwarb wenige Monate später 84 Hektaren Kulturland



Das landwirtschaftliche Zentrum zwischen Lindau und Winterberg

und Wald in eben diesem Gebiet. Im beleuchtenden Bericht des Regierungsrates zur Volksabstimmung über die Verlegung des Strickhofes nach Lindau wurde unter anderem festgehalten, verkehrsmässig werde die zentral gelegene neue Schule namentlich durch die geplante Nationalstrasse Zürich–Winterthur ausgezeichnet erschlossen. Das Zürcher Volk stimmte am 15. November 1970 dem Projekt und Baukredit von 37,75 Millionen Franken mit 122 165 Ja gegen 48 837 Nein zu. Am 16. Mai 1974 erfolgte die Grundsteinlegung und am 3. September 1976 die festliche Einweihung. Viele prominente Gäste, darunter auch der amtierende Bundesrat Ernst Brugger, beehrten den Strickhof mit ihrer Anwesenheit und bekundeten so ihr Interesse an der Schule am neuen Standort.

Ein Baurecht in der Nähe des Strickhofes erhielten das Institut für Pflanzenbau der ETH und die Landwirtschaftliche Beratungszentrale für die deutschsprachige Schweiz in Eschikon-Lindau (LBL), heute AGRIDEA.

Daran zu erinnern wäre noch: Der Strickhof ist nicht die erste landwirtschaftliche Schule auf dem Gemeindegebiet Lindau. 1818–1826 existierte im Bläsihof in Winterberg die erste «landwirtschaftliche Schule für Arme», der eigentliche Vorläufer des Strickhofes auf dem Irchel in Zürich von 1853 bis 1976.

Bau der Autobahn N1 Zürich–Winterthur

Die Hauptstrasse Nummer 1, Hauptachse vom Bodensee zum Genfersee, führte durch Tagelswangen. Der zunehmende Verkehr wurde zum Horror für die Anwohner. 1960 gab es innerorts noch keine Geschwindigkeitsbeschränkung.

Schon in den Vorkriegsjahren kam die Idee auf, diese stark beanspruchte Strasse durch eine Autobahn zu ergänzen. Die involvierten Gemeinden wurden nach Kriegsende durch die Zürcher Regierung über die Projektstudien und die mögliche Trassierung informiert.

Die Projektierungsphase zog sich über Jahre hinaus. Noch in den 1950er Jahren war keine definitive Vorlage über die Linienführung vorhanden. Das hatte für Lindau zur Folge, dass die vorgesehene Güterzusammenlegung hinausgeschoben werden musste. Das endgültige N1-Trasse wurde erst 1960 bekannt, worauf mit dem Bau dieses Jahrhundertwerkes in Tagelswangen begonnen wurde. Zwar wird hier immer noch von der N1 gesprochen, die Autobahn heisst heute aber A1.



Grafstal und die Autobahn

Hochwasser 1975 / Entlastungskanal Kempt

Wer heute von Oberkempttal der Kempt entlang Richtung Bahnhof Kemptthal marschiert, ist sicher verwundert, wenn er vor dem ehemaligen Fabrikareal Maggi den Entlastungskanal für den normalerweise friedlich dahinfließenden Fluss entdeckt.

Es ist heute kaum vorstellbar, dass die Kempt am 23. Juni 1975 so gewaltig anschwoll, dass in der damaligen Maggi-Fabrik durch Überschwemmungen ein Schaden von 9 Millionen Franken entstand. Weiter wurden die Schaltanlagen der SBB-Station Kemptthal überflutet und ausser Betrieb gesetzt. Insgesamt 14,1 Millionen Franken mussten investiert werden, um sicherzustellen, dass die Kempt nach menschlichem Ermessen keinen weiteren Schaden mehr anrichten kann.



Hochwasserschaden
im Maggi-Areal

«So stelle ich mir den Weltuntergang vor», wurde ein Anwohner der Kempt zitiert. Ein an den Aufräumarbeiten Beteiligter erzählt, dass im Restaurant Thalegg der Weinkeller völlig überflutet war und sich die Weinetiketten gelöst hatten. Da die Herkunft des Weines nicht mehr festgestellt werden konnte, wurden die Flaschen mit sehr gutem Absatz zu einem Einheitspreis verkauft. Auch das Restaurant Rössli in Lindau musste die nach dem Hochwasser unetikettierten Weine zum Einheitspreis von 5 Franken pro Flasche verkaufen.

Die Vorgeschichte

Schwere Regenfälle Anfang Juni 1975 sättigten den Boden im Einzugsgebiet der Kempt, im Oberlauf «Luppmen» genannt, derart, dass das Wasser mit der Zeit ohne Rückhalt auf der Erdoberfläche abfloss. Innert 24 Stunden wurden 115 mm Regen gemessen. Der Fluss wurde in wenigen Minuten zum reissenden Strom. Bahndämme wurden unterspült, Lagergebäude überschwemmt, Lagertanks aus den Fundamenten gerissen und Autos zertrümmert. Es habe geknallt wie bei Bombenexplosionen, wenn Lagertanks in der Maggi-Fabrik an die Decken knallten, erzählten Angestellte, die in der Nähe waren.

Konsequenzen

Alle betroffenen Parteien (Maggi, Bahn, Gemeinde, Strassenverantwortliche vom Kanton) waren sich einig, dass rasch etwas unternommen werden musste, um eine solche Zerstörung in Zukunft zu verhindern.

Das Amt für Gewässerschutz und Wasserbau des Kantons Zürich (AGW) erarbeitete mehrere Variantenstudien. Modelle wurden erstellt und zeigten eindrücklich mit Simulationen, wie das Problem gelöst werden könnte. Alle Betroffenen erhielten Gelegenheit, diese Demonstrationen zu besichtigen und Stellung zu beziehen.



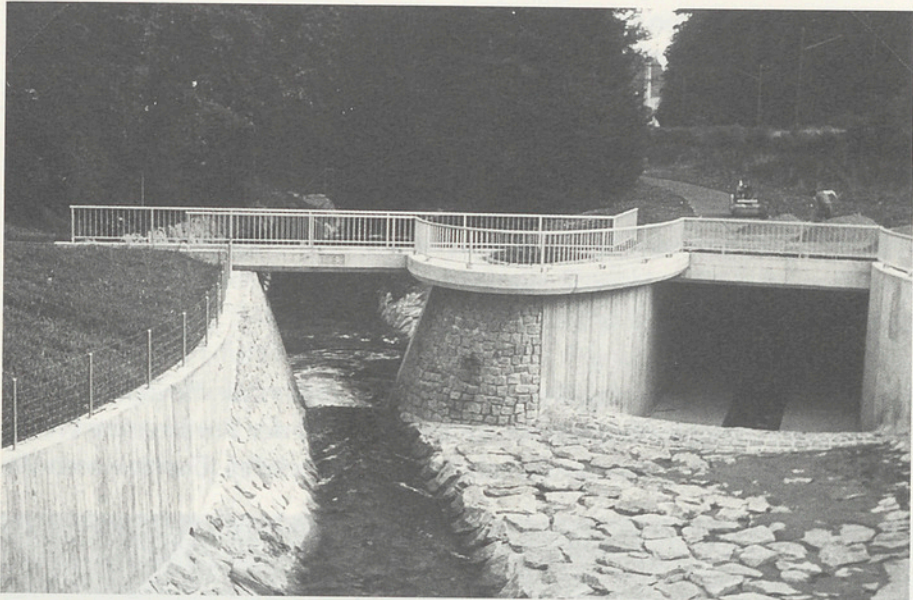
Modell zur Simulation

Gewählt wurde die Variante mit Erhaltung des Kemptlaufes durch die Fabrik und dem Bau eines Hochwasserentlastungskanal. Diskutiert wurden u.a. auch ein Gewässerausbau oder eine komplette Gewässerverlegung. Die letzte Idee wurde jedoch verworfen.

Die Bauarbeiten wurden 1981–1984 realisiert. Verschiedene Probleme mussten dabei bewältigt werden. Die SBB Doppelspurstrecke Zürich–Winterthur musste ungefähr in der Mitte des Kanals unterquert werden. Dieses Teilstück des Kanals wurde seitlich des Bahndammes erstellt und anschliessend hydraulisch unter die Geleise geschoben. Dadurch konnten enorme Kosten für die Bahn eingespart werden. Das Verzweigungswerk

wurde 1983–1984 erstellt. Zweimal wurde diese Baustelle überflutet und die Baugrube mit Wasser, Kies und Schlamm gefüllt, obwohl Vorkehrungen getroffen worden waren, das zu verhindern. Es zeigte sich eindrücklich, wie unberechenbar die Kempt ist.

Rückblickend kann festgestellt werden, dass richtig entschieden wurde. Die gewählte Lösung hat sich in den letzten 30 Jahren bewährt, und zwar jedes Mal, wenn die Kempt wieder Hochwasser führte, so auch im April 2013.



Kemptlauf und Überlaufkanal

Positive Neuerungen

«Der Lindauer»

Die Gemeinde Lindau liegt in einem ungünstigen Überschneidungsgebiet der informierenden Zeitungen. Was Gemeinde-, Schul- und Kirchenangelegenheiten, aber auch Vereinsinformationen betraf, war die Bevölkerung nicht umfassend informiert.

Diese Situation wurde im Lindauer Gemeinderat erkannt. Robert Weiss startete 1980 die Initiative zum monatlich erscheinenden Mitteilungsblatt «Der Lindauer», das an alle Haushaltungen der Gemeinde verteilt wurde.

«Der Lindauer» gewann rasch an Bedeutung. Die Bevölkerung benutzte das Monatsblatt immer mehr für alle gesellschaftlich relevanten Informationen wie Mitteilungen aus dem Gemeinderat, der Schulpflege, der Kirche, aus den Vereinen, den Parteien usw. Heute ist der «Lindauer» in unserer Gemeinde ein zuverlässig gelesenes Organ. Er hat die politische und gesellschaftliche Kommunikation verbessert, sodass alle davon profitieren, diejenigen, welche Informationen verbreiten möchten, und die Bevölkerung, die informiert sein will – und sollte.

Die Situation mit den beiden Zeitungen, dem «Zürcher Oberländer» und dem «Landboten», ist heute noch dieselbe. Eine gute Abdeckung hat heute die Zeitschrift «regio.ch» (früher «Kiebitz»). «regio.ch» erscheint jeden Donnerstag und wird auch an alle Haushaltungen der Gemeinde Lindau verteilt. Sie ist im Erscheinungsrhythmus, jedoch nicht im Inhalt, eine Konkurrenz zum «Lindauer».

Buslinie

Eine weitere Verbesserung der Lebensqualität erfährt die Bevölkerung mit der Erschliessung des Busnetzes. Auf Initiative aus der Bevölkerung wurde ab 1987 der «AVL», Autobusverkehr Lindau, eingeführt. Damit waren die



Lindauer Bus

Gemeindeteile Grafstal, Winterberg, Lindau und Tagelswangen nun endlich an den öffentlichen Verkehr angeschlossen. Vor allem auch mit der Einführung des ZVV (Zürcher Verkehrsverbundes) und des Taktfahrplans im Jahr 1990 wurde dieses öffentliche Verkehrsmittel schnell akzeptiert und rege benützt.

Sportanlagen in der Gemeinde (Sportstättenplanung 1985–1992)

Ausgangslage 1985: Neben der Sanierung des Schwimmbades Grafstal mit einem Kostenaufwand von rund 1,1 Mio. Franken standen ein Neubau des 300-Meter-Schützenhauses mit elektronischer Trefferanzeige (Kostenschätzung 900 000 Franken), die Erweiterung der Pistolenschiessanlage (Kostenschätzung 250 000 Franken), die Verlegung des Armbrustschiessstandes Tagelswangen (Kostenschätzung 250 000 Franken) und die Realisierung eines zweiten Spielfeldes sowie die Erneuerung der Beleuchtung (Kostenschätzung 540 000 Franken) beim Sportplatz in Grafstal an. Vom Staat und Sport-Totto konnte mit 250 000 Franken gerechnet werden, sodass der Gemeinde Nettokosten von 2,8 Mio. Franken verblieben. Von allen Interessierten wurde gefordert, ihr Projekt solle die höchste Priorität erhalten und möglichst rasch realisiert werden.



Die Badi nach der Erneuerung 2006

Als Erstes musste das Schwimmbad Grafstal dringend saniert werden. Die Wasserleitungen sowie das Becken befanden sich in einem sehr schlechten Zustand, und auch die hygienischen und betriebstechnischen Anforderungen genügten nicht mehr. Abklärungen ergaben, dass eine Gesamterneuerung nicht zu umgehen war.

In die 300-Meter-Schiessanlage war jahrzehntelang nichts mehr investiert worden. Das Schützenhaus war in einem desolaten Zustand. So hatten sich die Fundamente zum Teil gesenkt. Eine grössere Schützenstube wurde gewünscht, und eine elektronische Trefferanzeige drängte sich auf. Eine Sanierung war nicht möglich und auch nicht sinnvoll. Ein Neubau wurde geplant.

Die 50-Meter-Pistolenschiessanlage sollte von 6 auf 14 Scheiben erweitert werden. Gleichzeitig wurde gefordert, vier 25-Meter-Scheiben und eine Luftpistolenanlage für den Winterbetrieb zu realisieren.

Das Schützenhaus des Armbrustschiessvereins wurde 1988 durch einen Brand zerstört. Die Gemeinde wollte keinen Neubau auf dem bestehenden Grundstück bewilligen, da unter anderem der Bau eines eigenen Feuerwehrgebäudes für das noch zu schaffende Pikett zur Diskussion stand. Dieses Projekt war nach dem Zusammenschluss der Feuerwehr mit Illnau-Effretikon nicht mehr nötig. Dem Armbrustschiessverein wurde ein Grundstück im Gebiet «Riet» in Tagelswangen zur Verfügung gestellt, wo später das Schützenhaus gebaut wurde. Es brauchte aber einige zähe Verhandlungen und Abklärungen, bis das Schützenhaus stand. Der damalige Vereinspräsident und verantwortliche Projektleiter redete nach Jahren noch vom «steinige Bode».

Beim bestehenden Fussballplatz in Grafstal sollte ein zusätzliches Spielfeld erstellt und die Beleuchtung modernisiert werden. Weiter kamen Abschreibungen dazu, um das vor Jahren erworbene Grundstück vom Finanzvermögen ins Verwaltungsvermögen zu überführen.

Grundsätzlich bestand Einigkeit, dass die verschiedenen Sanierungen und Neubauten dringend nötig waren und realisiert werden sollten. Die teilweise erheblichen Investitionen mussten aber sorgfältig geplant und den finanziellen Möglichkeiten (Finanzplan) angepasst werden. Die Idee einer «Sportstättenplanung» wurde lanciert und ein dem Finanzplan entsprechendes Programm durch den Gemeinderat erarbeitet, den Vereinen mitgeteilt und im April 1986 im «Lindauer» publiziert. Die Sanierung des Schwimmbads begann 1986 und wurde im Frühjahr 1987 abgeschlossen. 1987 war geplant, die Pistolenschiessanlage zu erweitern und den hälftigen

Beitrag an die Verlegung des Armbrustschiesstandes zu leisten. 1988 war vorgesehen, das neue Spielfeld beim Sportplatz zu erstellen und den Restbeitrag an die Armbrustschiesanlage zu leisten. 1989 sollte der Neubau des 300-Meter-Schützenhauses mit elektronischer Trefferanzeige realisiert werden. Von den Vereinen wurden namhafte Eigenleistungen und Frondienste zugesichert. Die Vereine waren natürlich daran interessiert, dass die Projekte gemäss Planung realisiert wurden und sicherten sich gegenseitige politische Unterstützung zu. So wurden die verschiedenen Projekte mehr oder weniger ohne grosse Probleme an den Gemeindeversammlungen oder an der Urne bewilligt.



Korbballturnier auf dem Sportplatz Grafstal

Negative Veränderungen

Der heutige Lebensstandard und die Lebensgewohnheiten bringen es mit sich, dass auch einige unangenehme Veränderungen in Kauf genommen werden müssen.

Es ist schon einige Zeit her, dass die Gegend unserer Gemeinde noch als grüne Lunge zwischen Winterthur und Zürich wahrgenommen wurde. Doch schon seit vielen Jahrzehnten durchquert eine dreifache Hochspannungsleitung unsere Gemeinde. Der seit den 1950er Jahren zunehmende

Verkehr auf Hauptstrasse und Autobahn belastet uns mit Abgasen und Lärm. Der Fluglärm nahm ab 1989 mit der Einführung des Ostanfluges auf den Flughafen Kloten immer grössere Ausmasse an. Der Bau von Mobilfunkantennen machte weiten Bevölkerungskreisen zu schaffen. Nur mit grossem Aufwand konnten Abfalldeponien verhindert werden. Das Wegräumen der sichtbaren Hinterlassenschaften unserer Wegwerfgesellschaft wird der Gemeinde überlassen. Übergeordnete Infrastrukturen verändern sich oft nicht zugunsten der Lindauer Bevölkerung.

Lädelisterben

Die «Allgemeine Konsumgenossenschaft Grafstal-Winterberg», wie sie ab dem Jahr 1933 hiess, wirkte mit ihren beiden Läden in Grafstal und Winterberg unverändert bis in die 1970er Jahre. Dann, durch die aufkommende Mobilität und die immer reichhaltiger ausgestatteten Zentrumsäden, wurden diese genossenschaftlichen Einkaufsmöglichkeiten immer weniger frequentiert.

Die Konsumgebäude in Grafstal und Winterberg wurden im Jahr 1974 an Privatpersonen verkauft. Die Läden im Erdgeschoss betrieb von da an «Volg Winterthur», der auch das ganze Sortiment lieferte.

In Grafstal dauerte das Engagement von «Volg Winterthur» bis 1990. Mangels Erreichung der gesteckten Umsatzziele gab Volg diese Filiale auf. Die Grafstaler hatten 10 Jahre lang keinen Dorfladen mehr. Dann eröffneten Erwin und Susi Klaus «Erwino's Lädeli» im früheren Ladenlokal. Zu verdienen gab's aber kaum etwas, obwohl Grafstal schon am Anfang einer starken Bauentwicklung stand. Mit dem Umbau des Ladengebäudes im Sommer 2007 schloss «Erwino's Lädeli», und anschliessend eröffnete die Volg Detailhandels AG Winterthur den neuen Laden. Grafstal hat nach Unterbrüchen wieder einen Dorfladen mit einem Sortiment für den täglichen Bedarf erhalten.

In Winterberg wurde der Dorfladen bis Ende 2008 von «Volg Winterthur» betrieben, wenn auch mit Veränderungen der Ladenlokalitäten. Seit ca. 1995 wird in einem provisorischen Pavillon verkauft; keine attraktive Verkaufsatmosphäre, aber man ist froh, dass der Dorfladen heute noch existiert. Seit Anfang 2009 wird der Laden privat geführt und das Sortiment von Fall zu Fall bei verschiedenen Zulieferern bezogen. Man wehrt sich auch hier gegen das definitive «Lädelisterben».

In Lindau zog sich der Volg 2001 vom Ladengeschäft zurück. Ein Ladenverein führte den Laden weiter. Das Team gab sich grosse Mühe, musste aber nach zehn Jahren wegen mangelndem Umsatz aufgeben.

Poststellenabbau

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatten die meisten Gemeindeteile ihre Poststellen, wo man Briefe und Pakete aufgab und Einzahlungen machte. Gegen Ende des Jahrhunderts dann aber, mit dem Aufkommen des Internets und dem vermehrten elektronischen Verkehr, schlossen viele Poststellen in kleineren Gemeinden. Bei uns traf es zuerst Kemptthal, dann Winterberg. Verteilt wird die ankommende Post weiterhin in allen Gemeindeteilen. Wo keine Poststelle mehr existiert, gibt's einen Mitnahmeservice, der dem Verträger durch ein «Postböckli» am Briefkasten avisiert wird. Lindau konnte die Poststelle bis heute noch bewahren, allerdings bei stetiger Diskussion und Unsicherheit, ob diese weitergeführt werden soll.

Die ...

Die ...

Die ...

B. Die Gemeinde wächst

1. Die schnelle Entwicklung fordert die Gemeinde

Der Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg forderte den Gemeinden einiges ab. Die Bevölkerung nahm rasant zu, einerseits durch die Stadtfucht, andererseits durch die Zuwanderung aus dem Ausland. Der Strassenverkehr vervielfachte sich. Durch neue Gesetze werden den Gemeinden immer mehr Aufgaben übertragen. Die Erwartungshaltung der Bevölkerung ist gestiegen. Die Gemeinden sind gefordert, all die neueren, zum Teil grösseren Probleme in den Griff zu bekommen.

Die Gemeindewerke

Noch vor nicht allzu langer Zeit waren die Leute verpflichtet, die Strassen vor ihren Häusern sauber zu halten. Heute ist das klar eine Aufgabe der Gemeinde. Nicht nur die Strassen sind sauber zu halten, auch je rund 40 Abfallkörbe und Robidogs sind wöchentlich zu leeren. Dabei finden sich auch immer wieder wilde Abfallablagerungen im Wald.

In früheren Jahren waren die Zivilgemeinden noch besorgt für die allgemeine Ordnung und den Unterhalt der Infrastruktur in den Dörfern. In ihrer Kompetenz lagen auch die Wasserversorgung, das Abfuhrwesen und die Feuerwehr. Bewältigt wurden diese Dienstleistungen noch im Nebenberuf. Bei der Aufhebung der Zivilgemeinden im Jahr 1970 übernahm die politische Gemeinde all diese Aufgaben.

Mit dem Aufkommen der Elektrizität waren die Gemeinden gefordert, ein Verteilnetz aufzubauen. Die vier Zivilgemeinden beschlossen 1908, diese Aufgabe gemeinsam zu lösen. Bereits ein Jahr später gründete die politische Gemeinde für diesen Zweck ein Elektrizitätswerk. Damit entstand das erste Werk der politischen Gemeinde.

Der Ausbau der Infrastrukturen und die wachsenden Anforderungen der Bevölkerung zwangen die Gemeinden, immer weitergehende und neue Aufgaben zu übernehmen.

Heute beschäftigt die Gemeinde Lindau etwa zehn Personen in den Gemeindewerken und im Aussendienst. Der im ehemaligen Maggi-Gutsbetrieb «Berghof» untergebrachte Werkhof wurde 2004 in einen modernen Betrieb umgebaut.

Die Abwasserentsorgung war für die Gemeinde eine grosse Herausforderung. Eine einfache Kläranlage westlich von Tagelswangen entsprach den Anforderungen nicht mehr und musste in den 1970er Jahren aufgegeben werden. Eine eigene Kläranlage hat Lindau nicht mehr; geregelt ist die Abwasserentsorgung durch ein eigenes Kanalisationsnetz und langfristige Verträge mit Nachbargemeinden. Die Abwässer von Lindau und Tagelswangen werden der Kläranlage von Bassersdorf zugeleitet. Winterberg und Grafstal sind der Anlage Mannenberg angeschlossen, und einige Häuser von Kempfthal leiten die Abwässer der privaten Kläranlage auf dem Maggi-Areal zu.



Der Gemeindeelektriker sorgt für Strom im neuen Quartier Eichweid

Das Elektrizitätswerk der Gemeinde Lindau

«Energie optimal verteilt» ist der Leitspruch der Beilage zur Rechnung. Optimal verteilen ist vor allem das, was ein lokales Elektrizitätswerk am besten kann. Um Verluste tief zu halten, soll einerseits Energie mit möglichst grosser Spannung zum Verbraucher geführt und andererseits der Spitzenstromverbrauch möglichst tief gehalten werden. Zum Beispiel kann mit einer 16 000-Volt-Leitung gegenüber einer 380-Volt-Leitung 42-mal mehr Energie übertragen werden.

In der Gemeinde wird der Strom mit 16 000 Volt übertragen. Möglichst nahe am Verbraucher müssen dann Transformatorenstationen geplant und gebaut werden. Die Platzierung solcher Stationen kann durch lokale Verantwortliche am besten geplant werden. Diese kennen die Verhältnisse und die zukünftige Planung. Im Juni 2009 waren 19 Trafostationen in Betrieb. 2008 verteilte das EW Lindau 24,6 Mio. Kilowattstunden (kWh) elektrische Energie. Davon wurden 1,5 Mio. kWh (ausreichend für 300 Einfamilienhäuser) von einer Biogasanlage beim Strickhof und 39 000 kWh von einer Solaranlage beim Marché International produziert. Der Durchschnittsverbrauch pro Kopf betrug im Jahr 2007 5555 kWh, was unter dem Schweizer Durchschnitt von 7642 kWh lag.

Der Anfang des EW Lindau

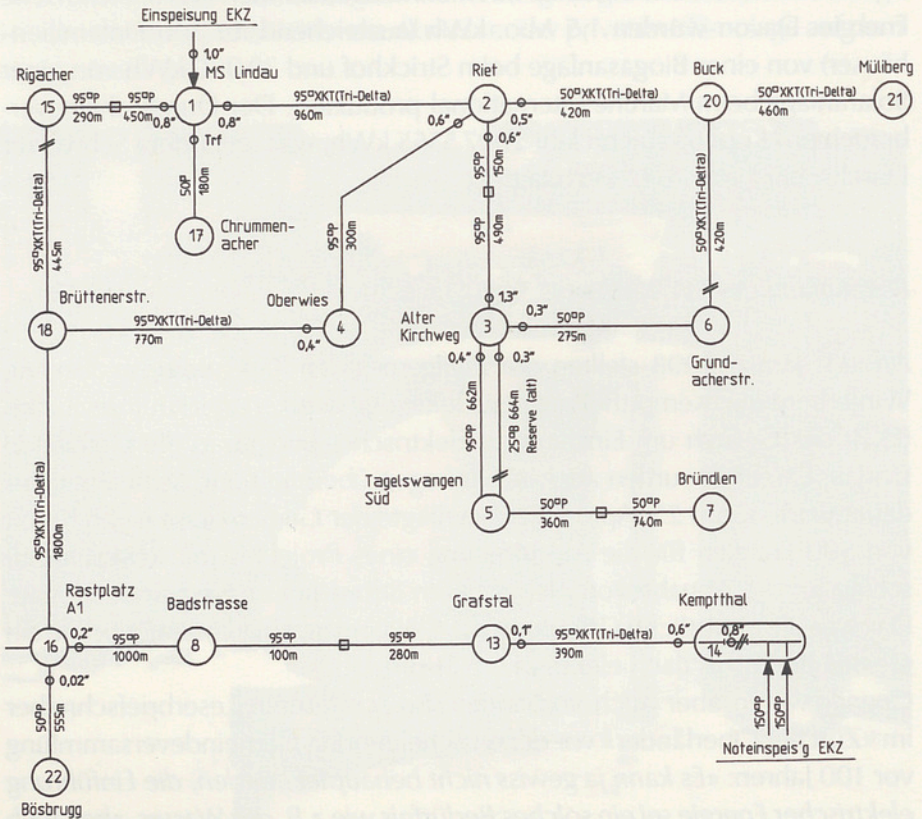
Am 23. Januar 1908 stellten die Zivilgemeinden Tagelswangen, Lindau, Winterberg und Kempththal bei den Elektrizitätswerken des Kantons Zürich (EKZ) das Gesuch um Einspeisung elektrischer Energie in die Gemeinde Lindau. Die EKZ wurden aber mit Anfragen überhäuft und liessen die Lindauer warten. Am 25. April 1909 bewilligte der Gemeinderat einen Kredit von 500 Franken für die Ausarbeitung eines Projektes mit Kostenvorschlag für die Abgabe von elektrischem Strom in der Gemeinde Lindau. Das war die eigentliche Gründung des EW Lindau. Eine Umfrage zeigte ein grosses Bedürfnis nach elektrischem Strom.

Gegner waren aber auch vorhanden. So schrieb ein Leserbriefschreiber im «Zürcher Oberländer» vor der entscheidenden Gemeindeversammlung vor 100 Jahren: *«Es kann ja gewiss nicht behauptet werden, die Einführung elektrischer Energie sei ein solches Bedürfnis wie z.B. das Wasser, aber auch ein Gegner der Vorlage wird deren Nutzen und Bedürfnisse nicht abspre-*

chen können und wird es allgemein begrüßen, wenn das Werk zustande kommt.» Hingewiesen wurde aber auch auf die Vorteile, die Schönheit und Bequemlichkeit des elektrischen Lichts und der elektrischen Kraft für die landwirtschaftlichen Betriebe und das Gewerbe. Besonders hervorgehoben wurde, dass alle Gemeindeteile, auch ungünstig gelegene, von der neuen Energie profitieren sollten. Es war eine vor 100 Jahren weitsichtig geplante Vorlage, die dann auch realisiert wurde.

Das Verteilnetz und die Noteinspeisung

Eine sichere Stromversorgung ist eine sehr komplexe Angelegenheit. So muss dauernd sichergestellt werden, dass Ersatzenergie geliefert werden kann, wenn ein grösseres Erzeugungswerk plötzlich ausfällt.



Ausschnitt aus dem Verteilnetz mit Haupt- und Noteinspeisung

Auf Gemeindeebene wird die Stromversorgung durch eine Ringleitung sichergestellt, in die durch zwei voneinander unabhängige Transformatorstationen Strom eingespeist wird.

Die Übersicht über das Verteilnetz zeigt den Verlauf der Leitungen, über welche die Transformatorstationen versorgt werden. Bei grossen Bauten wie der N1 mussten vorsorglich genügend grosse Kabelkanäle verlegt werden.

Die Strompreise

Um die Jahrhundertwende war der Strom sehr teuer. Eine kWh kostete 80 Rappen. Für 80 Rappen musste ein Arbeiter vier Stunden arbeiten. Der Strombezug wurde in zwei Kategorien unterteilt. Während des Tages wurde der Strom zum Betrieb von Motoren und Bügeleisen als Kraftstrom und während der Nacht für die Beleuchtung als Lichtstrom abgegeben. Von Anfang an konnten die Einwohner der Gemeinde vom eigenen EW profitieren, denn der Kraftstrom wurde für 16 Rappen abgegeben.

Es wurde sehr darauf geachtet, den Kraftstrom während des Tages und den Lichtstrom in der Nacht zu gebrauchen. Da offensichtlich einige Konsumenten während der Beleuchtungszeit Strom für Motoren und Bügeleisen brauchten, wurde im November 1914 ein Schreiben an die Abonnenten verfasst. Darin wurde unter anderem ausdrücklich erklärt, dass der Schaden, der dem Elektrizitätswerk erwachse, wenn ein einziger Motor nur eine Viertelstunde während der Beleuchtungszeit laufe, *mehrere hundert Franken* betragen könne. Zwei bis drei Bügeleisen kämen bezüglich der Auswirkungen einem Motor gleich.

Von Anfang an musste darauf geachtet werden, dass der Spitzenstromverbrauch, für den die Versorgungsanlagen konzipiert waren und für den speziell bezahlt werden musste, möglichst tief gehalten werden konnte. Seit 1962 wird der Verbrauch über eine Netzkommandoanlage gesteuert. Diese Anlage sendet über das Stromnetz Fernsteuerungssignale, um von Hoch- auf Niedertarif umzuschalten oder z.B. Waschmaschinen, Elektroheizungen und Boiler während den Spitzenzeiten zu sperren. Das Verhältnis zwischen Hoch- und Niedertarif ist ein wesentliches Element zur Steuerung des Stromverbrauchs. Dabei ist festzustellen, dass der Energieverbrauch während des Tages und den einzelnen Jahreszeiten erheblich schwankt. Wie bereits erwähnt, geht es vor allem darum, den Haushaltstromver-

brauch in der Gemeinde zu steuern, um so keine teuren Spitzenbezüge zu verursachen. Dass das Ziel, möglichst günstige Tarife zu erzielen, erreicht wurde, stellte 2003 sogar der Preisüberwacher des Bundes fest. Lindau verrechnete weitherum die niedrigsten Tarife. Die elektrische Energie wurde wesentlich länger als bei den anderen Lieferanten zum Niedertarif geliefert. Als Konzession liefert das EW jährlich 150000 Franken an die Gemeinde ab. Zusätzlich betreibt und unterhält das EW die Strassenbeleuchtung.

Die Ära Graf

Der ehemalige technische Leiter, Armin Graf, hat während 27 Jahren bis 1996 das EW im Nebenamt geleitet und wesentlich geprägt. Als Leiter der Elektroabteilung der ehemaligen Maggi-Betriebe realisierte er für das EW grosse Synergieeffekte.

Bei der Übernahme bestand das Büro aus zwei Karteikästen mit den Unterlagen für die Installationskontrolle und einigen A4-Kuverts mit Plänen. Zudem war die finanzielle Lage nicht gerade rosig. Nachdem die Gemeinde sogar Geld vorstrecken musste, war eines der ersten Ziele, das EW auf eine gesunde Basis zu stellen und genügend Eigenkapital zu erwirtschaften, um für zukünftige Investitionen gerüstet zu sein. Es war vorauszusehen, dass auf dem Gebiet der Elektrotechnik grössere Geldmittel benötigt würden, um als Folge von ständigen Neuerungen, wie z.B. Netzkommandoanlagen, das EW auf dem neuesten Stand zu halten. Wichtig waren zielgerichtete und zweckmässige Investitionen für ein optimales Netz. Das Resultat zeigte sich vor allem für die Kunden in tieferen Preisen.

Nun folgte die Eliminierung der Freileitungen. Nach einer zweistündigen Reparatur an einer nach einem Eisregen heruntergerissenen Freileitung war Armin Graf derart durchgefroren, dass er nicht mehr in der Lage war, die Steig-eisen selber auszuziehen. Damals schwor er, jeden verfügbaren Franken in den Bau von unterirdischen Kabelanlagen zu investieren. 1993 wurde die letzte Freileitung zur Hinterwis in Tagelswangen in die Erde verlegt.

Nach dem Rücktritt von Armin Graf wurde dem Gemeinderat von der EW-Kommission empfohlen, aufgrund des umfangreichen Pflichtenheftes die Stelle des bisher nebenamtlich tätigen technischen Leiters durch ein Vollamt zu ersetzen. Eine Massnahme, die sich in der Zwischenzeit sehr bewährt hat. Als Folge der vielen Vorschriften hat der administrative Aufwand massiv zugenommen.



Probleme mit
schneebedeckten Leitungen

Die Entwicklung

Wie aus alten Protokollen der Werkkommission hervorgeht, war der Ersatz von Freileitungen ein Dauerthema, da Stangen teilweise angefault waren. 1966 musste z.B. eine bestehende Freileitung vom ehemaligen Restaurant Hirschen (jetzt Phoenix Contact AG) für 19 500 Franken durch ein Kabel ersetzt werden. Ferner wurde beschlossen, dem Verwalter für die Benutzung der eigenen Schreibmaschine eine Entschädigung von 30 Franken auszurichten.

Im Laufe der Jahre wurde ständig darauf geachtet, das EW auf dem neusten Stand zu halten. So wurde 1993 die elektronische Datenerhebung und -verarbeitung eingeführt, welche den Ableser und die Verwaltung wesentlich entlasten. Weiter sind die Förderung von erneuerbaren Energien und die dauernde Optimierung der Tarifzeiten ein wesentliches Anliegen mit dem Ziel, weiterhin günstige Tarife zu erzielen.

Erhebliche Anstrengungen werden gemacht, um bei der Energieproduktion den CO₂- und den Schadstoffausstoss zu reduzieren. Die Stromversorger offerieren z.B. eine Variante, Energie aus 50 Prozent Kleinwasserkraftwer-

ken, 30 Prozent Biomasseenergie und 20 Prozent Solarenergie zu beziehen. Der Aufpreis für diese Variante beträgt 25,8 Rp. pro kWh. Diskutiert wird auch, ob es sinnvoll und nachhaltig ist, in die Glasfasertechnologie zu investieren. Der steigende Stromverbrauch als Folge der Zunahme von Wärmepumpenanlagen ist eine neue Herausforderung. Um die Spitzen, z.B. am Mittag, zu entlasten, können Wärmepumpen während zwei Stunden abgeschaltet werden. Wie schon erwähnt hat ein zu grosser Verbrauch an Spitzenstrom einen enormen Einfluss auf den Einkaufspreis.

Information

Mit einem Beiblatt «Energie optimal verteilt» zur periodischen Rechnung wird regelmässig umfassend informiert. Themen sind z.B.: Energie sparen, der Energieverbrauch einzelner Geräte im Haushalt, die Energieverteilung, Energiesparen ohne Komfortverlust usw. Ausführlich wurde über Änderungen der Tarifstruktur informiert.

Mit dem dauernden Messen des Energieverbrauchs ist es z.B. möglich, dass Bezüger mit günstigem Bezugsverhältnis (gleichmässiger Dauerbezug) wesentlich günstiger Energie beziehen können als solche mit hoher und kurzer Bezugsdauer. Übertragungsanlagen müssen ja zur Sicherung des Spitzenverbrauchs für alle zur Verfügung gestellt werden.

Weiter wird im «Lindauer» und im Internet ab 2008 umfassend und laufend aktuell informiert. Da ist z.B. zu erfahren, wann die Schlussabrechnung erstellt wird, welche Baustelle wie lange besteht und weshalb immer am letzten Mittwoch im Monat die Strassenlampen den ganzen Tag eingeschaltet sind. An diesem Tag werden die Beleuchtung kontrolliert und die defekten Lampen ersetzt.

Die Zukunft

Nachdem auch in Lindau immer wieder die Frage nach der Zukunftsberechtigung für ein eigenes EW gestellt wurde, meinte der Werkvorstand 2002, es sei für eine Gemeinde wichtig, die Grundversorgung mit Strom und Wasser sicherzustellen. Auf diese Weise hat die Bevölkerung Ansprechpartner in der Gemeinde, die bekannt und mit den Gegebenheiten vor Ort bestens vertraut sind.

Weiter schrieb der Verwalter 2008, dass dank der effizienten Organisation immer wieder erreicht werde, die Preise unter dem Durchschnitt der EKZ und der Nachbargemeinden zu halten. Ziel sei es, eine ausgeglichene Rechnung zu präsentieren, ein gut unterhaltenes und sicheres Stromnetz zu betreiben und auch weiterhin günstige Preise zu offerieren. Das sei die beste Garantie für ein eigenes EW Lindau.

Die Wasserversorgung in der Gemeinde Lindau

Vor Auflösung der Zivilgemeinden 1970 waren die vier Dörfer mit eigenen Wasserkommissionen für die lokale Verteilung zuständig. Unsere Wasserversorgung war lange Zeit stark abhängig von der Firma Maggi.

Die Firma Maggi lieferte während Jahrzehnten Wasser für verschiedene Orte der Gemeinde. Die heutige Versorgung mit Wasser in der Gemeinde Lindau wird von zwei wesentlichen Partnern geprägt:

- Die Wasserversorgung Lindau ist verantwortlich für Grafstal, Kemptthal, Winterberg und Lindau.
- Die Wasserversorgung Effretikon ist vor allem aus historischen Gründen zuständig für Tagelswangen.

Unser Trinkwasser ist von hoher Qualität, hygienisch einwandfrei und entspricht in jeder Beziehung der Lebensmittelgesetzgebung.

Der Durchschnittsschweizer verbraucht heute im Privathaushalt 162 Liter Trinkwasser pro Tag. 30 Prozent gehen in die Toilettenspülung, 18 Prozent brauchen wir fürs Duschen, 20 Prozent für die Waschmaschine, 10 Prozent zum Waschen und Zähneputzen, 8 Prozent gehen in den Garten, 4 Prozent werden zum Kochen, je 3 Prozent zum Putzen, Autowaschen und Geschirrspülen und nur 1 Prozent zum Trinken verwendet (Zahlen von 2007).

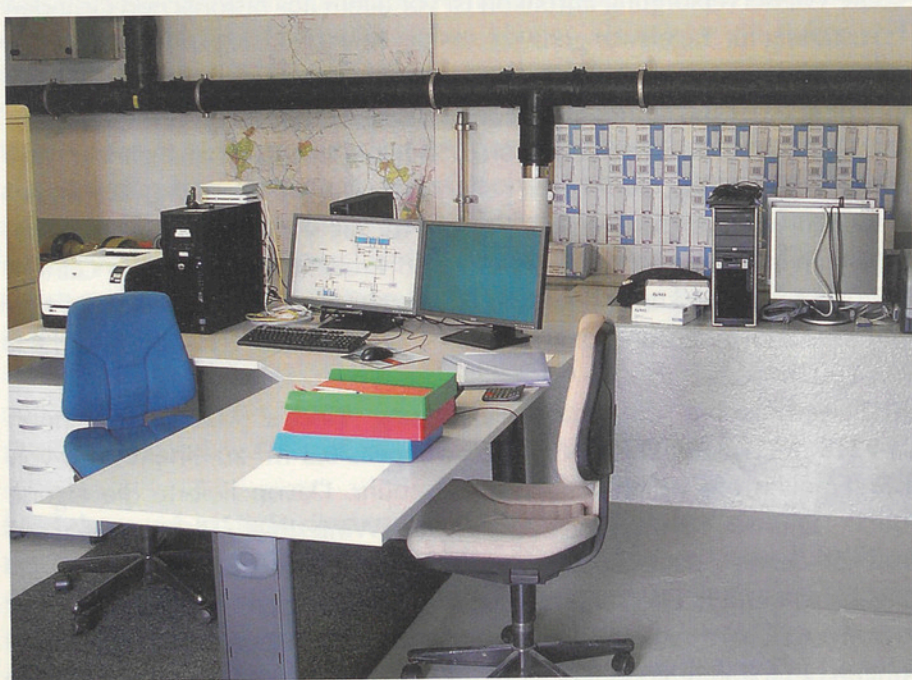
2011 verbrauchte die Wasserversorgung Lindau (3200 Einwohner) 244 218 m³ Wasser. Das sind pro Einwohner 76,3 m³ zu einem Preis von 1.61 Franken pro m³ inklusive Grundgebühr. Davon lieferte die eigene Quelle Emdwis 65 428 m³. Von der WV Winterthur (Tössgrundwasser) und von der WV Lattenbuck (Hardwaldgrundwasser) mussten 178 790 m³ zugekauft werden. Die Versorgung durch unabhängige Grossgrundwasserfassungen sichert zusammen mit der eigenen Quelle auch die Wasserlieferungen bei lokalen Störfällen.

Die Wasserversorgung Lindau umfasst Grafstal, Kempththal, Winterberg und Lindau

1923 wurde die Zivilgemeinde Grafstal an das Leitungsnetz der Firma Maggi angeschlossen. Im Vertrag wurde festgehalten, dass die Wasserversorgung ein selbstständiges Unternehmen der Zivilgemeinde sei und unter der Aufsicht der Wasserkommission stehe. Diese legte die jährlichen Tarife folgendermassen fest:

Haushaltung	Fr. 30.00
Pissoir und Abortspülung	Fr. 7.00
Waschküche	Fr. 11.00
Gartenhahn	Fr. 4.50
Brunnen	Fr. 18.00
ein Stück Grossvieh	Fr. 3.50

Winterberg baute 1895 das Reservoir Kleinikon. Sicher hatte der im Zentrum existierende und restaurierte Sodbrunnen von 20 Metern Tiefe eine



Schaltzentrale im Wasserreservoir Kleinikon

wichtige Funktion. 1933 wurde mit der Maggi ein Liefervertrag abgeschlossen. Um 1960 wurde ein sehr hoher Wasserverbrauch festgestellt. Wasseruhren wurden eingebaut, um den Verbrauch besser zu überwachen. 1962 benötigte Winterberg ca. 93 000 m³ pro Jahr. Nachdem das Leitungsnetz überprüft und 28 Lecks gefunden und behoben worden waren, benötigte Winterberg 1966 noch 33 000 m³ Wasser im Jahr.

Lindau verfügte im Gebiet der Niederwis über ein kleines Pumpwerk. Fast jedes Haus in Lindau hatte eine eigene Quelle. An der Neuhofstrasse sind heute noch mehrere Brunnen mit eigenem Quellwasser in Betrieb, und die Siedlung Lättenhof wird ausschliesslich von einer eigenen Quelle versorgt. Seit Auflösung der Zivilgemeinden 1970 ist die Wasserkommission, die dem Gemeinderat untersteht, für die Aufgaben zuständig.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Elektrizität eingeführt. Das war auch für die Wasserversorgung eine wesentliche Erleichterung, da es nun möglich war, Wasser mittels Pumpen an die Oberfläche zu befördern.

1962 gründete man den Zweckverband Hohenasp. Als Folge davon konnten die Wasserversorgungen Lindau und Winterberg zusammengelegt werden. Gleichzeitig wurde eine Versorgungsleitung nach Brütten ins Reservoir Chapf gelegt, um die Druckverhältnisse in Winterberg zu verbessern. Auch wurde bei Nacht Wasser in das Reservoir Chapf gepumpt, das tagsüber nach Winterberg zurückfloss, um den erhöhten Bedarf abzudecken.

1976 übernahm die Gemeinde von der Maggi das Leitungsnetz Eschikon, Grafstal und das Pumpwerk Lindau. Bald zeichnete sich aber ab, dass das eigene Wasser aus dem Grundwasserpumpwerk Lindau und den eigenen Quellen sowie aus der Option bei der Firma Maggi nicht mehr genügte. Da die Nachbargemeinden Brütten und Nürensdorf die gleichen Probleme hatten, wurde gemeinsam ein Projekt für die Versorgung der drei Gemeinden ausgearbeitet.

An der Gemeindeversammlung vom 9. Dezember 1985 wurde dem Projekt zugestimmt. Gleichzeitig wurde ein Wasserliefervertrag mit den städtischen Werken Winterthur abgeschlossen. Der Abgabeschacht der Versorgungsleitung befindet sich in der Nähe des Stufenpumpwerks Sägissenweid, das neu gebaut wurde. Das Pumpenhaus liegt am Hohenbach, am Fussweg zum Schulhaus Bachwis, wo die Hauptstrasse die A1 unterquert. Das Reservoir Kleinikon wurde ausgebaut und eine Betriebsüberwachungsanlage installiert. Wie bei der Elektrizität muss auch beim Wasser der Spitzenverbrauch, für den Leitungen und Reservoir bereitgestellt werden müssen, speziell bezahlt werden.

Die Wasserversorgung der Firma Maggi

Die Maggi lieferte während Jahrzehnten Wasser für Kempptal, Grafstal, Winterberg, Eschikon und Teile von Lindau und schloss Verträge mit den Zivilgemeinden ab. Nach Auflösung der Zivilgemeinden 1970 wurde ein neuer Vertrag mit der Maggi abgeschlossen, und die erwähnte Wasserkommission übernahm die Aufgaben für die oben genannten Gebiete.

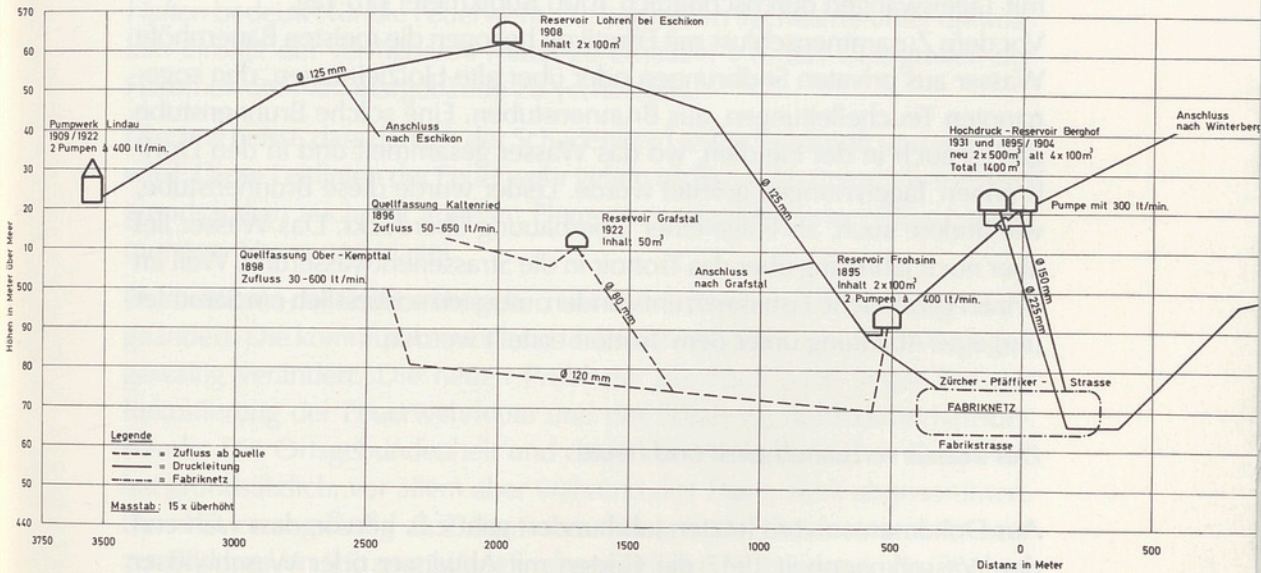


Das Pumpwerk in Lindau

Ein Teil der Maggi-Wasserversorgung war bis 1976 unter anderem das Pumpenhaus in Lindau, das östlich vom Ort und südlich der Strasse liegt und 1909 erstellt wurde. Dies zeigt auch das Titelbild der Maggi-Hauszeitung vom Mai 1960.

Ab 1895 unterhielt die Maggi bereits eine eigene Wasserversorgung. Aus verschiedenen Quellen, unter anderem aus dem Oberkempttal und dem Chaltenried, wurde z.B. das Reservoir Frohsinn gespiesen, welches oberhalb der Zürcherstrasse ausgangs Kempptal steht. Der wichtigste Wasserlieferant wurde das 1931 erstellte Werk Töss, das gegenüber dem

Reitplatz in Richtung Rossberg am linken Tössufer liegt. Drei Pumpen mit einer Gesamtleistung von 3000 Litern pro Minute liefern das Wasser über eine Gussleitung von 225 mm Durchmesser. Dieses Wasser wird in das Reservoir am Winterberger Fussweg, unterhalb des Berghofs, mit einem Totalinhalt von 1400 Kubikmetern geleitet. 200 Kubikmeter werden dauernd als Löschreserve sichergestellt. Der Maggi-Betrieb brauchte während eines Arbeitstages durchschnittlich 2500 Kubikmeter Wasser. Ferner lieferte die Maggi alle drei Wochen gratis 2000 Kubikmeter Wasser für das Schwimmbad, obwohl der Betrieb des Schwimmbades, das die Firma Maggi der Gemeinde schenkte, Sache der Gemeinde Lindau war. Das Bad musste damals alle drei Wochen gereinigt und frisch gefüllt werden.



Ausschnitt aus dem Übersichtsplan der Wasserversorgung Maggi 1971

Die Wasserversorgung Effretikon/Tagelswangen

Seit Ende des 19. Jahrhunderts, als die Verteilung des Wassers zuerst über hölzerne, sogenannte Teuchelleitungen und dann über Gusseisenröhren erfolgte, gab die Wasserversorgung Rikon-Effretikon der benachbarten Zivilgemeinde Tagelswangen Trink- und Brauchwasser ab. Das Wasser wurde und wird bis heute mehrheitlich über die Reservoiranlage Schlimpberg, die immer wieder vergrössert wurde, verteilt. 1974 wurde der Zweckverband Wasserversorgung Effretikon-Tagelswangen gegrün-

det. Gleichzeitig wurde dieser in die Gruppenwasserversorgung Lättenbuck eingegliedert, die das Wasser aus den Quellen und Grundwasservorkommen der Gemeinden Wallisellen, Dietlikon, Wangen-Brüttisellen, Nürensdorf, Brütten, Lindau, Illnau-Effretikon und Bassersdorf bezieht. In Notzeiten kann über die Gruppenwasserversorgung «Vororte und Glattal» vom Reservoir Müliberg Wasser bezogen werden. Dieses Reservoir ist Teil der Wasserleitung zwischen Zürich und Winterthur. Zur langfristigen Sicherung der Wasserversorgung wurde 2012 eine neue Leitung mit einem Durchmesser von 80 Zentimetern von Wallisellen zum Reservoir Müliberg verlegt. Diese Leitung ist für eine Transportkapazität von bis zu 35 000 Kubikmetern pro Tag ausgelegt. Die Wasserversorgung Lindau verbraucht mit Tagelswangen durchschnittlich 1000 Kubikmeter pro Tag.

Vor dem Zusammenschluss mit Effretikon bezogen die meisten Bauernhöfe Wasser aus privaten Sodbrunnen oder über alte Holzleitungen, den sogenannten Teuchelleitungen, aus Brunnenstuben. Eine solche Brunnenstube gab es auch in der Herdlen, wo das Wasser gesammelt und in den Dorfbrunnen Tagelswangen geleitet wurde. Leider wurde diese Brunnenstube, wie andere auch, als Folge einer Überbauung überdeckt. Das Wasser lief aber noch jahrelang über das Trottoir in die Strassenentwässerung. Weil im Winter gefährliche Eisbahnen entstanden, mussten schliesslich ein Sammler und eine Ableitung unter dem Trottoir erstellt werden.

Der Wasserverbrauch einst und heute

Aus Dokumenten vom letzten Jahrhundert geht z.B. hervor, dass während der Wasserknappheit 1947 die Gärten mit Abwasser oder Waschwasser gewässert wurden. Einmal in der Woche wurde eine Gelte (Kübel) mit Wasser gefüllt, um sich zu waschen. Baden oder Duschen erlaubte sich niemand. Die meisten Haushalte waren auch nicht entsprechend eingerichtet. Später wurde in vielen Haushalten einmal in der Woche ein Ofen mit Warmwasserspeicher mit Holz geheizt, um den Familien ein Bad oder eine Dusche zu ermöglichen. Weil für ein solches Bad das Holz meistens zuerst gefällt, zersägt, gespalten und in Körben zum Ofen getragen werden musste, wurde einem bewusst, wie viel Energie ein Bad verschlingt.

Die heutige Situation ist das Resultat einer Jahrzehnte dauernden Entwicklung. Durch das Bevölkerungswachstum der letzten Jahre stieg der Wasserbedarf. Weiter mussten als Folge der regen Bautätigkeit viele,

früher wichtige Quellen aufgegeben werden. Diese wurden unterbrochen, oder es konnten nicht mehr überall Schutzzonen ausgedehnt werden. Ein Beispiel ist die Quelle Sulgi in Winterberg. Die Schutzzone schloss schlussendlich auch das Betriebsareal eines Bauernbetriebes ein. Für diesen waren die Beschränkungen nicht mehr zumutbar, und die Quelle musste 1998 aufgegeben werden.

Retten – Halten – Löschen, die Leitlinien der Feuerwehr

Retten von Mensch und Tier ist die prioritäre Verpflichtung der Feuerwehr.

Halten bedeutet für die Feuerwehr, die bedrohten Sachwerte unter optimalem Einsatz der verfügbaren Mittel zu erhalten, z.B. das Übergreifen der Flammen auf Nachbargebäude zu verhindern.

Löschen heisst, dass danach der Schadenherd selber bekämpft und gelöscht wird. Diese Leitlinien der Feuerwehr gelten nicht nur im Brandfall, sondern grundsätzlich auch bei anderen Elementarereignissen wie Überschwemmungen, Sturm und Hagel.

Die Leitlinien der Feuerwehr gelten seit den Anfängen und haben sich nicht geändert. Die kommunikativen und technischen Mittel haben sich dagegen gewaltig verändert. Die neuen Probleme der Feuerwehr liegen bei der Rekrutierung der Feuerwehrleute und der Erhaltung der Mannschaftsbestände. Die Ortsgebundenheit und damit die Verfügbarkeit im Einsatzfall hat grundsätzlich, vor allem aber während des Tages, stark abgenommen. Dies hat zwangsläufig zu Zusammenschlüssen von Ortsfeuerwehren und zur Bildung von Stützpunktfeuerwehren geführt. Früher waren die Zivilgemeinden für die Feuerwehren verantwortlich. Die ideale Lösung, weil noch keines der heute üblichen Kommunikations- und Transportmittel vorhanden war, um die Mannschaft rasch zum Brand zu bringen. Die Einheimischen kannten die lokalen Gebäude und konnten so schnell Menschen retten und Tiere ins Freie bringen. In einem Protokoll von 1921 wurde vermerkt, dass wesentliche Teile der Kosten von da an zulasten der politischen Gemeinde gingen, obschon das Feuerwehrwesen als solches wie bis anhin bei den Zivilgemeinden blieb. Das ermöglichte zum Beispiel, Feuerwehrspritzen und Atemschutzgeräte zentral einzukaufen und zu lagern.

In jedem Dorf wurde ein Feuerwehrweiherr erstellt. 1981 musste der Fortbestand eines solchen Weihers an der Hinterdorfstrasse in Lindau durch

eine Vereinbarung mit der Gemeinde gesichert werden. Dieses Objekt wurde, da es wichtig war, offenbar in früheren Zeiten ohne Landerwerb oder grundbuchamtliche Sicherung auf fremdem Land errichtet.

Nach dem Kommandanten war der wichtigste Mann der Wendrohrführer. Schon ab 1686 waren Feuerwehrspritzen im Einsatz. Die Helfer bildeten eine Kette zum Feuerwehrweiher und reichten einander Kübel voll Löschwasser, die in den Spritzkasten geschüttet wurden. Eine besonders schöne Feuerwehrspritze mit Baujahr 1880, die 1989 vom ehemaligen Malermeister Enderli restauriert wurde, steht heute im Erdgeschoss des Vereinsarchivs. Ein imposantes Gerät, ca. 6 m lang, 2 m hoch und 2 m breit, mit einer Pumpleistung von 6 Litern pro Hub.



Die Handdruckspritze Ferdinand Schenk, 1893 für 1963 Franken gekauft

1970, nach der Auflösung der Zivilgemeinden, kam eine entscheidende Wende. Eine neue Feuerwehrverordnung trat in Kraft, und die vier Löschzüge Lindau, Tagelswangen, Winterberg und Grafstal wurden einem Kommandanten unterstellt. Die Betriebsfeuerwehr Maggi blieb selbstständig, konnte aber jederzeit aufgeboten werden. Eine Feuerwehrkommission mit einem Vertreter des Gemeinderates, dem Kommandanten, den Löschzugkommandanten und dem Kommandanten der Betriebsfeuerwehr Maggi hatte nun die Aufsicht über die Feuerwehr.

Am Samstag, 7. September 1974, brannte das Bauernhaus von Walter Wegmann am Büel-Weg 6. Bereits 10 Minuten nach Auslösung des Alarms schoss Wasser aus den ersten Leitungen. Die Bewohner konnten sich über die Fassade in Sicherheit bringen, und in letzter Minute konnte auch der Bestand von 21 Tieren gerettet werden. Das Gebäude erlitt Totalschaden und wurde nicht mehr aufgebaut.



Brand am Büel-Weg 6 im September 1974

Am Samstag, 19. Juli 1975, brannte es erneut in Tagelswangen. Um 22 Uhr standen zwei zusammengebaute Landwirtschaftsgebäude an der Wangerstrasse in Vollbrand, der sich in kurzer Zeit zu einem Grossbrand entwickelte. Alle Bewohner konnten rechtzeitig in Sicherheit gebracht werden. Mit zwölf Leitungen kämpften die Löschzüge Tagelswangen und Lindau gegen die wütenden Flammen. Die Liegenschaft konnte aber nicht mehr gerettet werden; dagegen gelang es, ein Übergreifen auf die benachbarten Gebäude zu verhindern. Da galt der Spruch, den man früher oft hörte, «das ist unser Brand, da haben Fremde nichts zu suchen», nicht mehr. Zu bemerken ist noch, dass die Gebäude, wie heute vorgeschrieben, nicht durch eine Brandmauer getrennt waren.

In der Feuerwehrverordnung vom 27. September 1971 wurde auch die Forderung der Direktion des Inneren, dass ein Feuerwehrpikett einzurichten sei, aufgenommen. Nachdem diese Forderung jahrelang ignoriert worden war, wurden die Verantwortlichen 1983 nach Zürich zitiert und erneut ermahnt, vorwärts zu machen. Ein Druckmittel der Gebäudeversicherung war, dass allfällige Subventionen für Neuanschaffungen nicht gewährt würden. Weiterhin wurde hart diskutiert, doch langsam sah man ein, dass die kantonalen Verordnungen keinen Ermessensspielraum zuließen.

Am 31. Dezember 1984 musste unter Mithilfe der Betriebsfeuerwehr Maggi und des Löschzugs Tagelswangen in der ehemaligen Betonwarenfabrik Zeiss ein Brand gelöscht werden. Ein Gebäude, das eigentlich gar nicht brennen konnte, da kein Holz vorhanden war. Irgendwo hatte sich Plastik entzündet, und ein Feuer mit enormer Hitze und beissendem Rauch entstand. Telefonhörer und Papierkörbe schmolzen. Den Verantwortlichen war rasch klar, dass bezüglich Ausrüstung Entscheidendes getan werden musste. Einsätze mit konventioneller Ausrüstung konnten nicht mehr verantwortet werden. Bessere und für grosse Hitze geeignete Atemschutz-



Stolz der Lindauer Feuerwehr im Jahr 1993

geräte und Kleider mussten angeschafft werden. Weiter wurde intensiv über die Anschaffung eines Tanklöschfahrzeuges, die Bereitstellung eines passenden Gebäudes und die Pikettorganisation mit den organisatorischen, personellen und finanziellen Folgen diskutiert. Da, wie erwähnt, erhebliche Investitionen anstanden und von der Pikettorganisation niemand begeistert war, wurden zuerst Gespräche mit der Stützpunktfeuerwehr Winterthur über eine allfällige Zusammenarbeit geführt. Als auch in der Gemeinde Lindau, vor allem in der Oberwis Tagelswangen, in die Höhe gebaut wurde, drängte sich die Anschaffung einer Autodrehleiter auf. Mit der Gemeinde Illnau-Effretikon konnte 1986 ein Anschlussvertrag unterzeichnet werden, um im Bedarfsfall eine Autodrehleiter anzufordern.

1992 gab die Direktion des Inneren die Richtlinien bekannt, wie sich eine Feuerwehr bis im Jahr 2000 zu präsentieren habe. Demnach brauchte es einen Gerätepark mit Tanklöschfahrzeug, Ölwehrfahrzeug, Sanitätsfahrzeug und Elektrikerfahrzeug und allenfalls einem Mannschaftstransporter. Damit war klar, dass ein Alleingang nicht mehr möglich war. Mit Nürensdorf und Illnau-Effretikon wurden Gespräche über einen möglichen Zusammenschluss aufgenommen.



Die Feuerwehr Illnau-Effretikon-Lindau im Jahr 2012

Relativ rasch zeichnete sich ein Zusammenschluss mit Illnau-Effretikon als die beste Lösung ab. Aufgrund provisorischer Erhebungen wurde für beide Gemeinden mit Einsparungen von je 120 000 Franken gerechnet.

Am 1. Januar 1995 wurde der Zusammenarbeitsvertrag der Feuerwehr Lindau mit Illnau-Effretikon wirksam. Damit war eine Epoche mit selbstständigen Feuerwehren in jedem Dorf Vergangenheit. Eigentlich schade. Feuerwehren waren ein guter Ort für die Integration von Neuzuzüglern. Bei den gemeinsamen Erlebnissen wurden rasch Freundschaften geschlossen, was sich positiv auf das Zusammenleben auswirkte.

Der Fortschritt liess sich aber nicht aufhalten. Viele brennende Materialien setzen giftige Gase frei. Auf den Strassen werden gefährliche Chemikalien transportiert. Die Rettung verunfallter Personen bedingt oft den Einsatz hochtechnischer Mittel. Auch der Umwelt ist in immer grösserer Masse Sorge zu tragen (Entsorgung von Löschwasser, Luftverschmutzung usw.). Alle diese Umstände bedingen einen viel grösseren Zeitaufwand bei der Ausbildung. Einen Aufwand, den nur noch wenige erbringen können. Gleichzeitig stieg der Beschaffungsaufwand für die Rettungsgeräte stark. Im März 2000 stand im «Lindauer», dass die Zusammenarbeit mit Illnau-Effretikon sehr gut sei, Synergien genutzt und vor allem Kosten gespart würden.

Raumplanung

Bis gegen Mitte des 20. Jahrhunderts war Raumplanung in ländlichen Gemeinden kein dringendes Thema. Im Mai 1944 informierte der Lindauer Gemeinderat an einer Gemeindeversammlung erstmals über die Notwendigkeit der Unterstellung des Gemeindegebiets unter das kantonale Baugesetz. Ein im Jahr 1947 zur Prüfung an den Regierungsrat eingereichter Bauordnungsentwurf kam erst fünf Jahre später in bereinigter Form zurück. An der Gemeindeversammlung vom 11. Mai 1953 wurde dieser Entwurf genehmigt, und die Gemeinde Lindau bekam ihre erste Bauordnung mit Zonenplan. Diese erfüllte in den folgenden Jahren die Bedürfnisse unserer Gemeinde, auch dank einer langsamen baulichen Entwicklung.

Mit der Bestimmung, die Überbauungen ausserhalb der Bauzonen unter der Voraussetzung einer vorgängigen Quartierplanung grundsätzlich zuliess, tauchten ungewollte Probleme auf. Die Tendenz, zunehmend ausserhalb der Zonen zu bauen, veranlasste den Gemeinderat 1962, eine neue Orts-

planung in die Wege zu leiten. Erleichtert wurde dieser Entschluss, weil nicht nur der Zonenplan, sondern auch die Bauordnung revisionsbedürftig waren. Im Laufe dieses Prozesses fällte der Gemeinderat den Grundsatzentscheid: «Die Gemeinde Lindau soll den Charakter einer ländlichen Gemeinde behalten.» Auch gemäss dem regionalen Gesamtplan sollte die Gemeinde Lindau weitgehend als Wohn- und Erholungsgebiet, als eine Art Puffer zwischen den beiden Städten Winterthur und Zürich, erhalten bleiben. Eine intensive Überbauung war demzufolge weder beabsichtigt noch erwünscht.

Der Auftrag für die Ausarbeitung eines neuen Zonenplans und eine neuzeitliche Bauordnung für die Gemeinde Lindau ging an das Planungsbüro Gelpke & Düby. Begleitet wurde das Büro von einer aus den verschiedenen Gemeindebehörden zusammengesetzten Planungskommission. Die 1966 abgeschlossene Planung sah einen Endausbau für etwa 10 000 Einwohner vor. Es blieb grundsätzlich mit wenigen Ausnahmen bei der zweigeschossigen Bauweise. Zwei Jahre vor Abschluss dieser Planung wurde die alte Bauordnung noch mit einem Artikel zur Gruppenüberbauung ergänzt. Dieser Artikel ermächtigte den Gemeinderat, bei Arealüberbauungen von mehr als 15 000 Quadratmetern eine bessere Ausnützung und höhere Bauten zu bewilligen. Diese Regelung gelangte kurz darauf bei der Überbauung Oberwis in Tagelswangen zur Anwendung. Bei der nächsten Revision der Bauordnung wurde dieser Artikel wieder gestrichen.

14 000 Einwohner?

Zu gleicher Zeit (1968) verhandelte der Kanton Zürich mit der Maggi AG über den Kauf von etwa 80 Hektaren Land für die Verlegung des Strickhofes von Zürich nach Lindau. Zudem benötigte der Kanton von der Maggi etwa 60 Hektaren Land für die N1 und die Raststätte Kempptthal. Für die Maggi entstand eine neue Situation. Das bewog sie im September 1967, das Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung der ETH zu beauftragen, ein Arbeitsprogramm für eine allgemeine Planungs- und Projektstudie im Zusammenhang mit der Erschliessung des Raumes Kempptthal/Winterberg auszuarbeiten. Das Institut erarbeitete in der Folge ein Arbeitsprogramm mit dem Ziel, alle benötigten Informationen für eine Planungsstudie in diesem Gebiet systematisch zusammenzustellen, die als Grundlage dienen für den Entscheid:

- der lokalen Behörden über die Durchführung einer Revision der Ortsplanung.
- der kantonalen Behörde über Untersuchungen betreffend die landschaftliche Eingliederung von N1 und den Zufahrtsstrassen.
- der Maggi AG über eine Studie betreffend die zukünftige Nutzung und Erschliessung ihres Grundeigentums.

Die Gemeindeversammlung vom 25. Oktober 1968 bewilligte einen Bruttokredit von 100 000 Franken für die Durchführung der vorgeschlagenen Studie, soweit sie die Ortsplanung tangierte. Bund, Kanton und Maggi AG beteiligten sich mit gesamthaft 160 000 Franken für ihre Belange.

Diese Planungsstudie wurde im April 1969 abgeliefert. Die örtliche Planungskommission koordinierte die Arbeit der ETH mit dem Vorschlag vom Büro Gelpke & Düby und beantragte gegen Ende Jahr dem Gemeinderat, die Planungsgrundlagen zu genehmigen. Auch das kantonale Amt für Raumplanung erklärte sich mit dieser Gesamtplanung einverstanden.

Mit dem Bau der Autobahn wurde Grafstal von der übrigen Gemeinde getrennt. Aufgrund der ersten Planung hätte die Verbindungsstrasse zum Autobahnanschluss durch Grafstal führen sollen. Durch die Weiterführung der Rikonerstrasse von Effretikon parallel zum Autobahnanschluss Richtung Kantonsstrasse Zürich–Winterthur und Winterberg konnte Grafstal umfahren werden. Gleichzeitig wurde Grafstal durch diese Strasse mit den übrigen Dorfteilen der Gemeinde verbunden.

Durch die Planung im Raum Kempththal wurden Verhältnisse geschaffen, die es der Maggi erlaubten, sich am derzeitigen Standort zu entwickeln. Das Resultat dieser Studien zeigte die Aufbruchstimmung der 1970er Jahre. Bauordnung und Bebauungsplan widerspiegelten diese Stimmung, welche nicht nur den Kanton Zürich, sondern die ganze Schweiz erfasst hatte. Der Zonenplan sah im Endausbau eine massive Zunahme der Bevölkerung auf insgesamt 14 000 Einwohner mit folgender Verteilung auf die Gemeindeteile vor:

Lindau	1000
Tagelswangen	5500
Winterberg	4500
Grafstal/Kempththal	3000

An verschiedenen Orientierungsversammlungen konnten sich die Einwohner ein Bild der neuen Entwicklungsmöglichkeiten machen. Für anregende und hitzige Gespräche war gesorgt. Die Gemeindeversammlung vom

9. Mai 1972 stimmte dem Gesamtplan zu. Das Geschäft ging zur Genehmigung an den Regierungsrat.

Ein Jahr später, anlässlich einer Sitzung mit dem kantonalen Baudirektor, wurde dem Gemeinderat eröffnet, dass die regierungsrätliche Genehmigung versagt werden müsse: «Die inzwischen bekannt gewordene eidgenössische und kantonale Raumplanung erfordert ein grossräumigeres Denken, was eine Umstrukturierung im Planungswesen mit sich bringt. Die Raumplanung beginnt nicht mehr bei der kleinsten Einheit, der Gemeinde, sondern es soll von oben nach unten geplant werden.»

Ein grosser Schritt zurück

Unter diesem Aspekt musste die Ortsplanung erneut revidiert und die Gesamteinwohnerzahl auf Grund der Vorgaben des Kantons von 14 000 auf etwa 7000 reduziert werden, was die Gemeindeversammlung am 1. Juli 1974 wohl oder übel zu genehmigen hatte.

Zehn Jahre später, am 27. Februar 1984, mussten die Stimmbürger erneut über die Ortsplanung befinden. Grund war das kantonale Planungs- und Baugesetz zur Festsetzung von Gesamtplänen. Grosse Änderungen drängten sich nicht auf. Nur in Winterberg wurde das 4,1 Hektaren grosse Gebiet zwischen dem Schulhaus Bachwis und der Poststrasse von der Bauzone in die Reservezone umgeteilt. Mit der Landbesitzerin Maggi konnte die Umzonung einvernehmlich vollzogen werden.

Am 1. September 1991 stimmte das Zürcher Volk der Revision des kantonalen Planungs- und Baugesetzes zu. Dieser Entscheid zwang die Gemeinden wieder zu entsprechenden Revisionen. An der Gemeindeversammlung vom 13. März 1995 wurde die revidierte Bau- und Zonenordnung genehmigt. Die Bauordnung wurde wieder den neusten Erkenntnissen angepasst. Vor allem die Messweisen der baurechtlichen Begriffe wurden geändert. Bei der Zonenordnung mussten gemäss Vorgaben im kantonalen Richtplan diverse lärmbelastete Siedlungsgebiete der Landwirtschaftszone zugewiesen werden. Betroffen waren 2,6 Hektaren in der Eichweid in Winterberg und 1,6 Hektaren im Gubelacher/Engelacher in Grafstal. Ebenfalls der Landwirtschaftszone zugewiesen wurde die 1984 entstandene, 4,1 Hektaren grosse Reservezone in Winterberg. Die Maggi als Eigentümerin dieser drei Gebiete bot wieder Hand für eine rasche und unkomplizierte Lösung und verzichtete auf eine Entschädigung.

Im Zuge einer weiteren Anpassung der Bau- und Zonenordnung konnte im Sommer 2006 die Siedlung Kleinikon der Kernzone zugewiesen werden, was neue Nutzungen der bestehenden Bauten ermöglichte.

Aus heutiger Sicht dürfte sich die Bevölkerungszahl bei etwa 6000 stabilisieren. Damit ist das Ziel des Gemeinderates von 1962 erreicht, wonach Lindau eine ländliche Gemeinde bleiben soll. Dieser Grundsatzentscheid wurde vom Gemeinderat zur Jahrtausendwende erneut bestätigt. Doch die Erfahrung zeigt, dass im übergeordneten Bau- und Planungswesen immer wieder mit Änderungen zu rechnen ist.

Das stete Wachstum der Bevölkerung und die verbesserten Verkehrsbedingungen werden zeigen, wie lange der Gemeinderat an seinem Grundsatzentscheid festhalten kann.

Wir wollen keine Abfalldeponie

Dass es Deponiestandorte braucht, ist unbestritten. Dass niemand eine Deponie vor der Haustüre will, ist eine Tatsache. Eine Tatsache ist auch, dass der Kanton die Standorte festlegt und die Gemeinden eigentlich nichts dazu zu sagen haben. Für die kantonale Baudirektion ist die Standortsuche nicht einfach. Viele Faktoren sind zu berücksichtigen: Geologie des Untergrunds, Geländesituation, Gefährdung von Grundwasser, Naturschutz, Nähe zu Siedlungen, Transportwege, Opposition in der Bevölkerung und weitere Kriterien. Es gab drei Kategorien für Abfalldeponien: Erstens Deponie für Inertstoffe mit Betonbruch, Aushub, Strassenabbruch usw., zweitens für Reststoffe mit Schlacke, Rauchgasrückständen, Sandfangmaterial und drittens für Reaktorstoffe mit diversen Materialien, die noch reagieren, wie unverrottetes Material inklusive Hauskehricht. Gegen Ende des Jahres 1990 wurden der Gemeinderat und die Öffentlichkeit über das Vorhaben des Kantons informiert, mitten im Wald bei Kleinikon eine Abfalldeponie zu erstellen. Die kantonalen Behörden haben tatsächlich herausgefunden, dass sich das Gebiet «Hohenasp» auf Gemeindegebiet von Nürensdorf, aber direkt an der Grenze zu Lindau, auf Grund verschiedener Auswahlkriterien mittelmässig bis günstig für eine Deponie eignet. *«Sind wir tatsächlich privilegiert, neben den Emissionen der Autobahn, des Fluglärms und der Hochspannungsleitungen auch noch diejenigen einer Deponie in Kauf nehmen zu müssen und ein weiteres Stück Erholungsraum zu opfern?»* So die Gedanken des Gemeindeschreibers, publiziert im «Lindauer».

Es sollte ein Müllhügel von 1,3 Millionen Kubikmetern aufgeschüttet werden. Vorgesehen wären etwa 25 Anlieferungen pro Arbeitstag mittels Lastwagen über die Brüttenerstrasse und das während vielen Jahren. Der Gemeinderat hatte bei Bekanntwerden der Deponieabsichten bei den entsprechenden kantonalen Stellen seine grössten Bedenken angemeldet. Auch Institutionen und Private reagierten sofort.

Bereits am 30. Januar 1991 lud der Gemeinderat zu einer Orientierungsversammlung ein. Der Bucksaal war voll. Vertreter vom Amt für Raumplanung informierten über die Deponiestandorte allgemein und über Hohenasp im Speziellen. Der Projektleiter der Deponieplanung hatte nebst den Vorzügen auch einige negative Kriterien erwähnt: Langer Anfahrtsweg, Rodung von 13 Hektaren Wald, Grundwasser, Moräneuntergrund und Problem Kläranlage. Dies waren dann später auch Angriffspunkte der Deponiegegner. Die Referenten konnten den vielen Fragen, Ängsten, Einwänden und Hinweisen aus der Zuhörerschaft kaum gerecht werden. Gemeindepräsident Hans Künzi als Gesprächsleiter musste mehrere Fragen zu Paketen zusammenfassen, um den Ansturm zu bewältigen.

Der Widerstand der Bevölkerung nahm rasch zu. So bildete sich etwa drei Monate nach der Orientierungsversammlung die «Arbeitsgruppe Hohenasp» bestehend aus Personen aus den Gemeinden Lindau, Illnau-Effretikon, Nürensdorf und Brütten. Die Arbeitsgruppe machte sich zum Ziel, die im Wald Hohenasp geplante Reaktor- und Reststoffdeponie zu verhindern, sich mit dem Kriterienkatalog der kantonalen Baudirektion kritisch auseinanderzusetzen sowie umweltfreundlichere, aber dennoch realisierbare Konzepte der Abfallentsorgung zu entwickeln. Sie informierte die Bevölkerung regelmässig über ihre Arbeit und die Aspekte der vorgesehenen Deponie.

Im Januar 1992 wurde von der Arbeitsgruppe eine Petition an den Zürcher Regierungsrat lanciert. Die Forderungen waren: *«eine Neugestaltung der kantonalen Deponieplanung, Überarbeitung der Beurteilungskriterien für die Standortevaluation, Ausschluss aller Standorte in Wald- und Erholungsgebieten, Verlagerung auf Industriezonen, Ausschluss aller Standorte ohne Bahnerschliessung, umweltbezogene Gewichtung der massgebenden Beurteilungskriterien und die unverzügliche Umsetzung des Abfallkonzepts 1989».*

Die Gemeindebehörden äusserten sich anerkennend über das Argumentarium der Arbeitsgruppe. Mit Genugtuung konnte auch die Arbeitsgruppe feststellen, dass der Gemeinderat wiederholt gegen die Deponie inter-

venierte. Mit 2314 Unterschriften reichte sie ihre Petition an den Zürcher Regierungsrat ein. Kurz nach Ablieferung der Petition traf sich eine Delegation der Arbeitsgruppe mit dem zuständigen Regierungsrat, um die Anliegen nochmals mündlich darzulegen. Der Regierungsrat aber zeigte wenig Interesse, Änderungen im Kriterienkatalog vorzunehmen. Doch schon ein halbes Jahr später war der Deponiestandort Hohenasp vom Tisch. Der Grund für das Ausscheiden gaben vor allem Gründe des Natur- und Heimatschutzes, das heisst Konflikte mit verschiedenen Artikeln der Umweltschutzgesetzgebung. Ausschlaggebend waren zwei Wespenbussardpaare, deren Nistplätze nicht gefährdet werden durften.

Die Erleichterung war allenthalben riesengross. Die Arbeitsgruppe sah sich in ihrer fast zweijährigen Arbeit mindestens teilweise bestätigt. Vor ihrer Auflösung bedankte sie sich bei der Bevölkerung und den Behörden für die Unterstützung. Die Welt war diesbezüglich wieder in Ordnung, doch nicht für sehr lange.

Nur gerade zweieinhalb Jahre später, am 26. Mai 1995, wurden vom Regierungsrat wieder einmal mögliche Deponiestandorte festgelegt. Auch



Die Handrüti, hier war ein «Abfallhügel» geplant

unsere Gemeinde wurde wieder «berücksichtigt». Die «Handrüti», östlich vom Neuhof gelegen, soll sich für ein Deponievolumen von 500 000 Kubikmetern eignen. Die leichte Mulde würde sich in einen Hügel verwandeln. Sogleich meldete sich auch der Widerstand. Wieder wurde partiübergreifend eine Arbeitsgruppe unter dem Namen «Handrüti Deponie» ins Leben gerufen und beim Kanton gegen das Vorhaben protestiert. Doch vorerst wurden die kantonalen Deponiestudien, bedingt durch das vom Kantonsrat verordnete Sparprogramm, aufgeschoben. Es wurde wieder ruhig um die Deponie.

Der Kanton gibt keine Ruhe

Fünf Jahre später war anscheinend wieder genügend Geld in der Kantonskasse; aber auch eine gewisse Dringlichkeit nach neuem Deponieraum brachte die Handrüti wieder ins Gespräch. Geplant war eine Reststoff- und Reaktordeponie, das heisst, Rückstände aus der Rauchgasreinigung und Schlacke aus Verbrennungsanlagen, verschmutztes Sandfangmaterial aus Kläranlagen, Strassenwischgut und ähnliche Stoffe sollten bei uns deponiert werden. Diese Ablagerungen führen zum Teil noch zu biologischen, biochemischen und chemischen Prozessen. Nebst den direkten Immissionen aus der Deponie wäre auch mit jährlich über 50 000 Lastwagenfahrten zu rechnen.

Die Arbeitsgruppe begann wieder mit Interventionen. Der Gemeinderat wehrte sich vehement gegen die Pläne des Kantons, auch mit dem Argument, dass der vorgegebene minimale Abstand zum Siedlungsgebiet unterschritten werde. Von den Planern jedoch wurde dieser Einwand ignoriert, weil die Autobahn dazwischen liegt. Von grösstem Nutzen für uns war, dass die Maggi AG als konsequenter Gegner der Deponie in Erscheinung trat. Gemeinsam wurden in direkten Gesprächen mit der zuständigen Regierungsrätin die Bedenken von Gemeinde und Maggi AG vorgebracht. Der Maggi-Direktor und seine Fachleute aus Vevey stellten klar, dass die Lebensmittelproduktion durch die Nähe einer Deponie höchst gefährdet sei. Versprechungen seitens der Regierung wurden keine abgegeben, ausser dass unsere Anliegen, vor allem der Verlust von Arbeitsplätzen, in die Beurteilung mit einbezogen werden und dass die weiteren Abklärungen unverzüglich abzuschliessen seien. Der Boden des Geländes wurde mit Bohrungen genauer untersucht. Mittels Färbversuchen wurde die Möglich-

keit einer Verschmutzung der Quelle Chaltenriet geprüft. Die Abklärungen zeigten, dass der Untergrund durchlässiger war als erwartet. Über das Resultat der Färbversuche wurde nicht informiert.

Am 2. Juli 2002, auf dem Gelände der Inertstoff-Deponie in Pfungen, wurden die Gemeindepräsidenten aller Gemeinden mit möglichen Deponiestandorten vom Regierungsrat über die zukünftigen Standorte ins Bild gesetzt. Von sechs vertieft untersuchten möglichen Standorten wurde nur eine als geeignet empfohlen, das Gebiet Fuchsbüel in Neftenbach.

In der schriftlichen Begründung zum Verzicht auf die hiesige Deponie hiess es:

«... vom unmittelbar neben der Autobahnausfahrt Effretikon verkehrstechnisch ausgesprochen günstig gelegenen Standort Handrüti in Lindau leitet eine Kieslinie im Moränematerial Wasser zu der Grundwasserschutzzone um die Kaltenriedquellen.»

Wie weit die Interventionen von Arbeitsgruppe, Gemeinderat und Maggi den Entscheid beeinflusst haben, war nicht in Erfahrung zu bringen.

Mit dem Auszug der Maggi und im Wissen, dass die betroffene Quelle nicht mehr viel Wasser liefert und nur noch spärlich gebraucht wird, war nun der Gemeinderat gefordert zu verhindern, dass in einem späteren Zeitpunkt vom Kanton auf den Standort Handrüti zurückgegriffen wird. Es begannen langwierige Verhandlungen und Gespräche, um einen Eintrag im Grundbuch zu erwirken, damit eine Deponie definitiv verhindert werden kann.

Der Fluglärm sorgt für Unruhe

Die Nähe zum Flughafen hat sicher gewisse Vorteile. Viele unserer Einwohner haben dadurch einen relativ nahe gelegenen Arbeitsplatz, und die Anreise für einen Ferien- oder Geschäftsflug ist kurz. Auch das Gewerbe profitiert von der Nähe zum Flughafen. Soweit war für die Einwohner die Flugwelt in Ordnung. Doch 1989 verdüsterte sich diesbezüglich der Flughimmel etwas. Versuchsweise wurde ein Anflug auf Piste 28 eingeführt, jedoch nur bei starker Westwindlage, wenn ein Anflug aus Richtung Norden nicht mehr möglich war. Der Gemeinderat befürchtete in einer Stellungnahme an den Regierungsrat, dass in Zukunft die Anflüge ausgedehnt würden. Ein Jahr später, bei der definitiven Einführung dieses Ostanfluges, versicherte aber der Regierungsrat, eine Erweiterung dieser Anflüge sei für die Zukunft ausgeschlossen. Mit der Begründung «Sicherheit» wurde dieses

Anflugverfahren von den Einwohnern unserer Region mehr oder weniger akzeptiert. Nach einigen Jahren musste festgestellt werden, dass vermehrt von Osten her angefliegen wird. Das Unbehagen in der Bevölkerung nahm auch zu, weil unser Gebiet wegen des unpräzisen Anflugverfahrens zum Teil recht tief überflogen wurde.

Um die Jahrhundertwende verdüsterte sich der Flughimmel massiv. Der Landkreis Baden-Württemberg hatte den Vertrag mit dem Flughafen, den Anflug über deutsches Gebiet auf Kloten betreffend, aufgekündigt. Grund waren vor allem die massive Überschreitung der im Vertrag festgelegten Anzahl Überflüge sowie die ungenügende Gesprächsbereitschaft des Flughafens. In der Folge verfügte das BAZL (Bundesamt für Zivilluftfahrt) in Absprache mit der Unique, wie sich die Flughafen AG damals neu nannte, dass in einer ersten Phase ab Herbst 2001 alle Nachtanflüge von 22.00 bis 6.00 Uhr nach Möglichkeit über den Osten zu erfolgen haben. Bei Behörden und Bevölkerung führte diese Änderung zu massiven Protesten. Der Absturz einer Crossair-Maschine bei Bassersdorf bei einem solchen Anflug im November 2001 sorgte für zusätzliche Beunruhigung.

Ein mit Deutschland ausgehandelter Staatsvertrag wurde vom eidgenössischen Parlament abgelehnt, auch die Unique zeigte daran kein Interesse. Daraufhin verschärfte Deutschland in zwei weiteren Phasen einseitig die Restriktionen, sodass ab Sommer 2003 zwischen 21.00 und 7.00 Uhr, an Wochenenden von 20.00 bis 9.00 Uhr nicht mehr über deutsches Gebiet angefliegen werden konnte. Da sich der Anflug von Osten her für schwere Flugzeuge wenig eignet, musste nun zwangsläufig auch ein Anflugverfahren von Süden her verfügt werden. Selbstverständlich begannen auch in diesen Gebieten intensive Proteste. Die Vertreter dieser südlichen Gemeinden verlangten konsequent, dass keinerlei Anflüge über ihr Gebiet abgewickelt werden. Der Osten und auch die nördlichen und westlichen Regionen sind der Meinung, dass eine Verteilung der Überflüge vor allem auch aus Sicherheits- und Wettergründen zu tolerieren sei. Die sture Haltung der «Südschneiser» führte zu einem Fluglärmstreit zwischen den südlichen Gemeinden und den anderen Regionen.

Es ist noch zu vermerken, dass mit der Einführung der morgendlichen Südanflüge die Nachtruhe auf sechs Uhr hinausgeschoben wurde. Vorher konnte schon ab halb sechs, mit Einschränkung noch früher angefliegen werden. Der Osten musste feststellen, dass die Anliegen des Südens beim Regierungsrat schnell Beachtung fanden. Der Status quo, am Morgen Südanflug und am Abend Ostanflug, mit vom Wetter bedingten Abwei-


chungen sowie ein vertragsloser Zustand mit Deutschland bleiben uns vorläufig erhalten. Unique, BAZL, Bundesrat sowie der Zürcher Regierungsrat spielten im Fluglärmstreit, so die Volksmeinung, nicht mit offenen Karten. Anfänglich hatte sich der Regierungsrat für eine Verteilung des Fluglärms ausgesprochen, änderte dann aber die Meinung und begann nach Möglichkeiten zu suchen, um den Südanflug zu eliminieren. Sind denn die Leute südlich des Flughafens mehr wert als jene östlich davon?

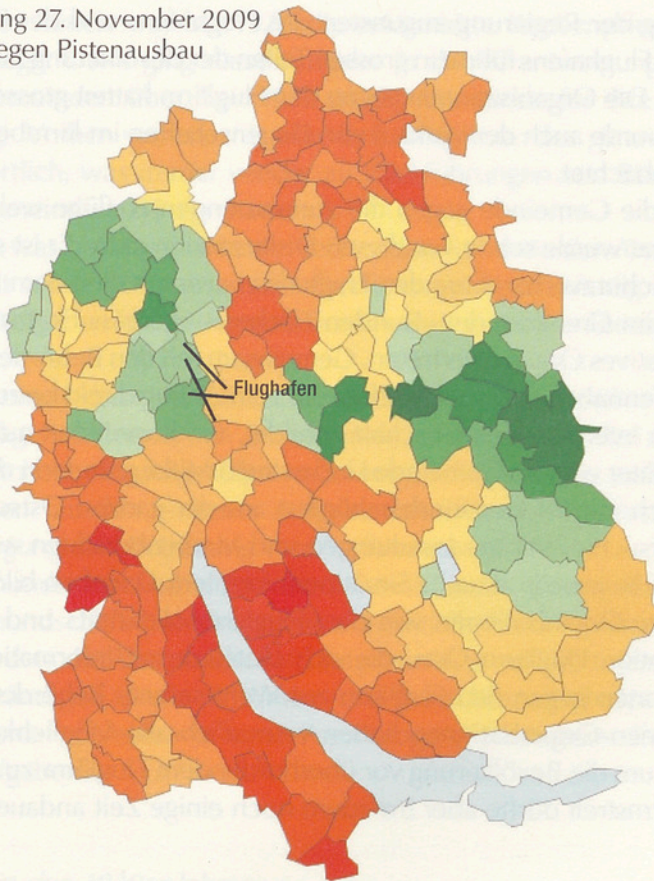
Ein vom Regierungsrat in Auftrag gegebenes Gutachten mit dem Namen RELIEF sollte aufzeigen, dass eigentlich nur eine Hauptanflugachse über den Osten mit entsprechendem Pistenausbau in Frage kommt. Dieses einseitige Gutachten kam dann auch entsprechend unter Beschuss. Doch der Regierungsrat hielt weiter an dieser Idee fest, vermied es aber, den Namen RELIEF zu nennen. Er gab entsprechende Signale nach Bern (der Bundesrat muss schlussendlich über das Betriebsreglement entscheiden).

Im Februar 2003 reichte die Unique ein Gesuch für ein Instrumentenlandesystem für Piste 28 ein, obwohl noch vor kurzer Zeit die Machbarkeit aus technischen Gründen in Abrede gestellt worden war. Die Zürcher Regierung verfügte für die Ost-West-Piste eine Projektierungszone, die bauliche Einschränkungen östlich und westlich vom Flughafen zur Folge hatte, jedoch musste diese Projektierungszone nach einem Bundesgerichtsentscheid wieder aufgehoben werden. Man fragt sich auch, warum wird mit Deutschland über Jahre nicht verhandelt, obwohl der Flughafen auf Nord-Süd ausgerichtet ist? Selbst die Unique scheint an solchen Gesprächen nicht interessiert zu sein. Noch ein interessantes Detail: Zwei Monate vor der Regierungswahl im Jahr 2007 wurde vom Rat eine Pistenverlängerung als unnötig beurteilt. Die verantwortliche Regierungsrätin wurde knapp wiedergewählt. Kurz nach der Wahl wurde diese Aussage widerrufen.

Bei einer Volksabstimmung im Herbst 2008 lehnte der Souverän eine Initiative zur Beschränkung der Flugbewegungen ab, jedoch wurde der Gegenvorschlag der Regierung mit dem sogenannten ZFI (Zürcher Fluglärmindex) gutgeheissen. Nur, die im ZFI festgelegte Limite wurde gemäss Nachrechnung schon am Abstimmungsdatum annähernd erreicht und bereits zwei Jahre später massiv überschritten. Was nun? Leider müssen wir befürchten, dass der Regierungsrat alles daran setzen wird, den Osten zur Hauptanflugrichtung zu machen, obwohl die entsprechende Piste 28 mit dem zugehörigen Anfluggelände ungeeignet ist. Die Hoffnung darf aber nicht aufgegeben werden, denn eine Pistenverlängerung unterliegt gemäss Flughafengesetz einer Volksabstimmung.

Abstimmung 27. November 2009

 = gegen Pistenausbau



Eine Bürgerinitiative, die eine bessere Verteilung des Fluglärms forderte, wurde am 17. September 2009 vom Zürcher Volk abgelehnt. Im Februar 2009 behandelte der Kantonsrat zwei Behördeninitiativen. Eine Beschränkung der Anzahl Bewegungen wurde abgelehnt; hingegen fand ein Moratorium Zustimmung, das einen Pistenausbau verhindern soll. Es wurde jedoch sofort das Referendum ergriffen. An der Volksabstimmung vom 27. November 2011 unterlag die Behördeninitiative mit 58,8 Prozent Nein-Stimmen. Die Ost- und Nordgemeinden stimmten zu. Interessant ist, dass die Südgemeinden, die am lautesten gegen den Fluglärm protestierten, die Initiative ablehnten. Wer soll nun die Mehrbelastung tragen?

Für den Regierungsrat ist es nicht einfach. Einerseits ist er von Amtes wegen Vertreter im Verwaltungsrat der Unique, andererseits hat er die Interessen der ganzen Bevölkerung des Kantons Zürich zu wahren. Der Name «Unique» wurde im Frühjahr 2010 wieder geändert in «Flughafen AG».

Die Haltung der Regierung zugunsten des Flughafens und der Bewohner südlich des Flughafens führte in grossen Teilen der Bevölkerung zu Wut und Frustration. Die Organisationen gegen den Fluglärm hatten grossen Zulauf. Vermehrt wurde auch der Verkauf von Liegenschaften im lärmbeeinträchtigten Gebiet beobachtet.

Kann sich die Gemeinde gegen die zunehmenden Anflüge wehren? Der Gemeinderat wurde schon vor diesen Diskussionen aktiv. Er ist seit vielen Jahren im Schutzverband um den Flughafen vertreten. Seit dem Jahr 2000 ist er auch im Gremium des «Runden Tisches» – gemäss Flughafengesetz ein konsultatives Organ – vertreten. Gemeinsam mit den Behörden von sieben flughafennahen Ost-Gemeinden, die vom Anflug direkt betroffen sind, wurde eine Interessengemeinschaft gebildet, um koordiniert auftreten zu können. Später war die Gemeinde Lindau auch Mitbegründerin der Region Ost, die sich mit 90 Gemeindebehörden aus der ganzen Ostschweiz zu wehren versuchte. Mit Veranstaltungen und Medienberichten wurden die Leute über die jeweils aktuelle Situation informiert. Daneben bildeten sich auch private Organisationen wie die «Fluglärm-solidarität» und die «Bürgerorganisation Fluglärm Ost», die sich lautstark mit Informationen und Protestaktionen gegen den Fluglärm zur Wehr setzen. Behörden und die verschiedenen Organisationen haben vermutlich alle Möglichkeiten ausgeschöpft, um die Bevölkerung vor überbordendem Fluglärm zu schützen. Der Fluglärmstreit dürfte aber trotzdem noch einige Zeit andauern.

Leute brauchen Hilfe

Bis ins Mittelalter haben die Klöster und Kirchen die Fürsorge der Armen und Kranken wahrgenommen. Sie waren mächtig, hatten einen hohen Stellenwert in der Gesellschaft und verfügten auch über die nötigen Mittel, um Armen und Kranken zu helfen. Im Jahr 1551 beschloss die eidgenössische Tagsatzung, dass sich jede Gemeinde oder Pfarrei um ihre in Not geratenen Bürger zu kümmern habe. Mit der Schaffung der Sozialversicherungen am Ende des 19. Jahrhunderts haben sich die Aufgaben der Fürsorge gewandelt. Heute bildet die Sozialhilfe die letzte Stufe im sozialen System.

«Wer in Not gerät und nicht in der Lage ist, für sich selbst zu sorgen, hat Anspruch auf Hilfe und Betreuung und auf die Mittel, die für ein menschenwürdiges Dasein unerlässlich sind.»

So steht es im Artikel 12 der Bundesverfassung vom Jahr 2000.

Im Kanton Zürich war bis 1928 die reformierte Kirchenpflege zugleich Armenpflege. Dann ging diese Aufgabe in die Verantwortung der politischen Gemeinden über. Seit 1939 ist die Gemeinde für ihre Einwohner zuständig. Vorher war sie für alle ihre Bürger in der ganzen Schweiz verantwortlich, was immer wieder zu Rückführungen von Bürgern in die Heimatgemeinde zur Folge hatte.

In Lindau war bis etwa Mitte des letzten Jahrhunderts der Armengutsverwalter mit seiner Kommission für die Fürsorgefälle zuständig. Dann wurden die Aufgaben dieser Kommission in eine gewählte Fürsorgebehörde überführt.

Lange konnten diese Aufgaben durch die Fürsorgebehörden nebenamtlich erledigt werden. Doch immer mehr Gesetze und die zunehmend umfangreicheren Fürsorgeaufgaben zwangen die Behörde, auch Fachleute einzustellen. Zu den weiteren Aufgaben der Fürsorge gehören auch die Unterbringung und Betreuung von Asylbewerbern.

Die Vormundschaft war direkt dem Gemeinderat unterstellt. 2006 wurden Vormundschaft und Fürsorge in der Sozialbehörde zusammengefasst. 2012 wurden die Vormundschaftsaufgaben regionalisiert. In der seither dafür zuständigen «Stelle für Kinder- und Erwachsenenschutz» bearbeiten spezialisierte Fachleute wie Ärzte, Psychologen, Juristen usw. die Vormundschaftsaufgaben.

Fürsorge in den 1930er Jahren

Die Fürsorge (Armenpflege) wurde damals nur im äussersten Notfall in Anspruch genommen. Diese Dienstleistung wurde in weiten Kreisen als Schande empfunden. Die Gemeinden gingen mit den zur Verfügung stehenden Mitteln haushälterisch um. Fürsorgefälle wurden meist unbürokratisch und möglichst auf praktische Weise gelöst. Ernst Graf aus Lindau, dessen Vater Armengutsverwalter in Lindau war, hat einen Fall, den er als junger Bursche miterlebt hat, niedergeschrieben. Es dürfte etwa im Jahr 1930 gewesen sein:

«Es war an einem Samstagnachmittag. Wir waren am Ausbessern des Hausplatzes, als zwei Männer vorbeikamen. Der eine war ein Polizeibeamter, der sich sofort als solcher auswies, der andere ein junger Mann. Der Polizist informierte meinen Vater, dass der junge Mann Bürger von Lindau und angezeigt worden sei, weil er auf der Bahnhofstrasse in Zürich gebettelt und

auch Leute angepöbelt habe. Er sei anscheinend mittellos und benehme sich wie ein Landstreicher.

Mein Vater schickte mich sofort in die Scheune, um das Viehfutter für den Sonntag bereitzustellen. Er wollte nicht, dass ich sehe und höre, was da verhandelt wurde. Mich interessierte aber, was da draussen vor sich ging. Da die Diskussion immer lauter wurde, brauchte ich die Ohren nicht speziell zu spitzen. Der Junge verlangte 30 Franken. Auf die Frage, wozu er das Geld brauche, antwortete er, um nach Genf zu fahren und sich dort beim französischen Konsulat als Fremdenlegionär anwerben zu lassen. Ob er wisse, dass das verboten sei, fragte mein Vater nach. Der Bursche erwiderte, dass es doch egal sei, ob er in der Fremdenlegion oder in der Schweiz verrecke. Da platzte meinem Vater der Kragen, und er verpasste dem Jungen eine Ohrfeige. Der verdutzte Polizist fand, dass man mit Leuten so nicht umgehen könne. Kurz darauf verabschiedete sich der Polizist von meinem Vater, nachdem ihm rund fünf Franken für seine Spesen ausgehändigt worden waren. Mein Vater war nun für den Fall zuständig. Für ihn war klar, dass er eine Unterkunft, aber auch eine Arbeit für diesen jungen Mann suchen musste. Vorerst wurde er im Arrestlokal untergebracht. Für die Verpflegung war der Rössliwirt zuständig. Morgens gab es Milchkaffee, Brot und Käse, am Abend Suppe und Brot.

Mein Vater machte sich sogleich auf die Suche nach einer dem Jungen entsprechenden Arbeitsstelle. Ein Telefonapparat in der Gemeindeganzlei erleichterte ihm die Aufgabe. Über das Wochenende wurde er im Bezirk Andelfingen fündig. Ein Pferdehändler suchte einen Burschen für Pferdepflege und Landarbeit. Schon am folgenden Dienstag holte der Pferdehändler den Jungen ab. Der Anfangslohn betrug 50 Franken im Monat nebst Kost und Unterkunft, bei guter Arbeitsleistung lägen 80 Franken drin, hatte der Pferdehändler versprochen. Bereits nach einem Monat kam die erfreuliche Meldung, dass der Bursche gut arbeite und bleiben könne. Der Fall fand für den Jungen und die Armenpflege ein gutes Ende.»

Sozialhilfe um 2005

Heute sind Sozialfälle und der Umgang mit den betroffenen Menschen etwas komplizierter und nicht mehr so unbürokratisch lösbar, wie noch vor einigen Jahrzehnten. Doch das Ziel, die Leute wieder in die Selbstständigkeit zu führen, ist gleich geblieben. Sozialhilfe besteht aus Existenzsiche-

rung und persönlicher Hilfe. Das nachfolgende Beispiel soll das Vorgehen der zuständigen Behörde illustrieren:

«Ein Mann um die dreissig meldete sich auf dem Sozialamt, schilderte seine Situation und bat um Unterstützung. Seit längerer Zeit ausgesteuert, erhielt er keine Arbeitslosengelder mehr. Sein Erspartes war aufgebraucht.

Vor den Beratungen musste er einen Fragebogen ausfüllen und verschiedene Unterlagen einreichen. Dazu gehörten nebst Mietvertrag und Krankenkassenpolice auch Auszüge seiner Bankverbindungen.

Anhand dieser Unterlagen und seiner mündlichen Angaben wurde berechnet, ob er Anspruch auf Sozialhilfe hatte. Das Studium dieser Informationen ergab grundsätzlich ein Anrecht auf Unterstützung. Der Mann wurde zu einer nächsten tiefer gehenden Besprechung eingeladen. Wie sich dann im Gespräch ergab, hatte er gleich mehrere Probleme: keine Arbeit, kein Geld, Schulden und dazu auch persönliche Probleme. Seinen Verpflichtungen konnte er nicht mehr nachkommen. Er lebte in einer viel zu teuren Wohnung, schuldete seit drei Monaten die Miete und hatte seit längerer Zeit die Krankenkassenprämien nicht mehr bezahlt, was zu einem Leistungsstopp führte. Gemeinsam wurde ein Plan für die Schuldensanierung erstellt.

Seine zu teure Wohnung wurde auf den nächstmöglichen Termin gekündigt und eine günstigere Wohnung gesucht. Damit er sich wieder an eine Tagesstruktur gewöhnen konnte, war eine Beschäftigung unumgänglich. Schon bald bot sich die Möglichkeit, vorerst in einem Betrieb Hilfsarbeiten zu erledigen. Doch bereits nach zwei Wochen wurde er wieder entlassen, denn die Zusammenarbeit mit ihm war nach Auskunft des Arbeitgebers schwierig. Er selber fand sich für diese Arbeit überqualifiziert.

Nach längerem Suchen konnte der Mann in ein Beschäftigungsprogramm eintreten. Hier zeigte er sich kooperativ. Die Verantwortlichen waren mit ihm zufrieden. Er war zuverlässig und arbeitete gut. Er hielt sich auch an die vereinbarten Termine mit dem Sozialamt.

Der Umzugstermin in die günstigere Wohnung rückte näher. Der Mann verhielt sich eher passiv. Organisiert wurde der Umzug unter Mithilfe des Sozialamtes. Mehrere Möbel mussten in einer Lagerhalle eingestellt werden, da die neue Einzimmerwohnung dafür zu klein war. Kollegen halfen ihm dann beim Umzug.

Schon bald danach erschien er nicht mehr zu den vereinbarten Terminen. Zudem fehlte er immer öfters am Arbeitsplatz. Auf telefonische Anfragen des Sozialamtes antwortete er nur ausweichend und mit fadenscheinigen Ausreden. Aufschluss über sein Verhalten brachte ein Besuch in seiner Woh-

nung: Eine dringende Reparatur stand an. Wegen Abwesenheit brachte er vorsorglich den Schlüssel auf das Sozialamt. Beim Betreten der Wohnung musste festgestellt werden, dass sie beinahe leer war und nicht oft benutzt wurde. Telefonisch aufgefordert, erschien der Mann zum vereinbarten Termin und gab bekannt, dass er nun bei Freunden in der Stadt wohne und sich dort eine Stelle suche. Seine wenigen Gegenstände holte er noch gleichentags aus der Wohnung, übergab die Schlüssel und meldete sich auf der Einwohnerkontrolle ab. Damit wurde die Sozialhilfe für die Gemeinde hinfällig; das Sozialamt musste sich noch mit der verlassenen Wohnung befassen.»

Die Zusammenarbeit mit Hilfe suchenden Personen ist heute viel intensiver und aufwendiger. Heute werden sie enger betreut, besser überwacht, und es wird erwartet, dass sie auch eine gewisse Gegenleistung erbringen. Die Dauer der Unterstützung ist sehr unterschiedlich. Es können drei Monate bis mehrere Jahre vergehen, bis die wirtschaftliche und persönliche Selbstständigkeit wieder erlangt ist. Mit den heutigen Arbeits- und Beschäftigungsprogrammen gelingt es immer wieder, Personen in den Arbeitsmarkt zu integrieren und sie zu stabilisieren. Wichtig ist der Wille zum Mitmachen.

Die sozialen Hilfeleistungen haben in den letzten Jahren stark zugenommen. Im Jahr 2005 wurden in Lindau 66 Sozialhilfefälle behandelt.

Asylanten

Im Zusammenhang mit den Kriegswirren im Nahen Osten aber auch in Sri Lanka und Afrika trafen Anfang der 1990er Jahre immer mehr Flüchtlinge und Asylbewerber in der Schweiz ein. Sie wurden auf die Kantone verteilt, und der Kanton Zürich verpflichtete in der Folge jede Gemeinde, entsprechend ihrer Grösse eine Anzahl Flüchtlinge und Asylsuchende aufzunehmen. Dies stellte viele Gemeinwesen vor grosse Probleme.

1989 trafen die ersten Asylbewerber, eine Familie aus Sri Lanka, in Lindau ein. Als Unterkunft diente vorerst ein beim Berghof abgestellter grosser Wohnwagen mit Wasser- und Stromanschluss. Schon bald wurden der Gemeinde weitere Flüchtlinge zugewiesen. Die Suche nach einer Unterkunft war schwierig, da der Wohnungsmarkt ziemlich ausgetrocknet war. Ende 1990 befanden sich bereits 22 Asylbewerber in der Gemeinde. Vorübergehend wurden sie in der Zivilschutzanlage des Schulhauses Buck

untergebracht. Schon bald weigerten sie sich aber, dort zu wohnen. Dank guten Beziehungen des Gemeindeschreibers zur Firma Brunner's Erben kam die Gemeinde gratis in den Besitz einer Mannschaftsbaracke, die in Tagelswangen aufgebaut und zweckdienlich eingerichtet wurde.

Für das Betreuerteam bedeutete die Arbeit mit den Flüchtlingen und Asylbewerbern eine grosse Herausforderung, kamen doch die meisten aus anderen Kulturen und waren mit unseren Sitten und Gebräuchen nicht vertraut. Die neue Unterkunft bot mehr Komfort als die Zivilschutzanlage. Allein, die Benutzer gingen mit dem Gebäude nicht eben pfleglich um, sodass ein Neubau ähnlicher Art gleich nebenan erstellt werden musste. Mitte 1991 beherbergte Lindau 35 Asylbewerber. Nur ein Jahr später waren es noch sieben Personen, doch nur für kurze Zeit. Weil die Stadt Winterthur in der Liegenschaft Hammermühle in Kempptthal ein Zentrum für Asylbewerber bereitstellen konnte, war Lindau in der Lage, ihr Kontingent von 20 bis 30 Flüchtlingen ebenfalls dort unterzubringen. Die Betreuung übernahm die Asylkoordination Winterthur. Anfängliche Probleme zwischen Einwohnern und Asylbewerbern konnten gemeinsam mit der Leitung des Zentrums minimiert werden. Mit den Kriegswirren im Balkan nahm die Zahl der Flüchtlinge wieder massiv zu. Da im Zentrum in Kempptthal gegen



Die ehemalige Asylunterkunft, bis 2013 Kindertagesstätte

100 Plätze für Asylbewerber zur Verfügung standen, wurden der Gemeinde keine weiteren Asylbewerber oder Flüchtlinge zugewiesen.

Im August 2005 beabsichtigte die Asylkoordination Winterthur, das Zentrum in Kempththal zu schliessen. Für Lindau bahnte sich eine Situation wie in den 1990er Jahren an. Doch einige Monate später kam die Meldung, dass der Kanton das Zentrum Hammermühle als eigenes Durchgangsheim führen werde. Damit entspannte sich die Lage für die Gemeinde Lindau erfreulicherweise wieder. Die beiden Asylbaracken in Tagelswangen dienten noch einige Zeit als Notunterkunft. Die ältere musste abgebrochen werden. Die neuere diente der Schule während der letzten zehn Jahre zuerst als Kindergarten, dann als Kindertagesstätte.

Alterssiedlung und Altersheim

Im Frühjahr 1965 wurde von sozialdemokratischer Seite das Begehren gestellt, die Gemeinde möge das Bedürfnis nach Wohnraum für Bewohner im höheren Alter abdecken. Der Gemeinderat nahm das Begehren als sinnvoll und notwendig auf. Am 9. Juli des gleichen Jahres entschied die Gemeindeversammlung, eine Studienkommission für den Bau von Alterswohnungen einzusetzen. Die Kommission unter dem Vorsitz von Gemeinderat Edwin Hottinger nahm die Arbeit sofort auf. Der Gemeinderat empfahl auch, die Realisierung und die spätere Führung einer eigens dafür bestimmten Genossenschaft zu übertragen.

Die Suche nach einem geeigneten Grundstück war nicht einfach. Doch die Maggi AG stellte der Gemeinde in Winterberg 63 Aren erschlossenes Bauland zu einem Vorzugspreis von 220 500 Franken zur Verfügung und zeigte damit ihr Interesse am Bauvorhaben. Am 15. Dezember 1967 stimmte die Gemeindeversammlung dem Kauf zu. Die Gemeinde stellte das Grundstück der zu gründenden Genossenschaft im Baurecht auf 99 Jahre zur Verfügung. Der Baurechtszins galt als Gemeindebeitrag an die Genossenschaft.

Am 15. März 1968 wurde die «Genossenschaft für Alterswohnungen» gegründet. Das Amt als erster Präsident übernahm Edwin Hottinger. Schon bald begannen die Projektierungsarbeiten für einen Bau mit 15 Wohnungen. Eine Verzögerung der Baubewilligung seitens des Kantons machte den Spatenstich erst im Frühjahr 1971 möglich. Ende März 1972 zogen die ersten Bewohner ein.



Alterssiedlung Winterberg

Alle Wohnungen waren schnell besetzt, und die Nachfrage stieg. 1997 erfolgte als Erweiterung der zweite Bau mit weiteren 13 Wohnungen und dem Café Rainkli. Nach Fertigstellung dieses Neubaus wurde das alte Gebäude total renoviert und den neuen Bedürfnissen und Ansprüchen angepasst. Nach dieser Renovation standen 27 rollstuhlgängige Zwei- bis Viereinhalb-Zimmer-Wohnungen zur Verfügung. Ende 2011 hatte die Genossenschaft 129 Mitglieder. Mit wenig Fremdkapital (2,9 Millionen Franken Hypotheken und 1,85 Millionen Franken Darlehen von Gemeinde und Kanton) können die Wohnungen zu einem günstigen Preis vermietet werden. Die Alterssiedlung entspricht einem Bedürfnis, sind doch alle Wohnungen praktisch lückenlos vermietet.

Im Jahr 1973 hat sich der Gemeinderat Lindau beim Stadtrat Illnau-Effretikon um eine Beteiligung am Altersheimprojekt «Tannacher» in Effretikon bemüht. Die beiden Behörden wurden sich jedoch nicht einig, und 1974 lehnte Lindau das Angebot von Effretikon ab. Als Alternative präsentierte der Gemeinderat an der Gemeindeversammlung vom 13. Dezember 1976 eine Beteiligung am geplanten Altersheim in Bassersdorf. Die Gemeindeversammlung wies dieses Geschäft zurück mit dem Auftrag, mit Effretikon neu zu verhandeln. Die Stimmbürger bevorzugten einen Standort im nahe gelegenen Effretikon.



Seniorenzentrum Bruggwiesen, Effretikon

Die Stadt Illnau-Effretikon bearbeitete 1977 ein neues Projekt in der im Entstehen begriffenen Zentrumsüberbauung «Bruggwiesen». Die Verhandlungen mit der Nachbargemeinde verliefen diesmal positiv. Lindau beteiligte sich mit einem Sechstel der Nettobaukosten und an allfällig nicht gedeckten Betriebskosten nach gleichlautendem Schlüssel. Die Gemeindeversammlung vom 12. Dezember 1977 bewilligte einen Kredit von 750 000 Franken und sicherte sich mit einer 100-jährigen Vertragsdauer die Benutzung von 12 der insgesamt 72 Betten.

Kurz nach der Jahrtausendwende befasste sich der Stadtrat Illnau-Effretikon mit der notwendigen Erweiterung des Heims. Die zunehmende Zahl alter Leute veranlasste den Lindauer Gemeinderat, sich schon frühzeitig um eine Beteiligung zu bewerben. Mit dem gleichen Verteilschlüssel wie beim Bau 1977 beteiligte sich Lindau mit 6,5 Millionen Franken an den Gesamtkosten von etwa 40 Millionen. Damit konnten weitere 14 Plätze für unsere Gemeinde gesichert werden.

Nach Eröffnung des Neubaus übersiedelten alle Bewohner ins neue Heim. Das bestehende alte Heim wurde im Rahmen einer Gesamtrenovation dem heutigen Standard angepasst. Im erweiterten Alterszentrum sind nun genügend Plätze für die Betagten und Pflegebedürftigen beider Gemeinden vorhanden.

Bis anhin war das GerAtrium Pfäffikon Pflegezentrum des ganzen Bezirks. Auf die dort vertraglich gesicherten Plätze konnte Lindau nun verzichten. Der entsprechende Zweckverband mit Pfäffikon wurde aufgelöst. Heute dient das GerAtrium Pfäffikon noch den Pflegebedürftigen von Fehraltorf, Hittnau, Pfäffikon und Weisslingen.

2. Bauliche Entwicklung

Siedlungsentwicklung

Die Aufzeichnungen von Emil Honegger zeigen, dass sich unser Gemeindegebiet vermutlich schon vor 4500 Jahren für Niederlassungen eignete. Die Siedlungen Lindau, Grafstal, Tagelswangen, Winterberg, Bläsihof, Eschikon und Kleinikon sind schon in über 1200 Jahre alten Urkunden erwähnt. Eine Ausnahme dürfte das sumpfige Gebiet entlang der Kempt gewesen sein. Die Römer bauten deshalb ihre Strasse von Winterthur in Richtung Süden nicht dem Lauf der Kempt entlang, sondern über den Rossberg–Kemleten und östlich an Ottikon vorbei nach Pfäffikon. Erst 1829 begann der Strassenbau im unteren Kempptal, womit auch die Besiedlung und Industrialisierung von Kempptal ihren Anfang nahmen.

Das Ortsbild unserer Dörfer wurde stark geprägt durch eine schubweise bauliche Entwicklung der Gemeinde. Mit der Eröffnung der Strasse Zürich–Winterthur um 1840 verlor das Strassensystem Nürensdorf–Lindau–Winterberg in Richtung Brütten an Bedeutung, und das zunehmende Verkehrsaufkommen verlagerte sich nach Tagelswangen und Kempptal. Auch die Aufnahme des Eisenbahnverkehrs im Jahr 1856 hatte Auswirkungen auf die Bautätigkeit.

Das Wasser der Kempt wurde immer mehr als Kraft für industrielle Maschinen genutzt. So auch in der Hammermühle in Kempptal, welche die Wiege der Maggi-Fabriken bildete. Mit der erfolgreichen und rasanten Entwicklung der Nahrungsmittelfabrik herrschte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor allem in Grafstal und Kempptal ein richtiger Bauboom. In Grafstal liess Julius Maggi für seine Angestellten und Arbeiter viele Häuser bauen. In dieser Zeit entstand auch die katholische Kirche in Grafstal.

In Kempptal wurden die Fabrikationsanlagen laufend erweitert, und in der Umgebung entstanden einige markante Direktoren-Wohnhäuser, so

Direktorenhaus
«Hofmann»
an der Winter-
thurerstrasse



auch im Jahr 1897 die Direktionsvilla «Hofmann», gebaut vom Architekten August Diez. Die Villa «Homberg» auf einer Anhöhe südlich der Fabrik liess Maggi um 1911 bauen.

Ab etwa 1960 nahm die Bautätigkeit in allen vier Dörfern stetig zu und erreichte um die Jahrtausendwende ihren Höhepunkt. Bereits 2010 waren die Baulandreserven auf ein Minimum zusammengeschrumpft.

Noch im mittleren 19. Jahrhundert war die Landwirtschaft die Hauptbeschäftigung der Einwohner in unserer Gegend. Darum sind auch die alten Häuser durch die entsprechende Bauweise geprägt. Holz war das naheliegendste Baumaterial, so waren die meisten Bauernhäuser Ständerbauten. Bei Kornspeichern wurde in der Regel die Blockkonstruktion angewendet. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren bei uns die meisten Häuser aus Holz gebaut. Doch je länger desto mehr konnten die übernutzten Wälder nicht mehr genügend Bauholz liefern, und so drängte sich eine Änderung der Bauweise auf. Um Holz zu sparen, entstanden immer mehr Fachwerkbauten oder Riegelhäuser. Einige der damaligen Erbauer empfanden aber die Fachwerkbauweise als «bäuerisch», und oft wurde mit einem abdeckenden Verputz ein städtisch wirkender Massivbau vorgetäuscht.

Der Stein als Baumaterial setzte sich auf dem Lande nur langsam durch. Die ersten reinen Steinbauten waren meist öffentliche Bauten wie Kirchen und Schulen. Erst als alle Vorrechte der städtischen Bürgerschaft als Folge des Ustertages im Jahr 1830 gefallen waren, kam die städtische Massivbauweise auf dem Lande vermehrt zum Zug.

Weitere Anpassungen der Bauweise begannen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Wohnkomfort wurde stetig gesteigert, geheizt wurde nicht mehr nur die Stube, sondern das ganze Haus. Mit dem stark zunehmenden Energieverbrauch wurden neue Massnahmen in der Bautechnik zwingend. Für neue Häuser galten laufend strengere Isolationswerte. Ältere Häuser wurden oft freiwillig zusätzlich isoliert.



Oberwis in Tagelswangen, das einzige Hochhaus in der Gemeinde

Die Bautechnik wurde vielfältiger. Zweischalenmauerwerk oder Mauerwerk mit dicker Isolationsschicht dominierten die Bautechnik, aber auch Holzbauten wurden vermehrt erstellt. Die Häuser in unserer Gemeinde zeigen sich sehr verschieden in der Konstruktion und im Aussehen.

Um der zunehmenden Zersiedlung Einhalt zu gebieten, wurden die Gemeinden aufgefordert, Bauzonen zu bestimmen. 1971 genehmigte die Lindauer Gemeindeversammlung eine grosszügige Bauzonenordnung, die auf etwa 14 000 Einwohner ausgelegt war. Erste Anzeichen dieses Aufbruchs waren die neu entstandenen Wohnblöcke «Oberwis» in Tagelswangen mit dem einzigen Hochhaus in der Gemeinde. In Sachen Einzonung lag das letzte Wort jedoch beim Kanton, und prompt reduzierte dieser die Bauzone auf etwa die Hälfte der von den Lindauern gewünschten Fläche. Mehr als zehn Jahre später verlangte der Kanton erneut eine massive Reduktion der Bauzone. Zum Glück bot die Maggi AG Hand für eine unkomplizierte Rückzonung von über acht Hektaren Bauland in die Landwirtschaftszone. Damit trat 1995 eine neue Bauzonenordnung in Kraft.

Mit der zunehmenden Bautätigkeit waren die Gemeindeschreiber, die damals auch als Bausekretäre tätig waren, stark gefordert. Hans Steinegger, ab 1987 Nachfolger von Hans Huber, hatte einen grossen Schub der baulichen Entwicklung zu bearbeiten. Seine Erinnerungen zur baulichen Entwicklung in dieser Zeit hat er umfassend aufgezeichnet.

Überall wird gebaut

Bei seinem Amtsantritt im Jahr 1987 durfte mit Fug und Recht behauptet werden, die Gemeinde Lindau sei die Perle im untersten Teil des Zürcher Oberlandes. Allerdings waren die Namen Maggi und später Adidas, beides ortsansässige Firmen, ungleich viel bekannter als der Name Lindau. Es verwundert deshalb auch nicht, dass Postsendungen oft in Lindau am Bodensee landeten oder Lastwagenchauffeure sich im deutschen Lindau nach dem Gemeindeteil Tagelswangen erkundigten. Manchmal ärgerliche und manchmal lustige Verwechslungen. Jedenfalls war dieser Umstand mit ein Grund, warum sich die Behörden beider Lindau trafen und Geschichten austauschten. Dabei stellte sich heraus, dass es europaweit rund 25 Orte mit dem Namen Lindau gibt.

Die rechtlichen Belange des Bauens lagen 1987 noch in den Händen des Gemeindeschreibers. Für diese Aufgabe kam Hans Steinegger die frühere

Tätigkeit als Bausekretär einer Zürcher Gemeinde zustatten. Allerdings waren die Baubewilligungsverfahren damals noch nicht so umfangreich und kompliziert, wie sie das heute sind. Kommt dazu, dass damals in Lindau, nach den bauintensiven 1960er Jahren, eine eher geringe Bautätigkeit herrschte, sieht man vom Neubau der Landwirtschaftlichen Schule Strickhof einmal ab. Diese konnte, dank guter Zusammenarbeit zwischen den Behörden von Kanton und Gemeinde, ihr landwirtschaftliches Schulungszentrum von Zürich nach Lindau verlegen.

Die moderate Bautätigkeit im Wohnungsbau lag zweifellos mitunter auch darin begründet, dass mit Ausnahme des Gemeindeteils Kempththal fast keine attraktive Anbindung an das öffentliche Verkehrsnetz bestand. Kempththal besass zwar einen eigenen Bahnhof mit Gleisanschluss in die Firma Maggi AG, welche dazumal für das wirtschaftliche Fortkommen der Gemeinde eine zentrale Rolle spielte. Vom eigentlichen Siedlungsgebiet der Gemeinde waren aber nur Kempththal und Winterberg mit dem Postauto zu erreichen. Dies allerdings mit einem sehr mageren Fahrplanangebot. Dass erhebliche Ländereien im Besitz der Firma Maggi (später Nestlé S.A.) waren und diese mit Baulandverkauf sehr zurückhaltend agierte, mag ein weiterer Grund dafür gewesen sein, dass die Gemeinde Lindau bezüglich baulicher Entwicklung gleichsam in einem Dornröschenschlaf lag. Der in Lindau lange Zeit niedrigste Steuerfuss im Bezirk Pfäffikon konnte das Fehlen eines attraktiven öffentlichen Verkehrsnetzes und die anderen besagten Umstände offensichtlich nicht wettmachen und Bauwillige anziehen. Richtigerweise bleibt allerdings anzufügen, dass der Gemeindeteil Winterberg in den Nachkriegsjahren einen kleineren «Bauboom» erlebte, da dieses Gebiet eine höchst attraktive Wohnlage bot, die manche Leute, welche sich den Bau eines Eigenheims leisten konnten, anlockte. Für diese meist motorisierte Bevölkerungsschicht spielte der öffentliche Verkehr eine weniger zentrale Rolle, obschon man mit dem Postauto Winterberg erreichte. Die Eröffnung der Autobahn A1 mit dem Anschluss südwestlich von Grafstal liess einen rasanteren Anstieg der Bevölkerung erwarten.

Als Hans Steinegger 1987 sein Amt antrat, zählte die Gemeinde 3200 Seelen. Im Jahr 2005 waren es deren 4100. Ein nicht spektakuläres Wachstum auf den ersten Blick. Wenn man aber bedenkt, dass der Bauboom in den späten 1990er Jahren einsetzte, ergibt sich doch ein etwas anderes Bild.

Als Kontrapunkte in der baulich gemächlichen Zeit sind in Lindau die Überbauungen im Chrummenacher und am Lindauerbach mit mehreren Reiheneinfamilienhäusern zu nennen. Allerdings ist da auch noch die

Überbauung Fischeracher aus dem Jahr 1979 zu erwähnen. Diese architektonische Besonderheit mit Fokus Lebensqualität, fand Beachtung bis weit über die Kantonsgrenzen hinaus.



In der Überbauung Fischeracher, Lindau

In Tagelswangen entstanden die ersten Mehrfamilienhäuser im Gebiet Geeren. Für die Realisierung dieser Überbauung wurde ein Quartierplanverfahren eingeleitet, das namentlich die verkehrs- und werkleitungstechnische Erschliessung dieses Baugebietes regelte.

Dass mit der Einführung eines Busbetriebes im Jahr 1987 gleichsam ein Startschuss für die Attraktivitätssteigerung der Gemeinde als Wohngemeinde gegeben wurde, ahnte noch kaum jemand. Während, wie eingangs erwähnt, attraktive Wohnlagen wie der Oberhäsler, der Unterhäsler und der Schnällböckler in Winterberg oder die Büel- und Falkenstrasse in Tagelswangen oder die Foren in Lindau schon längere Zeit überbaut waren, gewann weiteres Bauland für Ein- und Mehrfamilienhäuser erst durch die Verbesserung der Verkehrsanbindung nach und nach an Attraktivität. So gingen zunehmend Baugesuche für weitere Ein- und Mehrfamilienhäuser in Tagelswangen an der Gerenhalde und Rebenhalde ein, aber auch für

die Büelhalde in Tagelswangen. An der Buckstrasse wurden beidseits Neubauten realisiert.

Damit erfuhr der Gemeindeteil Tagelswangen innert kurzer Zeit einen markanten Einwohnerzuwachs. Dass diese Tatsache auch die Infrastruktur beeinflusste, lässt sich leicht ausmachen. Eine der Folgen war die Erweiterung der Schulhäuser Grafstal, Bachwis in Winterberg und Buck in Tagelswangen.

In Tagelswangen stand das Gebiet Hofwisen später zur Disposition. Wo einst das Restaurant Hirschen an der Zürcherstrasse stand, befindet sich heute ein markanter Firmenbau. Das Gewerbegebiet Neustadt beim «Landhus» wurde 2002 erschlossen und später sukzessive mit Gewerbehäusern bebaut.



Gewerbezone Neustadt, Tagelswangen

In Lindau kam ebenfalls wieder Bauland auf den Markt, und die besten Wohnlagen in Reben waren denn auch bald mit verschiedenartigen Einfamilienhäusern überstellt. Ebenso erhielt die Strasse im Chrummenacher Zuwachs an Wohnliegenschaften.

Obwohl 1995 eine abermalige Wohnzonenreduktion nicht nur die hauptbetroffene Nestlé S.A. schmerzte, sondern auch die Gemeindeplanung betraf, setzte Nestlé ihre Absicht, Bauland zu verkaufen, alsbald um. Damit begann in den Gemeindeteilen Grafstal und Winterberg ein regelrechter Bauboom. Den Startschuss gab gleichsam eine Überbauung an der Koloniestrasse mit 20 Reiheneinfamilienhäusern.



Einheitliche Überbauung



Gemischte Überbauung

Mit der Erschliessung des Baugebiets Eichweid in Winterberg standen ab 1997 Parzellen für rund 45 Wohneinheiten zur Verfügung. Sehr schnell war auch dieses Land mit Eigenheimen überbaut.

Es folgte 2002 und 2003 die Erschliessung der Gebiete Chaltenriet und Engelacher in Grafstal, was Land für 16 Mehrfamilienhäuser bot. Auch der Engelacher wurde in kürzester Zeit überbaut und die rund 100 Wohnungen bezogen. An der Rütelstrasse und am Hinterhalden beim Schulhaus Grafstal wurden innert kurzer Zeit über 30 Doppel- und Einfamilienhäuser erstellt. Es folgte die Erschliessung des Gebiets Gräbler, wo in der Folge an der neuen Julius-Maggi-Strasse, der Vorhalde und an der Badstrasse insgesamt 40 Einfamilienhäuser, 8 Mehrfamilienhäuser und 14 Doppel- und Einfamilienhäuser gebaut wurden. Die Erschliessung des Gräblers, wo einst eine stattliche Niederstamm-Obstbaumanlage stand, erfolgte unter Zeitdruck, denn das Damoklesschwert eines Bauverbots wegen des Fluglärms schwebte über diesem Bauland.

Gebaut wurde auch für Erholung und Sport

Der Bevölkerungszuwachs zog wachsende Bedürfnisse nach Erholung und Sport nach sich. Der Sportplatz in Grafstal, namentlich das Garderobengebäude, war derart in die Jahre gekommen, dass er zeitgemässen Anforderungen längst nicht mehr genügte. Man erinnere sich, dass die Sportanlage, ebenso wie das Freibad Grafstal Zeugen von Julius Maggis sozialem Engagement sind und erst später in den Besitz der Gemeinde

übergangen. Die Sportanlage wurde erweitert und 1997 mit einem modernen Garderobengebäude ausgerüstet. Im Jahr 2004 sanierte und erweiterte die Gemeinde das Freibad Grafstal, welches als Familienbad sehr geschätzt wird.

Die Tennisanlage in Grafstal, welche dem Sportclub Maggi, bzw. der Maggi gehörte, wurde hauptsächlich von Fabrikmitarbeitern und deren Angehörigen genutzt, ging aber später ins Eigentum der Gemeinde über, welche ihrerseits die Anlage im Jahr 2004 dem neu gegründeten Tennisclub Grafstal übergab. Gleichermassen war das 300-Meter-Schützenhaus beim Lindengüetli in die Jahre gekommen und entsprach den neuen Vorschriften über das Schiesswesen längst nicht mehr. Im Jahr 1991 konnte das neue Schützenhaus feierlich eingeweiht werden.

Hart traf es den Armbrustschützenverein, dessen Schützenhaus 1988 durch einen Brand zerstört wurde. Dank initiativem Handeln der Vereinsverantwortlichen und der Unterstützung durch die Gemeindebehörde durfte im Jahr 1990 der schicke Neubau im Hinterriet eingeweiht werden.

Weil das meiste Kulturland rund um Kempptal bis hinauf nach Winterberg im Besitz der Firma Maggi war, die für ihre Nahrungsmittelproduktion



Golfplatz Kleinikon

früher intensiven Gemüseanbau betrieb, gab es in den übrigen Gemeindeteilen eigentlich nur wenige Landwirtschaftsbetriebe. Diese kämpften mit Ideenreichtum um ihre Existenz. So entstand in Winterberg auf einem landwirtschaftlichen Betrieb das Reitzentrum Roswisler, dessen Geburtsstunde der Bau einer grossen Reithalle war. Ein zweiter Betrieb verschrieb sich dem Golfsport, und nach enormen bau- und planungsrechtlichen Klimmzügen entstand erst eine Driving Range und später ein 9-Loch-Golfplatz.

Im Rahmen einer Projektwoche der Schüler der Landwirtschaftlichen Schule Strickhof realisierten die jungen Männer im Jahr 2003 einen Vita Parcours im Wald im Holzgatter, welcher selbst in Fachkreisen hohes Lob erntete. Schon früher bauten die Strickhofschüler eine Finnenbahn in diesem Gebiet.

Mit dem Ausbau der Schulanlage Grafstal und dem damit verbundenen Neubau der Turnhalle im Jahr 2005 standen neben genügend Schulraum nun auch für alle Vereine gute Sportmöglichkeiten zur Verfügung.

Auf dem Lehrplan der Landwirtschaftlichen Schule Strickhof stand auch Turnunterricht, der jeweils in der Turnhalle Grafstal erteilt wurde. Der immer dichter werdende Stundenplan im Schulhaus Grafstal indes erlaubte die Benützung der Halle durch Auswärtige immer weniger. Im Jahr 1990 erstellte der Kanton im Strickhof eine eigene Mehrzweckhalle, wo nun die Unterrichtsbedürfnisse der Schule abgedeckt werden konnten.

Die grosse Bautätigkeit zeitigte auch Folgen: Schulhäuser sind zu klein, mehr Wasser wird benötigt, zusätzliches Abwasser fällt an, der Verkehr nimmt zu, soziale Probleme mehren sich, kurz, die Gemeinde war gefordert, all diese Aufgaben zu lösen.

Der Gemeinderat machte sich auch Gedanken über die weitere Entwicklung. Im Jahr 2004 legte er in einem Leitbild der Gemeinde fest, dass den vier Dörfern ihr ländlicher Charakter erhalten bleiben soll. Grosse Einzonungen standen nicht mehr zur Diskussion, einzig im Laubisgrüt wurde eine Gewerbezone ins Auge gefasst, aber von kantonaler Seite abgelehnt. Mit der Revision der Bauordnung im Jahr 2006 bewilligte der Kanton nur einzelne kleine Begradigungen der Bauzone. Grössere Anpassungen wurden abgelehnt. Nur die Häuser von Kleinikon konnten von der Landwirtschaftszone in die Kernzone überführt werden. Damit wurde es einfacher, landwirtschaftliche Gebäude in Wohnliegenschaften umzubauen.

Nicht überbaute Bauzonen gibt es nur noch wenige, aber innerhalb der Dörfer bestehen noch Baulücken oder Möglichkeiten für Erweiterungen, Anpassungen und Umnutzungen bestehender Bauten. So konnte 2010



Emdwis in Lindau

in Lindau die Überbauung Emdwis mit 18 Wohnungen einer privaten Genossenschaft eingeweiht werden. In Tagelswangen wurden die letzten grösseren Parzellen in Geren, Riet und an der Wangenerstrasse überbaut. Städtische Verhältnisse sind auf absehbare Zeit nicht zu erwarten.

Dass unsere Gemeinde ein beliebtes Wohngebiet ist, zeigt die Rückkehr einer in Winterberg aufgewachsenen Frau, die im Sommer 2010 als 5000. Einwohnerin gefeiert werden konnte. Mit den noch spärlich vorhandenen Baulandreserven dürfte die Grenze der Bevölkerungszahl bei etwa 6000 liegen.

Von Tagelswangen zum Ballenberg

Im Laufe des 17. Jahrhunderts hatte der Ackerbau in der Schweiz nachweislich stark zugenommen, vermutlich als Folge der Lebensmittelverknappung während und nach dem Dreissigjährigen Krieg (1618–1648). Mit dem stark zunehmenden Bedarf an Nahrungsmitteln nahm nebst dem forcierten Ackerbau auch der Handel mit Korn grössere Ausmasse an, und dieser dürfte damit auch die Spekulation gefördert haben. Um gute Preise zu erzielen, mussten auch Lagermöglichkeiten für das Korn vorhanden sein. So entstanden um diese Zeit im Ackerbaugebiet des schweizerischen Mit-

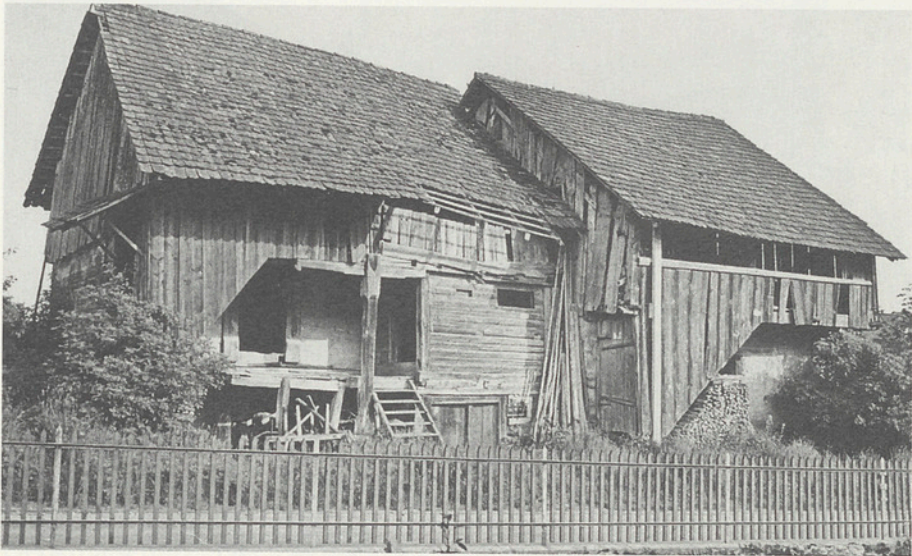
tellandes viele neue Kornspeicher, und alte Speicher wurden den neuen Bedürfnissen angepasst.

Tagelswangen dürfte sich damals relativ stark entwickelt haben. Der Ursprung von noch sechs bestehenden Bauernhäusern geht auf diese Zeit zurück. Mit einigem Aufwand konnten auch vier alte Kornspeicher erhalten bleiben. Einer bei Hofwisen, erbaut in 16. Jahrhundert und umgebaut im 17. Jahrhundert, ein weiterer aus dem 17. Jahrhundert etwas zurückversetzt an der Wangenerstrasse. Diese beiden Bauten wurden vom Regierungsrat zu regionalen Schutzobjekten erklärt und vom Kanton denkmalpflegerisch betreut. Ein dritter Speicher stand an der Büelgasse und musste einem Neubau weichen, wurde aber auf privater Basis gerettet. Der Eigentümer vom Tennenhof liess ihn demontieren und bei seinem Wohnhaus wieder aufbauen.

Die Leidensgeschichte der Rettung des vierten und grössten Speichers an der Abzweigung Wangenerstrasse/Huebstrasse zog sich über 20 Jahre hin. Die Geschichte dieses Baus wurde von der Zürcher Denkmalpflege recht genau ermittelt und veröffentlicht. Mit neusten wissenschaftlichen Methoden konnte das genaue Baujahr dieses Speichers erforscht werden. Die ersten Eichenstämme für diesen Bau wurden 1531 geschlagen. Der ursprüngliche Kernbau des späteren dreiteiligen Gebäudes, eines würfelförmigen Baukörpers in Blockbauweise, entstand 1534. Der architektonisch einfache Bau galt damals als ältester datierter Speicherraum im Zürcher Kantonsgebiet. Verschiedene Bauteile wiesen auf eine hohe handwerkliche Kunst hin. So wurden zum Beispiel die Ecken der Seitenwände mittels Schwalbenschwanztechnik miteinander verzinkt. Dies ermöglichte einen optimalen Schutz der Getreidevorräte vor Witterung und Mäusen.

Die ursprünglichen Besitzverhältnisse waren unklar. Man weiss aber, dass der Speicher um 1630 zum recht grossen Grundbesitz der Gebrüder Jagli, Ueli und Hans Wegmann gehörte. 1661 entstand etwa vier Meter neben dem Kernbau ein zweiter Speicher. Dieser bestand aus einem gemauerten Keller- und Erdgeschoss, darüber gab es ein Obergeschoss in Ständerbauweise. Im gleichen Jahr wurde auch der alte Speicher durch ein zweiräumiges Obergeschoss in Bohlenständerbauweise aufgestockt und mit dem neuen Speicher brückenartig verbunden. Wie der Unterteil des Zwischenbaus entstand, konnte nicht mehr genau eruiert werden. Die drei zusammengebauten Teile wurden durch Treppen und Lauben erschlossen. Die Bauweise zur Erweiterung des Gebäudes machte den Eindruck, eher improvisiert und nicht sorgfältig geplant worden zu sein. Dies lässt viele Fra-

gen zur damaligen Zeit offen, deutet aber auf eine komplizierte Aufteilung und Organisation der nicht einfachen Besitzverhältnisse hin. Im 18. und 19. Jahrhundert hatte das dreiteilige Gebäude fünf Eigentümer. Diesem Umstand ist vermutlich zuzuschreiben, dass einerseits nur minimale Reparaturen erfolgten, andererseits aber der Abbruch des Gebäudes verunmöglicht wurde. 1966 kam der angeschlagene Speicherkomplex im Rahmen eines Quartierplanverfahrens in den Besitz eines einzigen Eigentümers. Der Speicher diente noch als Lager für Rüben, Holz, Dünger usw. Er galt aber auch als Tummelplatz für die Dorfjugend. Doch der Zustand des Gebäudes bereitete dem Besitzer Sorgen. Die unzeitgemässe Einteilung und die schlechte Bausubstanz bewogen ihn, nicht zuletzt aus Kostengründen, von einer Gesamtrenovation abzusehen. Die kantonale Denkmalpflege hatte dem kulturhistorischen Objekt nur kommunale Bedeutung beigemessen und für eine allfällige Renovation nur einen minimalen Betrag in Aussicht gestellt. Damit lag die Entscheidung, was mit dem Gebäude geschehen solle, bei der Gemeinde. Von verschiedenen Seiten wurde Druck gemacht, um einen allfälligen Abbruch zu verhindern. Der Gemeinderat hatte aber bereits vorsorglich mit dem Eigentümer einen günstigen Verkaufspreis ausgehandelt. Berechnungen der Renovationskosten liessen hingegen Zweifel über die Erhaltenswürdigkeit aufkommen. Der Gemeinderat sah auch keinen Verwendungszweck; ein allfälliges Ortsmuseum hätte noch grössere



Der alte Speicher in Tagelswangen

Investitionen benötigt und laufende Unterhaltskosten zur Folge gehabt. Im Frühling 1984 fiel der Entscheid: «Der Gemeinderat verzichtet auf die formelle Unterschutzstellung des Speichers.» Der Eigentümer interpretierte diesen Beschluss als Freigabe zum Abbruch. Im folgenden Herbst begann er mit dem Abbruch und entfernte die Ziegel.

Die Zürcherische Vereinigung für Heimatschutz reagierte schnell und gelangte nun mit der Forderung an den Gemeinderat, den Abbruch sofort zu unterbinden. Ein Gespräch des Gemeindepräsidenten mit dem Chef der kantonalen Denkmalpflege hatte zur Folge, dass die Baudirektion das Gebäude, obwohl schon abgeschrieben, doch noch unter Denkmalschutz stellte und einen Abbruchstopp verfügte. Das abgedeckte Dach musste mit Plastikbahnen zugedeckt werden.

Geprüft wurde nun die Möglichkeit einer Versetzung des Speichers in das Freilichtmuseum Ballenberg. In der Folge begann die Denkmalpflege neue Entscheidungsgrundlagen zu sammeln. Die Konstruktion wurde detailliert untersucht. Mit modernen Methoden konnte das genaue Alter der verschiedenen Bauteile belegt werden; auch die Besitzverhältnisse waren von Interesse. Die bautechnischen Untersuchungen ergaben, dass eine Überführung ins Freilichtmuseum machbar wäre. Nach zweijährigen Verhandlungen und Abklärungen zu dieser technischen Herausforderung war es so weit.



Der alte Speicher Tagelswangen im Ballenberg

Am 5. Januar 1987 begann eine Equipe von Spezialisten mit der Zerlegung des Speichers. Die Überführung nach Brienz war sehr anspruchsvoll. Noch im gleichen Jahr stand der historische Zeuge aus Tagelswangen im «Ostschweizerdorf» im Ballenberg. Als Beigabe soll auch ein Birnenspalier mit einer alten Tagelswanger Sorte auf den Ballenberg verpflanzt worden sein. Es ist den Besuchern des Freilichtmuseums überlassen zu überprüfen, ob dieser Baum auch tatsächlich gewachsen ist.

Die ehemaligen Eigentümer hatten immer zu Lösungen für die Erhaltung des Speichers Hand geboten. Für sie war es unverständlich, dass sich über all die Jahre niemand von der Denkmalpflege für ihre Sorgen zuständig zeigte. Trotzdem beschlossen sie spontan, das Gebäude dem Freilichtmuseum zu schenken, und waren erleichtert, dass für ihren «alten Schopf» in einer neuen, attraktiven Heimat ein neues Leben begann.

Das Wysssehus

Das ehemalige Wysssehus sorgte zu Beginn des 21. Jahrhunderts innerhalb der Gemeinde für einige Unruhe. Das Wysssehus, wie es damals in Anlehnung an den Namen der letzten Eigentümer genannt wurde, stand direkt hinter dem alten Schulhaus (heute Bibliothek) an der Hinterdorfstrasse in Lindau. Übrigens, bis 1906 stand ein artgleiches Bauernhaus auf dem Platz des alten Schulhauses.

Das Wysssehus wurde gemäss eingekerbter Jahreszahl in einer Pfette im Jahr 1683 erstellt. Es gehörte zu einer leicht geschweiften, geschlossenen Häuserzeile, die am Kirchhügel endete und damals das Dorfbild Lindau prägte. Das Mehrzweckhaus bestand aus einem zweigeteilten Wohnhaus mit Scheunenteil unter durchgehendem Satteldach. Der Bohlenständerbau wurde im Laufe der Zeit auf drei Seiten angebaut; vor allem der relativ spät erfolgte westliche Anbau mit den Gastarbeiterunterkünften passte nicht zum Kernbau. Nur die nach Süden gerichtete, in Fachwerk ausgeführte Fassade war noch original aus dem Jahr 1683.

Um 1980 wäre das Haus fast einem Neubauobjekt zum Opfer gefallen. Doch die etwas komplizierten Eigentumsverhältnisse liessen das Projekt scheitern. Etwa 20 Jahre später – die Besitzverhältnisse waren geklärt – bekundeten die Eigentümer Verkaufsabsichten. Das Haus stand nicht unter Denkmalschutz. Der Gemeinderat sah indessen eine gewisse Verpflichtung, das älteste Gebäude des Dorfes zu erhalten. Auch als Eigentümerin

des angrenzenden Grundstücks mit dem alten Schulhaus war die Liegenschaft für die Gemeinde von Interesse. Nach längeren Verhandlungen mit den Besitzern beantragte der Gemeinderat der Gemeindeversammlung den Kauf des Hauses mit der Absicht, den Bau zu erhalten und für Gemeindezwecke zu nutzen. Der Antrag wurde fast ohne Gegenstimme angenommen.

Der Gemeinderat verfolgte die Idee, das Wysehus zu renovieren und zusammen mit dem alten Schulhaus als Gemeindezentrum auszubauen. Vorgesehen war, die gesamte Gemeindeverwaltung in die beiden Häuser zu verlegen. Daneben hätte das grosse Raumangebot verschiedene weitere Nutzungsmöglichkeiten zugelassen. Drei einfache Vorprojekte zeigten mögliche Gestaltungsvarianten auf. Einem Projektierungskredit wurde an einer Gemeindeversammlung im Herbst 2004 nach reger Diskussion wohl knapp zugestimmt, doch mit einem Referendum wurde von den Anwesenden eine Urnenabstimmung verlangt.



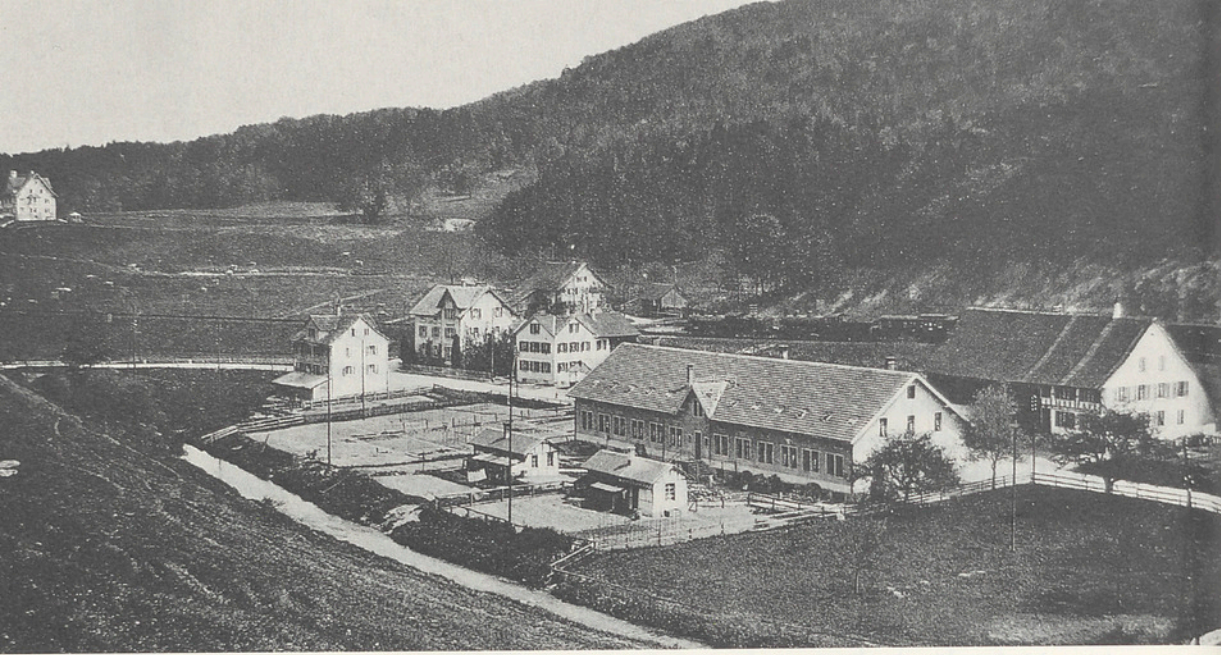
Das ehemalige Wysehus, Frühling 1954

Die Zeit bis zur Abstimmung war geprägt von angeregten Diskussionen für oder gegen das Projekt. Der Gemeinderat war der Ansicht, mit diesem Projekt den Erhalt des ältesten Gebäudes im Dorf zu sichern und zugleich für die Verwaltungen von Gemeinde, Schule und Kirche genügend Raum zu schaffen. Daneben wäre noch Platz für weitere Bedürfnisse der Öffentlichkeit gewesen. Die Gegner argumentierten mit zu hohen Kosten und vor allem mit der schlechten Bausubstanz des alten Hauses und bekamen damit laufend mehr Unterstützung. Dann, es kam wie es kommen musste! Die Urnenabstimmung im Frühling 2005 kippte den Gemeindeversammlungsbeschluss. Der Kredit für das Projekt wurde abgelehnt.

Wie weiter mit der Liegenschaft? Erhalten, verkaufen oder abbrechen? An einer weiteren Gemeindeversammlung wurde nach einer intensiven Diskussion ganz klar der Abbruch des Gebäudes verlangt. Als dann die Maschinen mit der Zerstörung begannen, machte sich da und dort ein etwas mulmiges Gefühl bemerkbar, immerhin verschwand ein über 300 Jahre alter Zeitzeuge für immer. Im Frühling 2007 spross bereits Gras, wo ehemals das Wysehus stand. Einige Jahre später verkaufte die Gemeinde das Land, und im Sommer 2011 begannen die Arbeiten für einen zeitgemässen Bau. Bleibt dieser wohl auch über 300 Jahre stehen?

Die Kolonie

Nach der Wende ins 20. Jahrhundert prägte die aufstrebende Maggi AG mit dem Ausbau der Fabrikanlagen und der Erstellung von Wohnbauten auch die Sozialstruktur in Grafstal. Das Unternehmen benötigte für die zahlreichen zugewanderten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die vorwiegend aus der Innerschweiz und Italien stammten, neuen Wohnraum. Julius Maggi liess aus unternehmerischen, aber auch sozialen Gründen in Grafstal und Kempththal laufend neue, zeitgemässe Häuser für Arbeiter und Vorgesetzte erstellen. Erste Wohnhäuser entstanden nahe beim Bahnhof Kempththal, in der Bleiche und an der Strasse nach Illnau. Ein spezieller Bau war das «Schlafhaus zum Paradies» mit Keller, Aufenthalts- und Waschräumen. In den zwei Obergeschossen befanden sich je zwölf Schlafräume mit jeweils acht Betten und zudem je zwei luxuriösere Zweibettzimmer. In unmittelbarer Nähe entstanden streng nach Geschlecht getrennte Badeanstalten. Die meisten dieser Bauten hatten nach ungefähr 50 Jahren ausgedient und wurden abgerissen.



Maggis «Schlafhaus zum Paradies» um 1930

Für ein grösseres, moderneres, der Zeit entsprechendes Projekt, heute bekannt unter dem Namen «Kolonie», gab Julius Maggi 1910 einen Auftrag an die bekannten Architekten Curjel und Moser. Robert Curjel und Karl Coelestin Moser bildeten von 1888 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs eine Architektengemeinschaft mit Büros in der Schweiz und in Deutschland. Diese Gemeinschaft mit zahlreichen Mitarbeitern, auch künstlerischen, war sehr innovativ und oft der Zeit eine Nasenlänge voraus. Im Bereich von öffentlichen Bauten, Kirchen, Villen, aber auch im Siedlungsbau waren sie führend und erhielten namhafte Aufträge in Deutschland und in der Schweiz.

Curjel, ein Schweizer mit dänischer Abstammung, wurde 1859 in St. Gallen geboren und wuchs in Karlsruhe auf. Später wurde er deutscher Staatsbürger. Er studierte in Karlsruhe und München. 1907 wurde er mit dem Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen ausgezeichnet.

Moser, 1860 in Baden geboren, studierte an der ETH in Zürich Architektur. Sein bedeutender Einfluss auf die Architektur wurde erkannt. Anlässlich der Fertigstellung des Hauptgebäudes der Universität Zürich im Jahr 1914 bekam er die Ehrendoktorwürde dieser Universität verliehen. Nachdem er sich von Curjel getrennt hatte, folgte er 1915 dem Ruf an die ETH Zürich, wo er zum ordentlichen Professor für Baukunst ernannt wurde.

Julius Maggi beauftragte also ausgesuchte Architekten für eine Angestellten- und Arbeitersiedlung. In einem Vorschlag war vorgesehen, eine eigentliche Dorfmitte mit lockerer Anordnung weiterer Doppeleinfamilienhäuser

zu erstellen. Sogar eine Schule sollte die Gesamtüberbauung ergänzen. Der vorgesehene Standort lag getrennt vom Bauerndorf Grafstal am Rand einer Geländeterrasse. Das eigentliche Kernprojekt sah eine geschlossene Siedlung über einem Rechteckgrundriss mit Innenhof vor. In den Jahren 1912 bis 1914 wurde die erste Hälfte des Projektes erstellt. Fast zeitgleich entstand unter der gleichen Bauleitung das Doppeleinfamilienhaus Koloniestrasse 4/6. Die zweite Hälfte des Kernprojekts und der Rest der geplanten Siedlung gelangten jedoch nicht mehr zur Ausführung. Warum nicht weiter gebaut wurde, dürfte verschiedene Gründe gehabt haben: Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Trennung von Curjel und Moser oder auch eine Änderung in der Maggi-Führung. Moser erstellte 1916 noch Baupläne für zwei klassizistische Villen. Auch diese Pläne wurden nicht mehr ausgeführt.

Trotz der Redimensionierung war der neben dem Dorf entstandene (halbe) Bau eine markante Erscheinung. Die stattliche Wohnsiedlung hat einen L-förmigen Grundriss, bestehend aus aneinandergereihten Ein- und Mehrfamilienhäusern. Durch die sich wiederholenden Fassadenelemente bleibt die Stileinheit gewahrt. Die geschickte Veränderung der Fassadenfluchten und Firsthöhen verhindert eine Eintönigkeit. Das Satteldach wird durch Lukarnen aufgelockert und an den Enden durch Walmdächer abgeschlossen. Der Vorplatz des Gebäudes mit Ziergärten und einer Reihe von Kas-



Maggis Wohnsiedlung «Kolonie» in Grafstal

tanienbäumen bildete ein weiteres gestalterisches Element. Leider wurde der Vorplatz mit der Zeit nur noch als Parkplatz genutzt. Die Rückseite war für Nutzgärten vorgesehen. Die Kolonie ist ein Massivbau und dürfte noch längere Zeit Bestand haben. Nachdem die kantonale Denkmalpflege die Erhaltung der Wohnsiedlung empfohlen hatte, erfolgte auch die Aufnahme ins Inventar für schützenswerte Bauten. Die Wohnungen wurden zeitgemäss renoviert und erfreuen sich immer noch grosser Nachfrage.

Die Siedlung stand für längere Zeit fast allein auf der grünen Wiese. Erst ab etwa 1960 dehnte sich das Dorf langsam in Richtung Kolonie aus. Die Maggi überbaute in Eigenregie die Umgebung mit einfachen Ein- und Mehrfamilienhäusern für ihre Angestellten. Das Land der angrenzenden Gebiete Chaltenriet und Engelacher wurde verkauft und zwischen 1980 und 2006 überbaut.

Der Winterberger Speicher

Der alte, kleine und unscheinbare Speicher, der zum Hof Schürliacherstrasse 1 gehörte, stand östlich des Bauernhauses im leicht abfallenden Gelände. Von der Strasse her war der Speicher kaum zu sehen. Er war aber früher Teil des östlichen Bebauungsrandes des ursprünglichen Weilers Winterberg.

Der Zahn der Zeit nagte am alten Gebälk, und wie bei allen älteren Gebäuden waren Reparaturen oder Änderungen unausweichlich. Das Satteldach mit verlängertem Vordach war jüngeren Datums, und die Giebelseiten wurden mit Eternit oder Holzbrettern verschalt. Der Eigentümer sah in dem alten Schopf keinen grossen Nutzen mehr und zudem beabsichtigte er, im Bereich des Speichers bauliche Veränderungen vorzunehmen. Der Zeitzeuge hatte bereits ein beträchtliches Alter und war schon seit längerer Zeit als Denkmalschutzobjekt von kommunaler Bedeutung eingestuft. Nach Bekanntwerden der Umbaupläne des Eigentümers in besagtem Gebiet gelangte der Gemeinderat an die kantonale Denkmalpflege, um abzuklären, ob dem Objekt eventuell überkommunale Bedeutung zukomme. In der Folge beurteilte die Denkmalpflege den Speicher als einen der besterhaltenen im Kanton Zürich mit besonderem Seltenheitswert und stufte ihn ohne weitergehende Abklärungen als erhaltenswürdig ein. Man einigte sich mit der Gemeinde Lindau, den Speicher zu renovieren und an einen neuen Standort zu verlegen. Der Eigentümer schenkte den Speicher der

Gemeinde, die Restaurierung und das Versetzen übernahm die kantonale Denkmalpflege, während die Gemeinde das Land zur Verfügung stellte. Der renovierte Speicher wurde im Jahr 2000 auf das gemeindeeigene benachbarte Grundstück verschoben und wird derzeit als Einstellraum für Gerätschaften des Seniorenzentrums genutzt.

Speicherbauten hatten bis ins 19. Jahrhundert hinein eine ganz wichtige Stellung auf dem bäuerlichen Hof, bis durch bessere Verkehrserschliessung und die sichere Lebensmittelversorgung die Vorratshaltung an Bedeutung verlor. Dem Schutz des vorrätigen Getreides wurde höchste Beachtung geschenkt. Das zeigt sich an der handwerklich überdurchschnittlichen Qualität dieser Bauten.

Der gezinkte Blockbau kommt im Kanton Zürich nur im 16. und 17. Jahrhundert vor. In dieser Zeit dürfte auch der Speicher in Winterberg entstanden sein. Beim Blockbauegefüge mit verzinktem Eckverband (Zinkverbindung) handelt es sich um eine Methode, die sehr viel Geschick und eine präzise handwerkliche Arbeit erfordert. Das auf Gehrung gearbeitete und am kielbogenförmigen Sturz sorgfältig verzierte Türgericht weist auf ein hohes künstlerisches Niveau des damaligen Zimmermannhandwerks hin. Das Erdgeschoss besteht als typischer «Getreidekasten» aus einem Kubus dicht schliessender Hölzer. Nur wenige schlitzförmige Luken lassen Luft, aber



Der Winterberger Speicher

kaum Licht in den Raum. Ein schmiedeeisernes Schloss mit entsprechendem Schlüssel schützte einst das kostbare Gut vor dem Zugriff von Langfingern. Der Dachraum war nur mittels einer Leiter von aussen zugänglich. Dank dem guten Einvernehmen von Eigentümer, Gemeinde und kantonaler Denkmalpflege konnte dieser wirtschaftsgeschichtliche Zeitzeuge der Nachwelt erhalten bleiben.

Schützenhaus Lindengüetli

Die dokumentierte Geschichte des Schiesswesens in Lindau reicht bis ins Jahr 1876 zurück, als der Bundesrat die militärische Schiesspflicht neu anpasste. Die Gemeinden waren verpflichtet, Schiessplätze zur Verfügung zu stellen. Der gemeinsame Schiessplatz befand sich damals südlich von Lindau, etwa bei der Liegenschaft Tagelswangerstrasse 12. Die Schützen von Lindau, Tagelswangen und Grafstal übten jeweils gemeinsam auf der nur rudimentär eingerichteten Anlage. Die Winterberger zogen es vor, selbstständig zu sein, und benutzten ihren eigenen Platz beim Bläsihof. Schon bald wollte auch Grafstal auf einer eigenen Anlage schiessen. Nach langwierigen Verhandlungen mit Gemeinderat und Militärdirektion durften die Gröschtl 1888 ihren eigenen Schiessplatz im Engelacher einweihen. Einige Jahre später erhielt auch Tagelswangen einen eigenen Schiessplatz in der Gegend der heutigen Ringstrasse.

Die Einrichtungen der damaligen Schiessplätze muss man sich sehr einfach vorstellen. Es gab kein Dach, und geschossen wurde auf einer selbst mitgebrachten Unterlage auf dem gewachsenen Boden. Die Scheiben wurden an einem Abhang aufgestellt, die oder der Zeiger versteckten sich in einem Erdloch oder hinter einem grossen Stein und warteten auf ein Trompetensignal, das die Feuereinstellung verkündete, um dann an den Scheiben die geschossenen Werte anzuzeigen.

Die unzulänglichen Sicherheitseinrichtungen auf den bestehenden Schiessplätzen veranlassten den Gemeinderat, vermutlich auch auf Druck der Militärdirektion, eine nach damaligen Verhältnissen ordentliche Schiessanlage zu errichten. Anfragen des Gemeinderates zu einem Standort Bläsihof wurde von den Winterbergern abschlägig beantwortet. Auch Verhandlungen mit Grafstal führten nicht zum Ziel. Schlussendlich bestimmten die Behörden als zentralen Standort den Platz beim Lindengüetli mit Schussrichtung Holgenbüel. 1912 begannen unter tatkräftiger Mithilfe der

Schützen die Bauarbeiten. Ein Jahr später wurde die modernste Anlage der Umgebung eingeweiht. Die Winterberger weigerten sich vorerst, diese Anlage zu benutzen, doch 1914 begannen einige Abtrünnige im Lindengütli zu schießen, was zu einer bedrohlichen Krise im Verein Winterberg führte, unter anderem zum Rücktritt des gesamten Vorstandes. Doch der Wechsel auf den zentralen Schiessplatz konnte nicht mehr verhindert werden.

1947 begann der frisch gegründete Pistolenschützenverein am verlängerten Kugelfang mit ersten Übungen. Mit einigen alten Bänken und Brettern wurde ein provisorischer offener Schiessstand eingerichtet. Ein Jahr später erstellten sie am gleichen Ort ein einfaches Schützenhäuschen. Da sich das «Pistolenhüsli» im Gefahrenbereich der 300-Meter-Schützen befand, konnte nicht gleichzeitig geschossen werden. Doch die beiden Vereine konnten sich jeweils über ihre Schiessstage einigen. Der Wunsch nach einer besseren, unabhängigen Pistolenschiessanlage verstärkte sich.

Dann, 1964, konnten die Pistolenschützen in ihr neues Schützenhaus am heutigen Standort einziehen und waren nicht mehr durch die Gewehrschützen bedrängt. Mit der Erweiterung der Pistolenanlage 1989 kam der Verein zu einer 25-Meter-Anlage. Gleichzeitig konnte unter grossem Einsatz der Vereinsmitglieder die Schützenstube vergrössert werden.

Das 300-Meter-Schützenhaus bewährte sich und wurde von den vier Vereinen rege benutzt. Doch mit der Zeit genügte die Anlage den Anforderungen nicht mehr, und am Bau machten sich Alterserscheinungen bemerkbar. 1966 wurde das Schützenhaus mitsamt den Einrichtungen erneuert und auf 15 Scheiben erweitert. Der Zeigergraben und das Schützenhaus wurden über ein erdverlegtes Kabel mit Strom, Telefon und Signalanlage verbunden. In einem Anbau konnte eine Schützenstube eingerichtet werden. Wieder hatte Lindau dank Mitarbeit der Schützen eine zeitgemässe Anlage. Das Schiessen war, speziell nach kriegerischen Ereignissen, in der Bevölkerung stark verankert. Die Anlage beim Lindengütli wurde durch die vielen Übungen und Anlässe sehr beansprucht. Mit den Jahren rückten die Vereine etwas näher zusammen und begannen, Schiessübungen und Anlässe gemeinsam durchzuführen. Dadurch wurde etwas konzentrierter, dafür aber an weniger Tagen geschossen.

Während 20 Jahren wurde nichts mehr in die Schiessanlage investiert, und so stand Ende der 1980er Jahre wieder eine Erneuerung an. Untersuchungen und Gutachten zeigten einen eher desolaten Zustand des Gebäudes; unter anderem hatten sich auch die Fundamente zum Teil gesenkt. Der Wunsch

nach einer grösseren Schützenstube konnte im damaligen Gebäude nur schwer realisiert werden. Die Schätzung der Renovation kam in die Nähe der Kosten eines Neubaus. Je länger desto mehr drängte sich auch eine elektronische Zeigeranlage auf. Gespräche mit dem Gemeinderat zeitigten Erfolg. Ein Neubau des Schützenhauses wurde in die damals aktuelle Sportstättenplanung der Gemeinde aufgenommen. Mit überwältigendem Mehr genehmigten am 26. Juni 1989 die Stimmbürger von Lindau den Baukredit von 959 000 Franken für eine neue Schiessanlage mit 12 Scheiben und automatischer Trefferanzeige.

1990 kam das alte Schützenhaus kurz vor seinem Ende noch zu einem Höhepunkt. Während sechzehn Tagen diente der Schiessstand als dezentrale Anlage zum Eidgenössischen Schützenfest Winterthur. An den Wochenenden stand auch das Pistolenschützenhaus dem Fest zur Verfügung. Aus der ganzen Schweiz reisten Schützen nach Lindau. Vom Morgen bis zum Abend herrschte im Schützenhaus und im gegenüberliegenden, als Festwirtschaft eingerichteten Lindengüetli reger Betrieb. Auf allen 15 Scheiben wurde über die ganze Zeit nonstop geschossen. Damit hatte das Schützenhaus ausgedient. Etwa einen Monat nach diesem Grossanlass



Das Eidgenössische Schützenfest im zweiten (alten) Schützenhaus

begann der nicht ganz harmonisch verlaufende Abbruch des Hauses, und fast in Rekordzeit entstand der Neubau.

Mit dem Ende des alten Schützenhauses konnten auch die Zeigerkellen definitiv in die Ecke gestellt werden. Es mag sein, dass anfänglich auch einzelne Schützen die Stunden im Zeigergraben vermissten, doch alle schätzten die grossen Vorteile der neuen automatischen Trefferanzeige, die schon für das grosse Schützenfest provisorisch eingerichtet worden war. Bereits am 1. Mai 1991 begann der Schiessbetrieb im neuen Schützenhaus. Der Bau wurde nach den neusten Erkenntnissen erstellt. 10 Scheiben genügten den neuen Anforderungen. Im Untergeschoss konnte eine 10-Meter-Anlage für Druckluftwaffen eingerichtet werden. Das Obergeschoss wurde durch die Schiessvereine auf eigene Rechnung als Schützenstube ausgebaut. Vereinsmitglieder und Gönner stifteten die Einrichtung. Die Vereinsmitglieder leisteten mehr als 1600 Stunden Frondienst. Das half auch, den von der Gemeindeversammlung bewilligten Kredit mehr oder weniger einzuhalten. Der massive Bau dürfte längere Zeit Bestand haben. Aber Reparaturen, Ergänzungen und Erneuerungen wird es immer wieder geben.



Das neue Schützenhaus

Zum Abbruch noch eine groteske Geschichte aus der Sicht des damaligen Gemeindeschreibers:»

«Die Planung des neuen Schützenhauses war abgeschlossen, die Baubewilligung eingetroffen, die Bauarbeiten vergeben und der Termin des Baubeginns fixiert. Allein, das alte ehrwürdige Schützenhaus stand noch da und sollte nun verschenkt werden. Allerdings hatte der Beschenkte das Haus abzubrechen. Die Biberschwanzziegel indes sollten im Besitz der Gemeinde bleiben. Auf die Ausschreibung hin war das Interesse recht gering, bis sich schliesslich eine Firma mit renommiertem Namen um den Abbruch und damit um das Haus bewarb. Das Geschenk war bald gemacht und mit einer Vereinbarung besiegelt. Männiglich erwartete nun einen Grossaufmarsch an Bauarbeitern mit schwerem Gerät. Weit gefehlt, wochenlang geschah nichts, bis man feststellte, dass Fenster und Fensterläden abmontiert waren. Das später abgedeckte Dach liess Hoffnung aufkommen, dass es nun zügig vorwärts gehe. Wiederum gefehlt. Die Arbeiten stockten. Inzwischen konnte man erfahren, dass es sich bei genannter Firma um einen Einmannbetrieb handelte, welcher mit der grossen Namensvetterin überhaupt nichts zu tun hatte. Selten sah man den Mann, welcher mit Moped und Anhänger unterwegs war, auf der «Baustelle». Auf die Vereinbarung angesprochen, vertröstete der «Unternehmer» immer wieder auf später, mit Begründungen wie schlechtes Wetter, Arbeiter krank usw. Immerhin waren die interessanten Stücke aus dem Haus abtransportiert und die Ziegel neben der Ruine aufgeschichtet worden.

Schliesslich wurden die Ziegel, entgegen unserer Vereinbarung, mit unbekanntem Ziel abtransportiert. Ins Büro des Schreibenden zitiert, jammerte der Mann zum Herzerweichen, er hätte hier ein schlechtes Geschäft gemacht, er sei in einer finanziellen Notsituation und und und ... es würde ihm dienen, wenn er die Ziegel behalten könnte, um sie weiter zu verkaufen. Man einigte sich auf einen Preis von 1000 Franken, die er allerdings im Moment nicht bei sich hätte ... Also stellte ich ihm in einem Anflug sozialen Handelns eine Rechnung mit grosszügiger Zahlungsfrist aus. Noch immer ging es mit dem Abbruch nicht vorwärts, und der Baubeginn für den Neubau rückte immer näher.

Jedenfalls wurde die Ruine schliesslich von Lindauer Freiwilligen abgebrochen. Dies nach dem Widerruf der Vereinbarung zwischen Gemeinde und Unternehmer.

Damit endet die Geschichte jedoch nicht. Die Zahlungsfrist für die Ziegelrechnung verstrich ungenutzt. Mahnungen kamen entweder mit «unbe-

kannt oder «abgereist» stets zurück. Es dauerte gut und gerne ein Jahr, bis wir von einem Untersuchungsrichteramt die Aufforderung erhielten, unseren Anspruch gegenüber unserem in Haft sitzenden Unternehmer zu beziffern. Später wurden wir zu einem Augenschein eingeladen an einen Ort, wo der «Unternehmer» ein riesiges Depot an Baumaterial, Geräten, Maschinen und eben unseren Ziegeln angelegt hatte. «Alles gestohlene Ware», wurde uns gesagt. Wiederum war es Erbarmen mit der armen «Unternehmerfigur», das uns auf eine Strafanzeige verzichten liess, und wir gegenüber den Beamten erklärten, die Ziegel zurückzunehmen, womit die Angelegenheit für uns erledigt wäre.

So weit so gut, wir hatten die Ziegel wieder, das alte Schützenhaus war abgebrochen, und der Neubau war schon bald unter Dach.

Was als Happy End aussah, war es überhaupt nicht, denn rund ein halbes Jahr später flatterte uns eine Vorladung vom Friedensrichter ins Haus. Ursache war eine Klage des «Unternehmers», wir hätten ihm «seine» Ziegel gestohlen. Eine Geschichte für die Fastnachtszeitung, meinten wir und meldeten uns – «uns» steht für einen Gemeinderat und mich – guten Mutes beim Friedensrichter. Der Kläger erschien indes nicht. Ein zweiter Termin kam ebenfalls nicht zustande, weil der Kläger keinen «Urlaub» erhielt! Wie auch immer ... das Geschäft wurde schliesslich an das Gericht delegiert, wo wir dem Kläger begegneten. Vor dem Richter erwies sich der Unternehmer, in einem Aufzug, welcher jedem Clochard zur Ehre gereicht hätte, mit einem Plastiksack ausgerüstet, als profunder Kenner des Sachenrechts. Er beschimpfte die Richter in grösster Weise und verlangte für die Ziegel, die er notabene nie bezahlt hatte, einen Schadenersatz von 3000 Franken. Er hätte die Ziegel immerhin vom Dach genommen, gereinigt, sortiert und auf Paletten aufgeschichtet, begründete er seinen Anspruch.

Im Einzelgespräch empfahl uns der Richter, auf diesen Vorschlag einzutreten, da der Kläger letztlich im Recht sei. Wir hätten die Ziegel nicht abtransportieren dürfen, sondern diese auf rechtlich korrektem Weg zurückfordern müssen oder aber bei der seinerzeitigen Rechnungsstellung einen Eigentumsvorbehalt anbringen sollen. Unser Aha-Erlebnis war gross und die Ernüchterung eindrucklich.

Der Empfehlung folgend kauften wir also gleichsam unsere Ziegel zurück und zahlten dem Unternehmer, der uns per Taxi nach Lindau folgte, 3000 Franken aus, um ihn schliesslich ins wartende Taxi zu verabschieden.

Die Freude am Neubau liess die schmerzliche Geschichte vergessen. Die Ziegel deckten danach noch das Dach der Garagen auf dem Chilbiplatz.»

3. Der Privatverkehr braucht Strassen

Die alten Römer waren Pioniere im Strassenbau; sie bauten gepflästerte Strassen mit befestigtem Unterbau. In der Schweiz sind noch Teilstücke von Römerstrassen zu finden. Doch mit dem Fall des Römischen Reichs verloren diese Wege an Bedeutung. Die Strassen wurden wohl noch benutzt, aber der meist fehlende Unterhalt setzte den Bauwerken stark zu. Nur in den Städten, bei historischen Plätzen und Strassen wird diese alte römische Technik noch angewendet.

In vorindustrieller Zeit waren Strassen, mit Ausnahme der wenigen Römerwege, nur unbefestigte Fahrwege über dem gewachsenen Boden, der von Pferdehufen dauernd gelockert wurde und in den sich tiefe Karrengelise eingruben. Bei Regenwetter verwandelten sich diese Fahrwege in Morast. War ein Weg ausgefahren, legte man einfach nebenan eine neue Spur.

In den ländlichen Gebieten begann erst etwa Mitte des 18. Jahrhunderts der eigentliche Strassenbau. Der Untergrund wurde mit einem Steinbett stabilisiert und mit einem Belag aus Schotter, Kies und Splitt gewalzt. Die Zeit der Oberflächenbeläge aus Asphalt oder Beton begann etwa 100 Jahre später. Mit der rasanten Verkehrsentwicklung nahm dann der Strassenbau ungeahnte Formen an.

Staub, Lärm und Verkehrsgesetze

Die alten Landstrassen hatten längst ausgedient. So etwa der Karrenweg von Baltenswil nach Tagelswangen zur Chlotengasse (Chloten heisst Klumpen, Verunreinigungen durch Kot und Dreck, welche auf der Gasse festgetrampelt wurden) über die Huebstrasse zum Schlimpergatter (heute Kreisel Tannstrasse/Lindauerstrasse) nach Effretikon. Oder die Verbindung von Illnau über Grafstal und Winterberg nach Brütten, um von dort aus die Städte Winterthur, Zürich oder das Unterland zu erreichen.

Bereits Ende des 19. Jahrhunderts begann eine neue Ära im Verkehrswesen. 1896 tauchten die ersten Automobile auf. Die neue Mobilität bewegte die Gesellschaft. In der Gemeinde Lindau war Julius Maggi (1846–1912) der Erste weit und breit, der ein Auto besass. Die Strassenverbindung von Zürich nach Winterthur in die Ostschweiz brachte der Gemeinde Lindau viel neuen Verkehr. Die vielen Streitigkeiten der Strassenbenützer erforderten neue Vorschriften, wie das neue Strassenverkehrsgesetz von 1893 zeigt:

«§ 44: Auf allen Strassen ist es verboten, Grossvieh und andere grössere Thiere ungebunden zu treiben, Gross- und Kleinvieh längs des Strassenrandes weiden zu lassen, mit unbeweglichen gespannten Rädern ohne Radschuh zu fahren und Holz oder Steine zu schleifen. Die Fusswege zur Seite der Fahrbahn dürfen zum Reiten, Fahren und Radfahren nur soweit benutzt werden, als dies zum Ausweichen nothwendig ist.

§ 45: Die Fuhrleute dürfen ihre Fuhrwerke nicht in einer den Verkehr belästigenden oder gefährdenden Weise beladen.

Der Fuhrmann darf nicht auf dem Wagen schlafen, und nicht, ohne die Zugthiere durch sichere Zügel zu leiten, auf dem Wagen sitzen. Ebenso ist den Führern von Hand- und Hundefuhrwerken das Aufsitzen auf dieselben verboten.

§ 46: Fuhrwerke und Radfahrer haben einem anderen entgegenkommenden oder schneller nachfahrenden Fuhrwerke rechts auszuweichen. Das Nebeneinanderfahren zweier Fuhrwerke während längerer Zeit, als das Vorbeifahren erfordert, ist unzulässig. Diesen Bestimmungen unterliegen auch die Hand- und Hundefuhrwerke. Radfahrer haben den ihnen begegnenden Personen auszuweichen und vor ihnen her gehende Personen von 50 Meter Entfernung an durch ein geeignetes Zeichen so lange zu warnen, bis sie von den-



Staubstrasse westlich von Tagelswangen um 1920

selben bemerkt werden. Bespannte Schlitten sind mit Geschell zu versehen.

§ 47: Bei Nacht sollen alle Fuhrwerke mit Licht, schnellfahrende überdies mit Geschell versehen sein. Radfahrer haben zur Nachtzeit ebenfalls Licht aufzustecken.

§ 49: Durch Ortschaften darf nicht schneller als in kurzem Trab, über Brücken, in engen Durchpässen, in Strassenbiegungen oder bei Inanspruchnahme der Strasse durch grössere Volksmengen nur im Schritt gefahren oder geritten werden.»

Mit der kantonalen Verordnung von 1903 wurden Motorfahrzeuggebühren, Motorfahrzeugkontrollen und der Führerschein eingeführt. Fahrräder und Motorwagen durften innerorts höchstens 10, ausserorts höchstens 30km/h fahren. Für eine Gebühr von 10 bis 50 Franken musste an den Autos vorn und hinten je ein Kontrollschild angebracht werden. Die obligatorischen Kontrollschilder für Fahrräder kosteten drei Franken.

Für den Unterhalt der Strassen sorgten die Wegknechte. Sie hatten einen Schubkarren und Handwerkzeuge aus Holz und Eisen zur Verfügung. An den meisten Orten befanden sich in der Nähe von Strassen Griengruben (Kiesgruben). Dazu gehörten die Griengätter, das sind grosse Kiessiebe, mit deren Hilfe grössere Steine aufgehalten wurden, sodass gleichmässiger Kies für die Strassen zur Verfügung stand. Immer mehr Automobile eroberten die Strassen. Auch in der Gemeinde Lindau mussten die Durchgangsstrassen ständig ausgebessert werden. Im Weiteren kam es zu einer Staubplage, und die sogenannten «Automobilprotzen» wurden angepöbelt. Während die Zugtiere mit den eisenbereiften Wagen den Strassenkies zusammendrückten und einwalzten, zogen die pneubereiften schnellen Automobile die feineren Teile aus dem Schotter und verursachten so die ärgerlichen Staubwolken. Dann, während des Ersten Weltkrieges, kehrte Ruhe ein. Das Benzin war rationiert, und die Armee beschlagnahmte viele Autos. Die Fussgänger und die Zugtiere eroberten die Strasse zurück.

Ab dem Jahr 1920 wurden die ersten Strassen mit einem Asphaltbelag versehen. Das war das Ende der Staubplage. Fachleute aus dem Strassenbau mussten sich intensiv mit den neuen Oberflächenbehandlungen auseinandersetzen. In den Strassenlabors wurden die Rezepturen stetig verbessert. Technische und wissenschaftliche Erkenntnisse führten zu den richtigen Mischungen für geteerte Strassenbeläge. Die Wegknechte wurden zu Strassenwärtern und sorgten für den fachgerechten Unterhalt.



Ausbau der Kantonsstrasse Tagelswangen–Kemptthal um 1930 beim Neuhof

Eine Strasse, die Geschichte schrieb

Nach 1930 erfuhr die Hauptverkehrsstrasse von Tagelswangen nach Kemptthal eine erste Ausbau- und Korrekturphase.

Während des Zweiten Weltkrieges bestand ein Mangel an Treibstoff. Autos und Traktoren wurden mit Holzvergasern ausgerüstet. Es wurde nur das Notwendigste transportiert. Für den Durchgangsverkehr bestand im Vogelholz, nordöstlich von Tagelswangen, eine Grube von einigen Quadratmetern mit einer Tiefe um die 80 Zentimeter. Dorthin wurde die Asche der Holzvergaser entleert, wenn sie keine Kraft mehr hatten. Dann wurden die frischen Holzstücke, die man mitführte, eingefüllt. Später musste die Grube geschlossen werden, weil es zu Verunreinigungen in der Wasserstube im nahe gelegenen Reservoir gekommen war. Die Gruben wurden auch nicht mehr benötigt.

Die nächste grosse Veränderung geschah im Jahr 1952. Die Strasse wurde erneut begradigt, und es wurden Trottoirs gebaut. Nun setzte im Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen Aufschwung ein gewaltiges Verkehrsaufkommen ein. Der moderne Autoverkehr, aus privaten und geschäftlichen Gründen, wurde zur Realität.

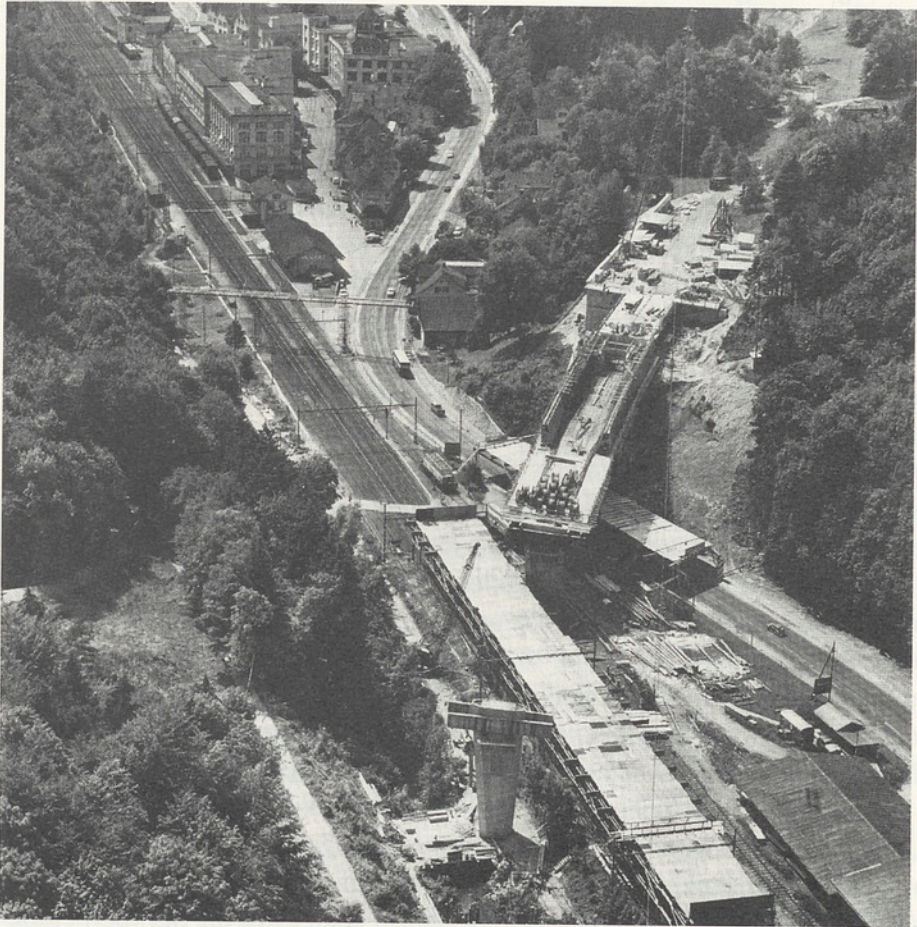
Die Hauptverkehrsstrasse wurde zu einer der meist befahrenen Transitachsen der Schweiz. Tagelswangen war das einzige Dorf der Gemeinde Lindau, das dem nicht abreisenden Strom von Autos und Lastwagen ausgeliefert war. Es kam zu Unfällen verschiedenster Art. Der Samariterposten hatte zu jener Zeit einen wichtigen Stellenwert. Allein im Jahr 1970 kam es im mittleren Dorfteil von Tagelswangen zwischen April und Oktober zu 14 Verkehrsunfällen. In einer Dokumentation der damaligen Posteninhaberin sind Frakturen an Extremitäten und Riss-Quetsch-Wunden verzeichnet. Einmal kreischten vor Mitternacht Bremsen, und ein scheppernder Lärm erschreckte die Nachbarschaft. Ein Autolenker hatte in der leichten Kurve die Herrschaft über sein Fahrzeug verloren und war direkt gegen das Milchbänklein an der Hausmauer des damaligen Gemeindepräsidenten Heinrich Ehrensperger gekracht. Milchkübel und Kessel rollten auf die Strasse, vom Bänklein war nichts mehr zu sehen. Vier schwer verletzte Personen mussten geborgen, notfallmässig verarztet und ins Spitalauto verladen werden. Nur kurze Zeit später, am selben Ort, konnte ein Fahrer sein mit übersetzter Geschwindigkeit gelenktes Auto glücklicherweise ohne Schaden anhalten. Doch ein aufgeregter Anwohner rannte herbei, riss die Autotüre auf und verpasste dem erschrockenen Lenker eine währschafte Ohrfeige. «Du cheibe Löli, chasch nüd aschtändiger fahre», sagte er und verschwand. Diese Aussage wurde lange Zeit im Dorf herumgeboten.

Der Verkehr rollt – und braucht Strassen

Die erste Planung für den Bau von Nationalstrassen geschah noch während des Zweiten Weltkrieges. In der Gemeinde Lindau kam es südlich der Bahnlinie zu einer Zwangsrodung im nördlichen Teil vom Wangenerwald. Dabei dachte man nicht an eine Vergrösserung des Kulturlandes, wie zu dieser Zeit üblich, sondern man investierte bereits für einen späteren Autobahnbau. Der sogenannte Arbeitslosenauftrag des Bundes delegierte die verschiedensten Berufsgattungen zum Einsatz. Diese hatten grösstenteils keine Erfahrung und taten sich schwer mit den vielen Handarbeiten bei der Holzfällerei. Eine Scheune für Material und Pferde stand allerdings zur Verfügung. Noch heute wird ein Teil dieses Rodungsgebietes landwirtschaftlich genutzt und trägt den Flurnamen «Rodig».

Mit den Lawinen des Durchgangsverkehrs mussten sich auch die Politiker befassen. Es kam zu intensiven Planungen von Autobahnnetzen. Doch

auch die Autobahngegner formierten sich zum Widerstand. Sie wollten keinen die Umwelt belastenden und Lärm verursachenden Verkehr. Auch die dazu benötigten Kieswerke in der Umgebung wurden abgelehnt. Die Linienführung der Autobahn stand im Jahr 1961 fest, und der Nationalstrassenbau von Zürich nach Winterthur wurde bald einmal in Angriff genommen. Die schöne Wohnlage in der Gemeinde Lindau und die optimalen Anschlüsse der N1 an die weite Welt förderten die Planung für eine grössere Zuwanderung. Die neue Bauordnung, der Zonenplan und der Bebauungsplan der Gemeinde Lindau aus dem Jahr 1971 rechneten optimistisch mit 14 000 Einwohnern, doch der neue Zonenplan wurde vom Kanton nicht genehmigt.



Bau des N1-Viadukts in Kempththal

In der Gemeinde Lindau veränderte die Nationalstrasse N1 mit ihren Anschlüssen vor allem die Umgebung von Grafstal und Kempptthal. Grafstal wurde durch die N1 geografisch vom Rest der Gemeinde abgetrennt. Der Hammermühle-Viadukt über der Bahnlinie, der Kantonsstrasse und der Kempt hat eine Länge von 380 Metern und wird mit 6 Stützpfeilern 22 Meter über dem Boden getragen.

In Richtung Zürich verläuft die N1 neben den Bahnlinien und der besagten «Rodig» zur Grenze von Wangen-Brüttisellen. Im November 1974 konnte die neue Nationalstrasse eingeweiht werden. Bald darauf reklamierten die Anwohner und beschwerten sich über den neuen und ungewohnten Strassenlärm. Von der im Jahr 1964 entstandenen Überbauung Oberwis in Tagelswangen bis hinauf nach Winterberg störte das Gedröhne der Motoren. Die Tagelswanger Quartiere Birch und Büel, Oberwis sowie die Bewohner in der Bachwis, Wältiwis und in den Schintenächern in Winterberg forderten Lärmschutzwände. Nach statistischen Auswertungen im Sommer 1983 hatte der Verkehr in den vorangegangenen fünf Jahren um die Hälfte zugenommen. Schallhemmende Massnahmen wurden zu einem aktuellen Thema. Dem Gemeinderat wurde keine Ruhe mehr gelassen. Am 6. Juli 1983 stimmte die Gemeindeversammlung dem Projekt einer Lärmschutzanlage an der N1 für 1,8 Millionen Franken zu, das die Gemeinde Lindau mit 600 000 Franken, einem Drittel der Kosten, belastete.

Strassen – ein Politikum, das reizt und provoziert

Am 1. Januar 1963 trat das Verbot zur Überquerung der stark befahrenen Hauptstrasse zur Hammermühle in Kempptthal in Kraft. Ein Zaun trennte die Strasse vom gegenüberliegenden Platz. Es durfte fortan nur noch die Fussgängerunterführung benutzt werden.

Auch in den Dörfern Lindau, Winterberg und Grafstal war das vermehrte Verkehrsaufkommen zur Realität geworden. Kleinere Verbindungen und gewisse Flurwege mussten um das Jahr 1960 im Rahmen der Gesamtmelioration weichen. In der nachfolgenden Zeit kam es zu neuen Strassenbauten, weil sich neue Einwohner ansiedelten. Empfindlich reagieren heutzutage viele Personen, wenn es um Strassenverunreinigungen, Schneeräumungen oder falsches Parkieren geht. Schnell werden die Reklamationen bei der Gemeindeverwaltung deponiert. Als es im Mai 1983 an der Gemeindeversammlung, damals noch in der Kirche Lindau, um den Ausbau der

Rikonerstrasse in Grafstal ging, kamen 149 Stimmberechtigte und genehmigten die Gesamtkosten von 785 000 Franken. Damit konnte man der relativ grossen, eingezonten und dreistöckigen Wohnlage, der voraussichtlichen Erweiterung des Sportplatzes und dem Anschluss an die Autobahn gerecht werden. Es war keine einfache Abstimmung. Die einen wollten die bauliche Entwicklung abwarten, andere nur etappenweise ausbauen, und der Gemeinderat musste versprechen, verkehrsberuhigende Massnahmen anzuordnen. Die sechs Meter breite Strasse mit einem Gehweg auf der Westseite setzte sich durch. Sie hat sich auch bewährt.

Unterdessen hat die enge Badstrasse durch die Überbauungen nördlich von Grafstal einen neuen Aufschwung erlebt. Und wer dort unterwegs ist, kann sich an einem Teil der Turmuhr der Kirche Lindau (1932–1968) erfreuen. Dieser gerettete Rest dient als Zierde am Vereinsarchiv. Mit dem goldenen Zeiger des Zifferblattes und den goldenen römischen Ziffern zwischen elf, zwölf und ein Uhr weiss man nie recht, ist es fünf vor oder bereits fünf nach zwölf!

Wo einst die Maggi-Landwirtschaft florierte, stehen nun Häuser an der Julius-Maggi-Strasse. Es ist auch die Gegend, wo früher eine grosse Obstanlage betrieben wurde. Die Koloniestrasse bekam ihren Namen auf Grund der von Maggi erbauten Wohnkolonie im Jahr 1914. Als Architekt zeichnete Karl Moser (1860–1936), der unter anderem auch das Kunsthaus in Zürich erbaut hat.

Offiziell wurden die Strassennamen in der Gemeinde Lindau noch vor dem Jahr 1970 festgelegt. Die Verkehrswege in Winterberg lassen vor allem wegen ihren Namen aufhorchen: Schnällböckler, Schintenächer, Im Schnäggler oder Unter- und Oberhäsler. In Lindau übernahmen die neuen Strassen in der nordöstlichen Überbauung meistens die Flurbezeichnungen: Im Chrummenacher, In Reben, Foren-Weg. Nur die Fischeracher-Strasse weist auf einen ehemaligen Landbesitzer hin. Wenn Lindau auch nicht an der grossen Verkehrsader lag, so war es doch von 1901 bis 1926 durch den Fahrbotenkurs von Brütten über Winterberg mit Effretikon verbunden. Der Einspannerwagen, stets mit einem rassigen Pferd vorgespannt, konnte nebst der Post zwei bis drei Personen mitnehmen. Die Strecke wurde zweimal täglich befahren.

Eine Seltenheit ist der kleine Kreisel am Alten Kirchweg in Tagelswangen, der einzige Kreisel in der Gemeinde Lindau und überhaupt der kleinste weit und breit. Er hat vier Meter Durchmesser und in seinem Innern einen wichtigen Schmuck – eine Strassenlampe und ein Wanderwegtäfel.

Öffentliche Strassen könnten noch viel erzählen. Zum Abschluss noch einige Reminiszenzen. Ein Ereignis vom Dezember 2000 zeigt, dass man Hongkong teilweise auch ohne perfekte Strassen erreichen kann. Der Zug von Effretikon nach Kloten blieb nachts auf offener Strecke stehen. Ein Passagier musste aus beruflichen Gründen unbedingt den Flug nach Hongkong erreichen. So machte sich der perfekt gekleidete junge Mann zu Fuss auf den Weg. Vorbei an Äckern und Wiesen, in hörbarer Nähe der N1, marschierte er auf einem Feldweg in Richtung Tagelswangen, mit der festen Zuversicht, ein Auto erblicken zu können. Er erreichte einen Bauernhof. Die beschäftigte Bäuerin schaute verdutzt den nächtlichen Wanderer an. Nach einem kurzen Gespräch liess sie ihre Arbeiten liegen und chauffierte den Hilfesuchenden schnurstracks zum Flughafen.

Vergessen darf man natürlich auch nicht, dass einmal die Tour de France von Nürensdorf her durch Lindau nach Tagelswangen auf einem heute längst verschwundenen Weg in Richtung Zürich brauste. Einen Durchfahrtspreis der Tour de Suisse gab es um die Jahre 1950 beim Neuhof zwischen Tagelswangen und Kempthal. Es war der sogenannte Pigmentanpreis, eine Sonnencreme, die einst im «Landhus» Tagelswangen produziert wurde. Wenn die Strassen sprechen könnten, kämen vermutlich noch viele, auch haarsträubende Geschichten und Episoden ans Licht.

Dank Eigeninitiative bekamen unsere Waldwege Namen

Waren die Flur- und Waldwege auf dem Gebiet der umliegenden Gemeinden mit Wegbezeichnungen versehen, fehlten diese in der Gemeinde Lindau bis in die 1980er Jahre durchwegs. Die Einheimischen störten sich nicht gross daran, denn sie kannten die Wege, also brauchten sie keine Namensschilder. Erkundigten sich jedoch Wanderer nach dem Weg, erhielten sie zur Antwort entweder ein Achselzucken oder ein «links», «rechts», «geradeaus». Zuständig für die Flur- und Waldwege war nicht die Gemeinde, sondern die Unterhaltsgenossenschaft, die Holzkorporation oder Privatpersonen.

Arthur Meier, ein alteingesessener Tagelswanger, war oft mit seinem Pferd in den umliegenden Wäldern unterwegs. Dabei machte er sich Gedanken, wie dieser Mangel zu beheben sei, und fasste Anfang der 1990er Jahre den Entschluss, unsere Waldwege auf eigene Faust zu beschildern. Vor der Fertigung der Schilder mussten erst die Wegnamen eruiert werden. Auf der

Gemeindekarte waren viele Wege noch unbenannt. Gemeinsam mit zwei Vertretern vom Verein LindauLebt wurden in detektivischer Kleinarbeit die Namen der Waldwege auf alten Karten, bei Waldbesitzern, der Unterhaltsgenossenschaft und Korporationen aufgespürt. Wo ein Name fehlte, erhielt der Weg, in Abklärung mit dem zuständigen Eigentümer, einen zur Umgebung passenden Namen.

Als ehemaliger Betriebsmaler brachte Arthur Meier die nötige Erfahrung mit. Für die Erstellung der Wegbezeichnungen wählte er Lärchenholzbrettchen, die er nach seinem eigenen System beschriftete. Zuerst fräste er die Namen in perfekter Schrift in das Holz ein. Dann malte er die Buchstaben mit wasserfester Farbe aus. So kann der Wanderer den Namen des Weges problemlos lesen, auch wenn die Farbe abgeblättert ist. Die Schilder wurden auf Pfähle montiert und diese unter tatkräftiger Mithilfe von Kollegen 60 cm tief im Boden verankert, sodass der Wegname zwei Meter über dem Boden zu stehen kommt.

Am 15. Juni 2004 fand in kleinem Rahmen beim Müliberg unter dem Patronat des Vereins LindauLebt die Einweihung statt. Die sehr schönen Weg-



Die erste Tafel ist gesetzt

tafeln fanden bei der Bevölkerung grossen Zuspruch. Trotzdem fiel schon zwei Monate nach der Einweihung, es waren schon 55 Tafeln gesetzt, die Wegtafel «Holziberg» einem Anschlag zum Opfer. Schild mitsamt Pfahl wurden total verkohlt in einer Feuerstelle gefunden. «Damit musste gerechnet werden», meinte Arthur Meier lakonisch und ersetzte die Tafel.

Die ganze Arbeit erfolgte ehrenamtlich, nur die Materialkosten wurden von der Gemeinde vergütet. Für Turi Meier war damit die Arbeit nicht beendet. Immer wieder inspizierte er seine Wegmarkierungen, frischte verwitterte Tafeln auf, stellte schräg gedrückte wieder ins Lot und fand immer wieder einen Weg oder Ort zum Beschriften. Die Beschreibung eines Weges ist nun einfacher geworden, und zudem wird auch mancher Einheimische auf fast vergessene, alte Namen von Waldgebieten aufmerksam gemacht.

Tagelswangen und Lindau fordern Sicherheit auf der «Rennbahn» Zürich – Winterthur

So die Überschrift im Wochenblatt von Pfäffikon, datiert 1. Dezember 1954. Dieser Artikel zeigte die damalige unhaltbare Verkehrssituation in Tagelswangen auf. Die Ost-West-Verkehrsachse wurde tagsüber stündlich von 1000 bis 1600 Vehikeln frequentiert. Geschwindigkeitsbeschränkungen innerorts gab es noch keine. Mit 90 Kilometern pro Stunde durch die Dörfer zu fahren, war nichts Aussergewöhnliches. Der Fortschritt der Technik und laufend stärkere Motoren erlaubten immer höhere Geschwindigkeiten. Die Zukunft sah für die Anwohner eher düster aus. Die Planung von Autobahnen in der Schweiz stand noch im Anfangsstadium.

Im November 1954 wurde das fünfjährige Bublein Pierre Nötzli aus Tagelswangen Opfer eines tragischen Verkehrsunfalls. Unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung wurde der kleine Pierre zu seiner letzten Ruhestätte geleitet. Etwas mehr als ein Jahr zuvor kam bereits der Knabe Karli Furter bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Wie gross mag wohl die Sorge der Eltern gewesen sein, deren Kinder auf ihrem Schulweg diese Strasse überqueren mussten? Die amtliche Unfallstatistik zeigte ein erschreckendes Bild: In nur drei Jahren, 1952 bis 1954, haben sich auf dem Gebiet der Gemeinde Lindau 86 Verkehrsunfälle zugetragen, bei denen sieben Personen getötet, 20 schwer und 70 leicht verletzt wurden. 79 dieser Unfälle ereigneten sich auf der Zürcherstrasse, die schwersten davon in Tagelswangen mit sechs Toten und elf Schwerverletzten.

Eine traurige Bilanz. Wie viel Schmerz, Leid, Kummer und Sorgen stehen hinter diesen Zahlen? Mit welchen Zahlen muss mit dem zunehmenden Verkehr in Zukunft gerechnet werden? Sind die Tagelswanger dazu bestimmt, diese Tatsachen einfach so hinzunehmen? Muss man ständig um die Angehörigen, vor allem um die Kinder bangen? Nach all diesen Fragen waren die Zivilvorsteherschaften von Lindau und Tagelswangen einem Wunsch der trauernden Eltern gerne nachgekommen: Ende November 1954 wurden ihre Bürger, Frauen und Männer (Anm.: Zeit vor dem Frauenstimmrecht!) zu einer Versammlung ins Schulhaus Tagelswangen eingeladen, um «gemeinsam nach Mitteln und Wegen zu suchen und zu finden, die Angst und Sorgen aus unseren Dörfern verbannen könnten». Der Aufmarsch übertraf alle Erwartungen. Dass man die Sorgen und Nöte über das Gemeindegebiet hinaus kannte, bewies die Anwesenheit von drei Kantonsräten, dem Statthalter, Behördenvertretern von Gemeinde und Schule sowie dem Chef des kantonalen Strassenverkehrsamtes. Das vom Vater des verunglückten Pierre sachlich und ohne Emotionen vorgetragene, interessante Einleitungsreferat wurde von der Versammlung mit grosser Aufmerksamkeit verfolgt. Die darin enthaltenen Anregungen und Vorschläge bildeten die Grundlage für die anschliessende ernsthafte Diskussion. Nach der Auffassung verschiedener Votanten dürfte die Hauptursache der vielen Unfälle im «rassigen» Fahrstil liegen, und wie im Verlaufe des Abends zu erfahren war, zog sich auch die hohe Geschwindigkeit als Unfallursache wie ein roter Faden durch die Unfallrapporte.

Man fragte sich mit Recht, ob solche Geschwindigkeiten durch ein Dorf verantwortbar seien. Eine weitere Frage aus der Versammlung lautete: «Ist es richtig, dass eine derart befahrene Strasse durch ein Dorf führen darf und dieses, wie hier in Tagelswangen, buchstäblich in zwei Teile schneidet?» Viele Vorschläge und Anregungen, die einer näheren Prüfung wert waren, folgten im Laufe der Diskussion, wie das Errichten von Verkehrsinseln, Anbringen von Signaltafeln, eventuell Blinklichtern, das Bauen von Unter- oder Überführungen. Fragen des Strassenbelags, aber auch, dass bei Anwärtern zur Verkehrsprüfung das Funktionieren der Sinnesorgane und die Charaktereigenschaften abgeklärt werden müssten, kamen zur Sprache. Der Schulpräsident wies auf die Anstrengungen in Bezug auf Verkehrssicherheit und Verkehrserziehung in der Schule hin. Lehrer Emil Honegger appellierte an die Eltern, mit ihm zusammen die Kinder immer wieder auf die Gefahren der Strasse aufmerksam zu machen und auch mit gutem Beispiel voranzugehen.

Nach ausgiebiger, ruhiger und sachlicher Diskussion genehmigte die Versammlung einstimmig folgende Resolution zuhanden des Regierungsrates des Kantons Zürich:

«Die vereinigten Zivilgemeinden von Tagelswangen und Lindau, versammelt in einer ausserordentlichen Zusammenkunft vom 27. November 1954 zur Besprechung der Verkehrsprobleme innerhalb der beiden Dörfer, vor allem aber wie sie sich in Folge des Verkehrs auf der Verbindungsstrasse von Zürich nach Winterthur ergeben, gelangen mit der folgenden Resolution an den Regierungsrat des Kantons Zürich:

Unter dem Eindruck der aussergewöhnlichen Zustände und der Aufsehen erregenden Häufung von Verkehrsunfällen der letzten Zeit auf unserem Gemeindegebiet wünschen wir mit allem Nachdruck folgendes:

- 1. Beschränkung der Geschwindigkeit der Motorfahrzeuge innerorts.*
- 2. Erhöhung der Anzahl der fliegenden Polizeipatrouillen zur Überwachung des Verkehrs.*
- 3. Als Sofortmassnahmen:*
 - a) Eindrucksvolle Warnungsmassnahmen vor beiden Dorfeinfahrten in Tagelswangen*
 - b) Anbringung von Vorfahr-Verbotstafeln im Dorf Tagelswangen*
 - c) Rascheste Inangriffnahme des Baues einer Fussgängerunterführung im Dorf Tagelswangen*
- 4. Die Einwohner der beiden Zivilgemeinden verlangen die Förderung des Projektes für den Bau der Fernverkehrsstrasse Zürich – Winterthur.»*

Zum Schluss richtete die Versammlung noch einen Appell an die Fahrzeugführer: *«Bedenken Sie die erwähnten Unfallzahlen und denken Sie an das damit verbundene Leid. Fahren Sie langsam durch unser Dorf. Wir danken Ihnen dafür im Namen unserer Familien, vor allem im Namen unserer Kinder. Wir danken Ihnen dafür aber auch im Namen Ihrer Angehörigen.»*

4. Der öffentliche Verkehr

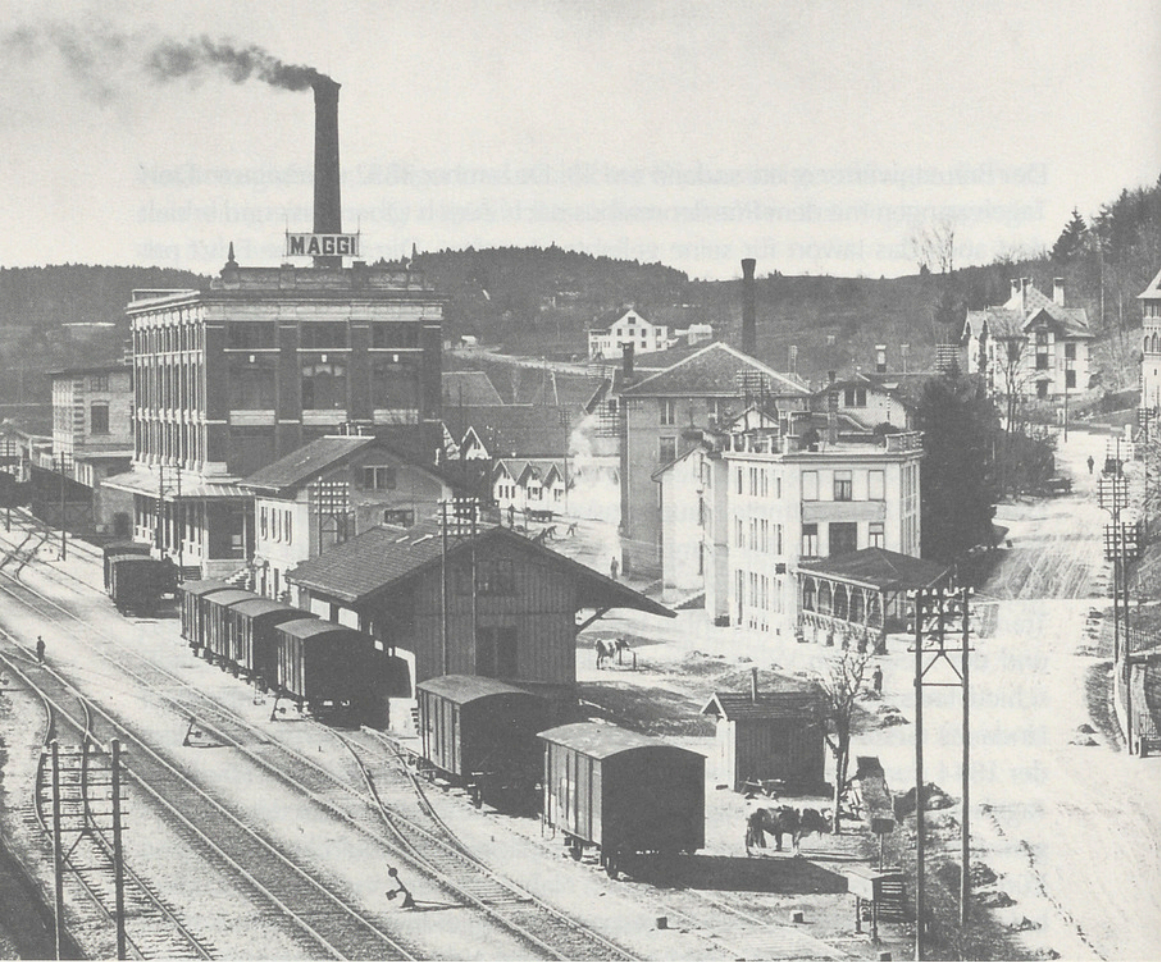
An seinem 29. Geburtstag, nach dem Morgenessen, erhielt Johann Ulrich Wegmann (14.12.1823 – 17.2.1900) von seinen Eltern die Erlaubnis, um seine zukünftige Frau Anna Dorothea Mahler von Letzi Oberstrass zu werben.

Der Brautanwärter reiste sodann am 28. Dezember 1852 von seinem Dorf Tagelswangen mit dem Pferdeomnibus nach Zürich Oberstrass und erhielt dort auch das Jawort für seine geliebte «Jungfer». Die einfache Fahrt per Pferdestärke dauerte drei Stunden. Das ist heute für verkehrstechnisch verwöhnte Menschen kaum mehr vorstellbar.

Vom Kutschenverkehr zur Eisenbahnzeit

Die im Jahr 1841 eröffnete Hauptstrasse von Zürich Schwamendingen über Tagelswangen durch das Kempttal nach Töss wurde zu einer wirtschaftlichen Errungenschaft. Zuvor gab es von Kemptthal nach Töss nur einen Trampelpfad. Die alte, bis anhin bewährte Linienführung über Bassersdorf und der Steig nach Winterthur wurde wegen dem grossen Höhenunterschied links liegengelassen. An der neuen Verkehrsader entstanden auf Lindauer Gemeindegebiet sechs Wirtshäuser. Berühmt wurde vor allem der 1844 durch Jakob Keller und seinen Sohn eröffnete Gasthof Löwen in Tagelswangen. Dort nächtigten zeitweise an die 70 Pferde in den Stallungen. Fuhrleute brachten vier- und sechsspännig die Kaufmannsgüter von Zürich in die Ostschweiz oder führten Nahrungsmittel in die Stadt. Zudem belebten Postkutschen, Ochsespanne, Fergger (früher der Mittelsmann zwischen Textilhandwerk [Weberei, Stickerei, Kämmler] und dem Handel) und Fussvolk die begehrte Strasse enorm.

Der gastwirtschaftliche Aufschwung des «Löwen» war von kurzer Dauer. Die neue Eisenbahnlinie der Nordostbahngesellschaft (NOB) von Zürich nach Romanshorn riss im Jahr 1856 den Verkehr an sich. Pro Tag verkehrten drei Züge in jede Richtung. Bereits sechs Jahre später wurde die Strecke doppelspurig befahren. Dann, im Oktober 1877, eröffnete die Nationalbahn, die Konkurrentin der NOB, die Linie Winterthur–Effretikon–Bassersdorf–Kloten–Seebach durch das Furttal nach Baden. Dieses Unternehmen ging allerdings sehr schnell in Konkurs. Die gute alte Hauptstrasse erlebte einen unerwarteten Verkehrseinbruch. Personen und Güter profitierten von den kürzeren Reisezeiten. Im «Löwen» gab es fünf Besitzerwechsel, und der bekannte Gasthof erfuhr seine erste Zweckentfremdung. Es kam im Jahr 1869 zur Gründung einer Erziehungsanstalt für Mädchen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dort während zehn Jahren ein Altersheim geführt. Dann kam es wieder zu einem Restaurant- und Hotelbetrieb. Heute lautet der Name Restaurant Landhus.



Bahnhof Kempptthal mit Maggi

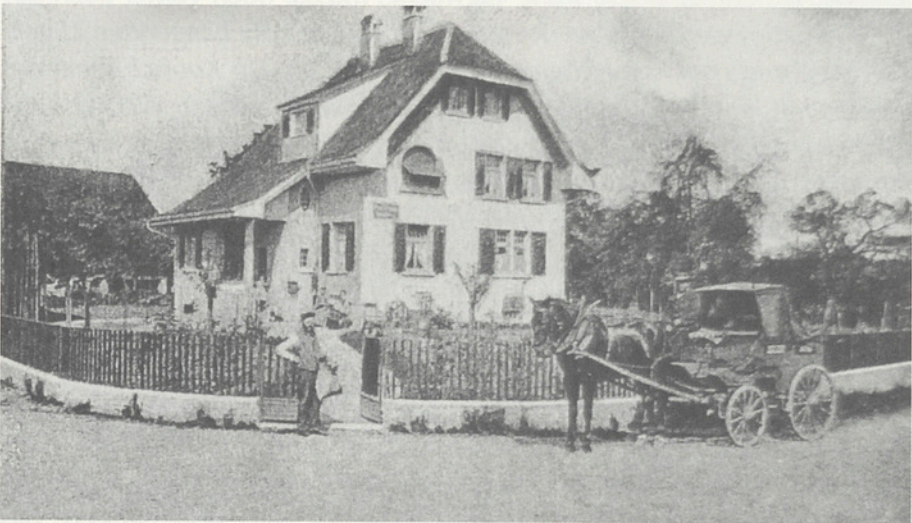
Die Eisenbahnlinien tangieren das Lindauer Gemeindegebiet eher am Rande. Und dass es in Kempptthal überhaupt einen Bahnhof gibt, der einzige in der Gemeinde Lindau, ist der Maggi-Nahrungsmittelfabrik zu verdanken. Das enorm aufstrebende Unternehmen schaffte sich mit einem eigenen Bahnanschluss für seine Produkte den Anschluss an die weite Welt. Ein weiterer, grosser Fortschritt für die expandierende Maggi-Landwirtschaft war, dass die Fäkalien aus den Städten Zürich und Winterthur zur Düngung ihrer Felder mit der Bahn transportiert werden konnten. Für die langen Wege brauchte es fortan keine Zugtiere mehr.

Um das Jahr 1900 wurden die Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) ins Leben gerufen. Im Jahr 1913 erhielt die Maggi für das gesamte Fabrikareal den SBB-Geleiseanschluss. Der Güterschuppen und die eigene Maggi-Loki hatten eine grosse kommerzielle Bedeutung. Damit nahm der Güterverkehr stark zu.

Ab dem Jahr 1925 verkehrten die ersten elektrisch angetriebenen Züge. Mit der Einführung des zürcherischen S-Bahn-Systems im Jahr 1990 war die Strecke praktisch ausgelastet. Ein Tunnel zwischen Bassersdorf und Töss, der Brüttenertunnel, sollte eine grosse Entlastung bringen, jedoch wurde dieses weit fortgeschrittene Projekt 1994 von den SBB auf unbestimmte Zeit verschoben. Am 26. September 2010 wurde die kantonale Volksinitiative «Schienen für Zürich» abgelehnt. Diese Initiative sah ein drittes Gleis zwischen Effretikon und Winterthur vor. Um die Kapazität der Strecke etwas zu erhöhen, begannen im Frühjahr 2011 die Bauarbeiten, um die Verzweigung «Hürlestein» kreuzungsfrei zu gestalten. Doch das genügt nicht; die zu erwartende Nachfrage müsste einen wesentlich weitergehenden Ausbau zur Folge haben. Der Brüttenertunnel bleibt im Richtplan. Regierungs- und Kantonsrat erhöhen den Druck auf Bern, diesem Projekt den Vorzug zu geben.

Von der Postkutsche zum Bus

Die Pferdekutsche war das gebräuchlichste Transportmittel, bevor Bahn, Bus und Auto alle Personen- und Warentransporte an sich rissen. Ausser auf der Hauptstrecke Winterthur–Zürich verkehrte sogar zeitweise eine Postkutsche zwischen den Dörfern der politischen Gemeinde Lindau.



Die Postkutsche vor der ersten Post in Winterberg

Am 1. Januar 1901 wurde ein Postkurs Brütten–Winterberg–Lindau–Effretikon mit Pferdekutsche und Passagierdienst eröffnet. Am 15. August 1926 wurde die Postkutsche durch ein Postauto mit fünf Fahrgastplätzen und einem grossen Kofferraum abgelöst; zugleich wurden Kempththal und Kyburg ins Netz aufgenommen. Doch bereits nach zwei Monaten erfolgte das Aus für die Teilstrecke nach Lindau. Grund: Ein heftiger Zusammenstoss mit der damaligen Frau Pfarrer Kohler in Tagelswangen. Damit wurden Lindau und Tagelswangen für lange Zeit vom öffentlichen Verkehr abgehängt.

Paul Schenkel hat die damalige Zeit als junger Bursche erlebt. Er hat seine Erinnerung an die Pferdepost so beschrieben:

«Die Postkutsche war eine Nachbildung der bekannten Gotthardpostkutsche im Kleinformat. Immerhin hatten zwei Passagiere bequem und windgeschützt Platz, notfalls war noch ein Platz neben dem Kutscher. Ob das Fahrgeld in die eidgenössische Kasse oder im Kutschersack verschwand, entzieht sich meinem Wissen. Im Winter wurde die Kutsche zu einem Schlitten umfunktioniert, ebenfalls mit Personenbeförderungsmöglichkeiten.

Wer seinen Brief zu spät auf die Post getragen hatte, ist der schon weggefahrenen Kutsche nachgerannt und hat ihn in den hinten angehängten Briefkasten geworfen.

Da die Pferdepost bereits morgens um sechs Uhr von Brütten kommend in Lindau eintraf, war es keine Seltenheit, dass der Kutscher leicht eingeschlafen war. Er hatte eine sehr frühe Tagwache, musste doch vorher auch das Pferd gefüttert werden. Aber der gute Gaul kannte trotz hängenden Zügeln den Weg und hielt immer beim richtigen Haus an. Ein Kopfschütteln des Pferdes mit dem umgehängten Glöggli wirkte dann wie ein Wecker. Und bald ging es mit einem «Hü Lisi» weiter nach Effretikon. Die Umladezeit in Effretikon war so bemessen, dass das Pferd etwas ruhen und der Kutscher im Bahnhöfli nebenan einen «Kafifertig» zu sich nehmen konnte.»

Der Lindauer Bus

«Damit du da bist, wo jetzt noch mehr Aktion ist.» So umschreibt der Zürcher Verkehrsverbund (ZVV) das erweiterte Angebot ab Ende November 2008. Während den Hauptverkehrszeiten werden z.B. am Morgen Entlastungskurse eingesetzt, das Abendangebot wird systematisiert, das Nachtnetz wird erweitert und angepasst. Ein langer Weg seit der Inbetrieb-

nahme des Autobusverkehrs Lindau (AVL). BBL für Busbetrieb Lindau kam nicht in Frage, da das Bundesamt für Bauten und Logistik das Kürzel schon belegt hatte. Aber das war nur einer der Kompromisse, die eingegangen werden mussten, nachdem seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts vermehrt gefordert wurde, die Gemeinde Lindau brauche ein eigenes öffentliches Verkehrsmittel.

Vorgeschichte

Über 200 Jahre wurde zurückgeblendet, um im Jahr 1982 die Situation der Gemeinde darzustellen und die Notwendigkeit für ein eigenes öffentliches Verkehrsmittel zu begründen. Bis zur Auflösung der Landvogteien (1798) gehörte unsere Gemeinde zu Kyburg. Während der Helvetik war die Gemeinde Lindau dem Distrikt Bassersdorf, dann während der Mediation (1803–14) dem Bezirk Bülach und seit Beginn der Liberalen Ära (1831) dem Bezirk Pfäffikon zugeteilt. Als Folge dieser Vergangenheit sei die Gemeinde in viele Richtungen orientiert, führten die Initianten aus. Um nun



Wie sich die Kinder bei einem Wettbewerb den Bus vorstellten

den Zusammenhalt und die Kommunikation zwischen den verschiedenen Dörfern und Weilern zu fördern, sei ein eigenes öffentliches Verkehrsmittel wichtig. Konkret wurde ein Bus, der von Kempththal über Grafstal–Winterberg–Eschikon–Lindau–Tagelswangen nach Effretikon führt, gefordert. Diverse Vorstösse wurden unternommen, um der Idee zum Durchbruch zu verhelfen. Der Gemeinderat lehnte aber die Realisierung eines Busses vor allem aus finanziellen Gründen immer wieder ab.

Der Durchbruch

Mitte 1986 reichten etwa 400 Personen eine Petition ein, mit der Forderung, den Anschluss des Gemeindegebietes an den öffentlichen Verkehr sicherzustellen. Mehrere Einzelinitiativen verlangten die Realisierung der erwähnten Buslinie von Kempththal durch die einzelnen Dörfer nach Effretikon. Mit einem Grossaufmarsch von 335 Stimmberechtigten an der Gemeindeversammlung vom 29. September 1986 dokumentierten sie das Interesse an einem Busbetrieb. Das damals einzige Geschäft wurde mit nur einer Gegenstimme angenommen. Dies war sicher eine der wenigen Gemeindeversammlungen, an der applaudiert wurde.

Randbedingungen

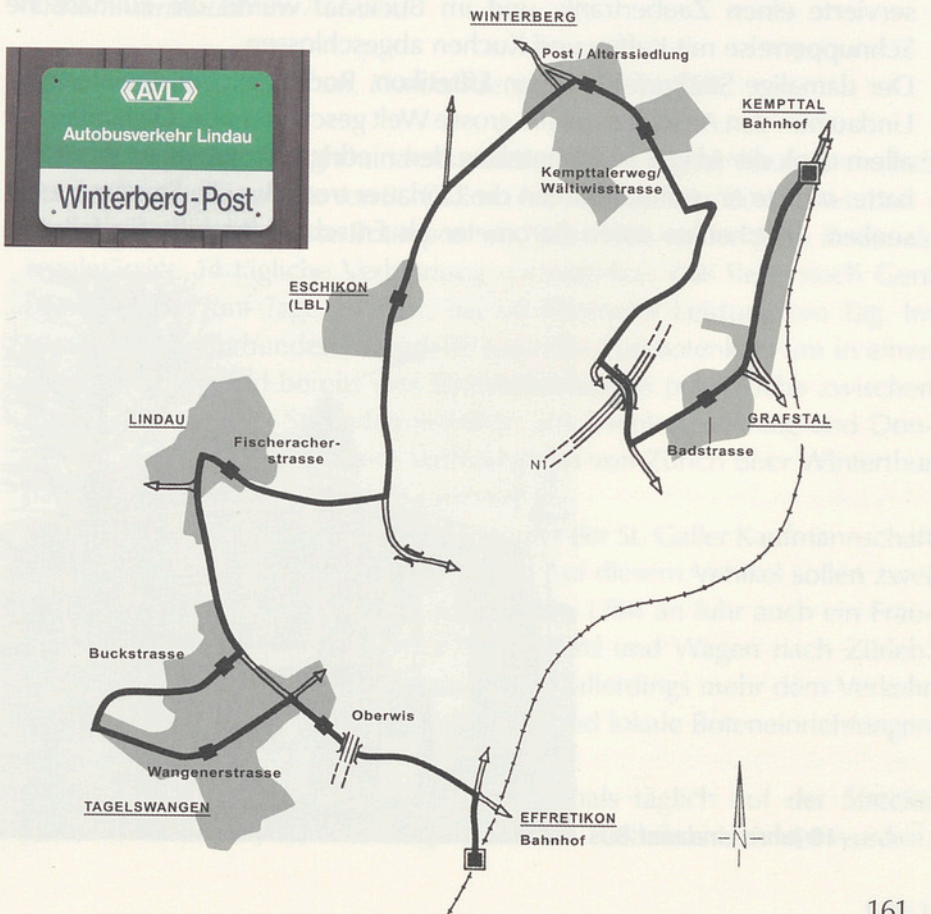
Eine 1980 erstellte Pendlerstatistik ergab 280 Pendler nach Zürich und 150 nach Winterthur. Mit dem Zug fuhren 110 nach Zürich und 50 nach Winterthur. Argumentiert wurde, dass mit einem Bus die Bedürfnisse dieser Pendler ideal abgedeckt würden. Die Zahl der Pendler, vor allem nach Zürich und Winterthur, nahm ständig zu, Jugendliche und Erwachsene besuchten vermehrt Schulen und Kurse auswärts. Weiter wurden unter anderem die Besucher und Angestellten des Strickhofs und der ETH mit einem Kleinbus von Effretikon nach Eschikon geführt. Bedürfnisse ergaben sich auch für die Schüler aus den diversen Gemeindeteilen, z.B. zum Besuch der Oberstufe in Grafstal.

1990 wurde im Kanton der Zürcher Verkehrsverbund (ZVV) eingeführt. Dadurch war der zeitliche Horizont vorgegeben. Alle Linien, die gemäss Entwurf zum Gesetz für den öffentlichen Verkehr direkt in das Verbundangebot aufgenommen werden sollten, mussten ab 1987 in Betrieb sein.

Die Realisierung

Mit der Annahme der Initiative wurde der Gemeinderat beauftragt, eine Vorlage auszuarbeiten. Zusammen mit den Initianten wurde eine Buskommission gebildet. Diese war hauptsächlich damit beschäftigt, für die zukünftigen Passagiere Lösungen zu finden. Wichtig war vor allem, die Pendler von und nach Zürich sowie Winterthur optimal zu bedienen. Viele Kompromisse mussten aber akzeptiert werden, denn nicht alle Fahrpläne wünschenswerten konnten berücksichtigt werden.

Bezüglich Haltestellen war die Situation einfacher. Grundsätzlich musste pro Haltestelle etwa mit 10 000 Franken pro Jahr gerechnet werden. Darum galt es vor allem, alle Dorfteile wenn möglich nur mit je einer Haltestelle zu bedienen. Mit diesem Konzept konnte erreicht werden, dass 90 Prozent der Einwohner der Gemeinde höchstens vier Minuten von einer Bushaltestelle entfernt waren. Um den Bewohnern von Grafstal, die nach Effretikon woll-



ten, die Rundreise durch die Gemeinde zu ersparen, wurde eine Lösung mit der Kyburger-Linie gefunden. Dabei zeigte sich einmal mehr, dass die Zusammenarbeit mit Illnau-Effretikon, die immer bestens funktionierte, wichtig war. Am 29. Juni 1987 wurde das Konzept zur Einführung einer Buslinie mit 259 Ja zu 13 Nein durch die Gemeindeversammlung beschlossen.

Die Inbetriebnahme

Am Samstag, 28. November 1987, wurde die neue Buslinie eingeweiht. Gratisbusse befuhren die Strecke an diesem Tag alle 20 Minuten. Am Bahnhof Kempththal wurde heisse Bouillon ausgeteilt. In Grafstal spielte ein Handörgelimann, und hiesige Äpfel wurden verteilt. Heisse Marroni und einen Schluck Rotwein offerierten die Winterberger. Standesgemäss gab's beim Strickhof in Eschikon «Gschwelli» mit Käse und Most. Lindau servierte einen Zaubertrank, und im Bucksaal wurde die kulinarische Schnupperreise mit Kaffee und Kuchen abgeschlossen.

Der damalige Stadtpräsident von Effretikon, Rodolfo Keller, meinte, dass Lindau nun den Anschluss an die grosse Welt geschafft habe. Da Lindau vor allem dank der Maggi jahrzehntelang den niedrigsten Steuerfuss im Bezirk hatte, meinte er weiter, könnten die Lindauer trotz Bus die Steuern weiter senken. Er schenkte ein Barometer als Entscheidungshilfe für fallende



10 Jahre Lindauer Bus

oder steigende Steuerfüsse. Der damals verantwortliche Regierungsrat Hans Künzi, der sich als Vater des ZVV bleibende Verdienste erworben hat, meinte, AVL bedeute für ihn «alles für Lindau».

Schlussbetrachtungen

Wenn, wie eingangs erwähnt, das Angebot immer weiter ausgebaut wird und man vor allem am Morgen und Abend das Gedränge erlebt, darf sicher festgestellt werden, dass der Bus ein Erfolg ist. Wesentlich zur Attraktivität des öffentlichen Verkehrs hat der 1990 eingeführte ZVV mit Taktfahrplan beigetragen. Das Verkehrsvolumen wäre ohne gut funktionierenden öffentlichen Verkehr nicht mehr zu bewältigen.

5. Kommunikation im Aufwind

Post: Briefboten, Kutschen, Kraftfahrzeuge und Überfälle

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts richtete die St. Galler Kaufmannschaft auf der Durchgangsrouten von St. Gallen über Winterthur–Zürich–Murten–Lausanne–Lyon die erste Botenpost ein. Von 1575 an ist diese Route als regelmässige 14-tägliche Verbindung nachweisbar. Die Reise nach Genf beanspruchte fünf Tage zu Fuss, bei 60 Kilometer Leistung pro Tag. Im Laufe des 17. Jahrhunderts wandelte man den Fussbotenkurs um in einen Botenritt. 1713 sind bereits drei Postverbindungen pro Woche zwischen Zürich–Winterthur–St. Gallen erwähnt: am Sonntag, Montag und Donnerstag. Später folgten weitere Verbindungen von Zürich über Winterthur nach Schaffhausen und nach Frauenfeld.

Von 1741 an verkehrte neben dem Postreiter der St. Galler Kaufmannschaft die sogenannte «Näf'sche Privatkutsche». Auf diesem Vehikel sollen zwei Reisende «komod» Platz gehabt haben. Von 1764 an fuhr auch ein Frauenfelder Bote zweimal wöchentlich mit Pferd und Wagen nach Zürich. Diese Boten und Postverbindungen dienten allerdings mehr dem Verkehr zwischen den Städten, während auf dem Land lokale Boteneinrichtungen genügen mussten.

Die Postkutschen verkehrten schon mehrmals täglich auf der Strecke Zürich–Winterthur, als unterwegs die ersten Postbüros errichtet wurden.

Die drei hauptsächlichsten Stützpunkte dieser Route waren Schwerzenbach, Baltenswil und Tagelswangen. Alle drei Orte hatten ihre eigenen Poststellen, Baltenswil war zudem Pferdewechselstation.

Grafstal und Kempptthal wurden von der «kantonalen Post» in Tagelswangen bedient. Dort amtierten die Gebrüder Wegmann als Posthalter und Briefträger. Sie hatten täglich einmal die Postsachen auszutragen. In Kempptthal wurde gleichzeitig mit dem neuen Bahnhof und der Bahnlinie auf den 1. Januar 1856 eine Poststelle errichtet. Stationseinnehmer Kaspar Wintsch war zugleich auch noch Posthalter und Briefträger. Er musste täglich einmal die Post in Grafstal, Winterberg, Lindau, Kleinikon und Eschikon austragen. Zwei Jahre später wurde das Büro Kempptthal allerdings wegen mangelnder Frequenz wieder aufgehoben.

Als das Postbüro Kempptthal am 1. Mai 1885 seinen Betrieb wieder aufnahm, zeichnete als Bürovorstand kein geringerer als Unternehmer Julius Maggi selbst. Die Post bezahlte ihm anfänglich 600, später 1260 Franken für diese Arbeit. Dieser finanzielle Zustupf war in den schwierigen Anfangszeiten vermutlich hochwillkommen. Der Ablagehalter hatte zweimal täglich die Postsachen bei der Ablage Winterberg abzuholen und zweimal täglich zuzustellen. Maggi war aber auf die Länge nicht in der Lage, diese Botengänge selber auszuführen und beauftragte einen Gehilfen damit. Die Zusammenarbeit mit der Post endete 1891 abrupt mit Misstönen, wie in den damaligen Akten vom 15. August der Kreispostdirektion festgehalten wird: «Posthalter Maggi, welcher den Postdienst selbstständig durch einen Postgehilfen besorgen lässt, protestiert, dass der ungünstige Inspektionsbericht mit zehn Franken Busse an ihn persönlich adressiert worden sei. In den verschiedentlichen Stellungen habe er stets nur lobende Zeugnisse erhalten, und er lasse seinen Ruf nicht durch ein solches Aktenstück kompromittieren. Sollte eine andere Abfassung des Berichts nicht möglich sein, so wird sofortiger Rücktritt erklärt.» Auf der nächsten Zeile steht dann lapidar: «Entlassungsgesuch angenommen.»

Nachfolgerinnen wurden Ida Farnet und Emilie Straub. Die späteren Stellenleiter waren Oskar Bumbacher, Hermann Merk, Konrad Keller, Ernst Eggmann, Heinrich Wiesmann, August Senn, Manfred Haller, Karl Fatzer und Reto Colombo. 1942 wurde das Postbüro Kempptthal umgebaut. Es erhielt neben einer neuen Schalteranlage eine Telefonkabine. 1966 wurde dem Briefboten bewilligt, sein privates Motorfahrzeug zu verwenden.

1978 schloss die PTT mit der Zürcher Kantonalbank einen Mitbenützungsvertrag ab über den Betrieb einer Bankeinnehmerei durch den Posthalter.

Bis heute blieb das die einzige Bankniederlassung in der Gemeinde. Im Februar 1989 wurde auf das Postbüro Kempptthal ein Raubüberfall verübt. Der Täter erbeutete rund 26 000 Franken. Bei einer anderen Gelegenheit konnte der aus Jamaika stammende Mann gefasst werden. Das Obergericht verurteilte ihn zu sieben Jahren Zuchthaus und sieben Jahren Landesverweis.

Die Poststelle Kempptthal wurde im Mai 2001 wegrationalisiert. Interventionen waren erfolglos. Auch eine angesprochene Filiallösung im Dorfladen Grafstal wurde von der Post nicht weiterverfolgt.

In Winterberg wurde am 1. Oktober 1875 im Restaurant zur Post eine Ablage errichtet. Der Kreisbriefträger aus Effretikon kam zweimal täglich nach Winterberg, um die Post zu bringen und abgehende Post abzuholen. 1891 erhielt die Post einen Neubau. Bürovorstand Rudolf Suter war auch noch als Briefträger für Kempptthal eingesetzt. Bis 1947 verblieb die Posthalterei in der Familie Suter. 1898 erhielt Winterberg eine Gemeindetelefonstation. 1901 wurde der Fussbotenkurs nach Kempptthal abgelöst durch einen Fahrbotenkurs Winterberg–Effretikon mit zwei- bis dreiplätzigem Wagen. Die Passagiertaxe machte für damalige Verhältnisse den beträchtlichen Betrag von 65 Centimes aus.

1947 liess die neue Stelleninhaberin, Alice Schwarz, an ihrem Haus einen Anbau für das Postlokal erstellen. Die Auswirkungen des Baubooms der 1950er Jahre auf die Post sind ebenfalls in den Akten vermerkt:

«Im Herbst 1958 sind einige neu erstellte Einfamilienhäuser bezogen worden. Die Postbedienung derselben erfordert die Erhöhung der Zustellstunden von fünfeinhalb auf sechs Stunden.»

1970 wurde die Post in eine Holzbaracke an der Poststrasse verlegt; neuer Posthalter wurde Willy Peier. 1979 wurde der ehemalige Konsumladen in ein Postlokal umgebaut. Ab 1989 war Martin Maag Posthalter. Am Dienstag, 16. Juli 1991, wurde die Post Winterberg überfallen – der Täter erbeutete einige hundert Franken.

Aus verschiedenen Gründen sah sich die Schweizerische Post gezwungen, in grösserem Umfang zu rationalisieren. Viele kleinere Poststellen standen vor dem Aus. So wurde auch die Poststelle Winterberg, trotz Intervention des Gemeinderates, auf Anfang 2002 geschlossen. Martin Maag konnte eine andere Poststelle übernehmen.

Das Dorf Lindau erhielt am 1. November 1858 eine Postablage, geführt von Heinrich Schenkel. Am 14. Mai 1887 übernahm Susanne Hintermeister die Leitung mit einem Jahresgehalt von 72 Franken. Der Zustelldienst wurde

bis Ende 1900 durch einen Briefträger aus Effretikon besorgt. Am 1. Januar 1901 übernahm die Tochter von Frau Hintermeister, Hulda Schenkel-Hintermeister, die Postablage und zugleich auch den Zustelldienst für Lindau und Eschikon. Gleichzeitig wurde auch ein Postkurs mit Pferdekutschen Brütten–Lindau–Effretikon eingerichtet. Die Jahresentschädigung betrug nun 600 Franken. Am 1. April 1924 wurde die Postablage zum Postbüro erhoben, doch die Beschriftung «Post, Telegraph, Telephon Lindau» erfolgte erst viele Jahre später.

Ein Postauto löste am 15. August 1926 die Postkutsche ab, doch kurz darauf wurde Lindau vom Fahrplan gestrichen. Für die Pöstlerin hiess das nun, die Post in Effretikon mit dem Leiterwagen abzuholen. 21 Jahre lang funktionierte dieser Botenkurs. Der nachfolgenden Posthalterin Udilla Schenkel stand dann ein Mofa mit Anhänger zur Verfügung.

Während 57 Jahren war die Lindauer Post im 1695 erbauten Haus an der Neuhofstrasse 15 untergebracht. Mit der Übergabe des Postbüros an Karl Schenkel im Jahr 1958 wechselte auch die Posttafel an den Neubau an der Tagelswangerstrasse 5. Der Post-Familienbetrieb Schenkel endete am 30. September 1974 mit der Pensionierung von «Schenkel Karli». Als neue Posthalter übernahmen Vreni und Bruno Hähnlein die Post Lindau. Am 13. Januar 1987 musste das Postamt vorübergehend in ein mobiles Postbüro auf dem Chilbiplatz ausgelagert werden, um die in die Jahre gekommenen Schalter den neuen Sicherheitsbestimmungen anzupassen. Nach einigen Wochen im manchmal etwas unterkühlten Container bezogen Hähnleins das neu renovierte Postbüro. Trotz neuer Sicherheitseinrichtung wurden auch Hähnleins einige Wochen nach dem Überfall auf die Post Winterberg durch einen Überfall geschockt. So viel bekannt ist, war es der gleiche Täter, der einige Zeit später dann gefasst wurde. Die Vergrösserung der Post und noch strengere Sicherheitsvorschriften führten am 22. Juni 1992 zu einem neuen Standort in einem Neubau an der Neuhofstrasse 1, wo einst das Heimtli vom alten Förster «Keller Miggel» stand. Bruno Hähnlein und seine Frau Vreni arbeiteten nun bis zur Pensionierung in einer modernen, grosszügigen Post. Ab August 2005 waren dann Hähnleins vermehrt in ihrem Rebberg anzutreffen. Margrit Schwegler begann als neue Posthalterin.

Die altgediente PTT (Post Telegraph Telephon) musste sich im rasant ändernden Umfeld behaupten. Das hat auch in unserer Gemeinde Spuren hinterlassen, und die schnelllebige Zeit dürfte weitere Überraschungen bereithalten. Die Zeitungszustellung ging immer mehr an private Organi-



Post Lindau um 2013

sationen über. Unerwartet schnell, um die Jahrtausendwende, änderte sich das gesamte Umfeld der Kommunikation. Die Telegrafie verschwand. Der Telefondienst, der auch der Post unterstand, wurde als eigene Gesellschaft aus der Post herausgelöst. Neue Telefongesellschaften entstanden. Die elektronische Datenübertragung über das World Wide Web und das mobile Telefon überrannten in rasantem Tempo die Weltbevölkerung. Dem liberalisierten Postmarkt wurden dadurch Änderungen aufgezwungen, die nicht für jedermann erfreulich oder nachvollziehbar waren. Die Poststellen Kempththal und Winterberg verschwanden. Die Post Lindau wurde zu einer Filiale von Effretikon. Die Postverteilung für die ganze Gemeinde Lindau wurde von Effretikon übernommen.

Trotz all den Neuerungen werden immer noch Briefe per Post versandt, persönliche und geschäftliche. Noch bringt der Briefträger täglich die Post nach Hause. Wie lange noch?

Der Lindauer

A stylized green tree logo with a central trunk and several branches, each ending in a circular shape, resembling a flower or a leaf. The tree is positioned between the words 'Der' and 'Lindauer' in the title.

Vorgeschichte

Bevor 1981 der «Lindauer» eingeführt wurde, hatte die Gemeinde Lindau, am Rande des Bezirks Pfäffikon, eine sehr unbefriedigende Informationssituation. Tagelswangen und Lindau waren damals eher Richtung Zürcher Oberland orientiert, während Winterberg und Grafstal eher nach Winterthur tendierten. Erhebungen ergaben 1978, dass nur 38,7 Prozent der Haushaltungen durch die amtlichen Publikationsorgane «Zürcher Oberländer» oder «Winterthurer AZ» erreicht wurden. Die Vereine beschwerten sich über die mangelnden Publikationsmöglichkeiten, und die Schulpflege war unzufrieden, da es ihr nicht gelang, die Anliegen der Schule der ganzen Bevölkerung zugänglich zu machen. In einer Diplomarbeit wurde 1980 festgestellt, dass in den existierenden Publikationen zu wenige Vereinsnachrichten erschienen und eine verbesserte Information über das politische Geschehen dringend gewünscht werde. Ein Mitglied der RPK stellte damals fest: *«Das Hauptproblem in der Gemeinde ist, dass ein grosser Teil der Bevölkerung am politischen Geschehen überhaupt nicht interessiert ist, weil er nicht informiert ist.»*

Abklärungen in verschiedenen Nachbargemeinden zeigten ähnliche Probleme. Die meisten hatten diese mit einem monatlich erscheinenden Mitteilungsblatt gelöst. Von verschiedenen Seiten wurden Initiativen gestartet. Unter anderem erschien ein Leserbrief im «Zürcher Oberländer», der in diesem Zusammenhang in Lindau gratis an alle Haushaltungen verteilt wurde. «Es gibt nichts Gutes, ausser man tut es» und «nüd lugglah, gwünnt» schrieb darin der Aktuar und spätere Präsident der Schulpflege und erhob die Forderung an den Gemeinderat, den Informationsnotstand zu beheben.

Wie es begann

Der Gemeinderat machte eine Beurteilung der Pressesituation und prüfte auch Lösungen mit den vorhandenen Zeitungen. Mit dem wöchentlich in Effretikon erscheinenden «Kiebitz» (heute «regio.ch») konnte keine befrie-

digende Lösung gefunden werden. Deshalb beschloss der Rat Anfang 1981, ein gemeindeeigenes, behördenunabhängiges Mitteilungsblatt herauszugeben.

Mehrere initiative Personen aus allen Gemeindeteilen erarbeiteten ein Konzept, und Anfang Oktober 1981 erschien die erste Nummer des Mitteilungsblattes «Der Lindauer». Ursprünglich im Kleinformat A5. Später wurde auf Anregungen und aufgrund von positiven Erfahrungen in anderen Gemeinden auf das grössere A4-Format umgestellt.

Was wird vom «Lindauer» erwartet:

- Informationen über die Tätigkeit von Behörden, Vereinen, Parteien
- Terminkalender für Veranstaltungen, Vereinsproben und Ähnliches in der Gemeinde
- Ein Forum für besondere Anliegen einzelner Bürger oder Gruppen, soweit sie von öffentlichem Interesse sind
- Das Blatt soll konfessionell und politisch neutral sein

Relativ rasch ergab sich ein fester monatlicher Rhythmus. Als Erscheinungsdatum wurde der erste Donnerstag im Monat festgelegt, der Redaktionsschluss 10 Tage vorher. Durch das monatliche Erscheinen ging vielleicht ein wenig an Aktualität verloren, dafür haben die Schreibenden jeweils genug Zeit, Manuskripte anzuliefern. Die Erscheinungsdaten mit Redaktionsschluss sind heute auf der Website der Gemeinde Lindau abrufbar (www.lindau.ch).

Es zeigte sich, dass der «Lindauer» das Informationsbedürfnis der Einwohner gut abdeckte. Er wurde unentgeltlich an alle Haushalte verteilt. 1984, nach Ablauf der 3-jährigen Versuchsperiode, waren genügend Entscheidungsunterlagen vorhanden, um die Einführung zu beantragen. An der Gemeindeversammlung vom 2. Juli 1984 wurde die definitive Einführung beschlossen und dafür ein Kredit von 26 000 Franken bewilligt.

Dieses Engagement der Gemeinde hatte zur Folge, dass der Gemeinderat einen Delegierten in die Redaktionskommission bestellte. Einige Redaktoren befürchteten den Verlust der Pressefreiheit und der Eigenständigkeit. Es kam demzufolge zu einer neuen Zusammensetzung der Redaktion.

Der Gemeinderat erklärte den «Lindauer» zur Chefsache. Von da an übernahm immer der Gemeindepräsident den Vorsitz in der Redaktionskommission. Diese Vertretung der Gemeinde hat sich bis heute nie als «gefährlich» für die Pressefreiheit des «Lindauers» erwiesen. Es gab nie ein Einmischen in die Redaktionsarbeit, hingegen hat der «Lindauer» dadurch an Gewicht gewonnen.

Der Inhalt, zum Beispiel im September 2008

Berichte über die Verhandlungen und Beschlüsse des Gemeinderates und der Schulpflege. Informationen über die Gründungsversammlung eines Elterntreffs, das Herbstferienprogramm für die Lindauer Jugend, über den Einstieg in kaufmännische Berufe, die Mütterberatung, den Volg und die Dorfläden, neue Bücher in der Bibliothek, aus der Tätigkeit der Dorfvereine und Berichte der politischen Parteien. Informationen zum Sammeln von Pilzen, über Wanderungen mit Pro Senectute, Listen des ärztlichen Notfalldienstes und der monatlichen Veranstaltungen. 14 Kleininserate vom Golfkurs bis zum Pneuhaus, Inserate für eine Lehrstelle, den Verkauf eines gemeindeeigenen Mehrfamilienhauses und die Daten der Entsorgungstouren.

Das ist der Inhalt der Nummer 9 des 27. Jahrganges vom September 2008. Die Auflage war 2200 Exemplare, wobei über 200 an Firmen und Heimweh-Lindauerinnen und -Lindauer verschickt wurden. Eine breit gefächerte Palette von 28 Seiten mit Beiträgen, die zeigen, dass der «Lindauer» viele Informationsbedürfnisse abdeckt.

Weiterentwicklung, Redaktionsstatut

Nach einigen Jahren wuchs die Einsicht, dass mit einem Statut Leitplanken/Grundsätze festgelegt werden sollten. Die Redaktion hatte vermehrt zu diskutieren, ob Artikel zu kürzen waren oder überhaupt nicht publiziert werden sollen. Auch sollten in der aus fünf nebenamtlichen Mitarbeiterinnen bestehenden Redaktionskommission die Verantwortlichkeiten geregelt und das Statut veröffentlicht werden.

Vor allem der Abschnitt betreffend politische Parteien wurde ausgiebig diskutiert. Stellungnahmen zu abstimmungsreifen Vorlagen wurden erlaubt. «Der Lindauer» sollte aber nicht ein Forum für Meinungskämpfe sein. Warum nicht?

Es entspricht journalistischer Gepflogenheit, bei Angriffen auf Personen oder Behörden diesen die Möglichkeit zu einer Gegendarstellung zu geben. Diese sollte aber wenn immer möglich gleichzeitig mit dem entsprechenden Artikel erscheinen, weil bei monatlichem Erscheinungsrhythmus die Gegendarstellung z.B. an Aktualität verlieren und in der Zwischenzeit möglicherweise viel Unheil angerichtet werden kann. Die Zeit zwischen Redak-

tionschluss und Fertigstellung des «Lindauers» genügt meistens nicht zur Einholung einer Gegendarstellung, bedingt durch Abwesenheiten, Nichtbeschlussfähigkeit von betroffenen Behörden usw. Dadurch entstehen für die Redaktionskommission Konfliktsituationen, denn sehr rasch entsteht der Eindruck von Parteilichkeit resp. Bevorzugung Einzelner, da Prioritäten gesetzt werden müssen. Kämpferische Beiträge treffen manchmal (bewusst oder unbewusst) sehr kurz vor Redaktionsschluss ein.

«Der Lindauer» sollte auch kein Forum für die Austragung von Konflikten sein. Die Existenz eines solchen Blattes wäre sehr schnell gefährdet, wenn die Mitarbeiter der Redaktionskommission in Konflikte hineingezogen würden. Öffentliche Austragung von Konflikten führen oft zu Fronten, die sich erfahrungsgemäss sehr schnell verhärten und den Weg zu Lösungen verbauen. In unserer überschaubaren Gemeinde sollte es Verpflichtung für alle sein, Konflikte im gemeinsamen Gespräch und nicht über ein Mitteilungsblatt zu lösen.

Ab Oktober 1996 wurde auf Anregung der RPK beschlossen, Anzeigewerbung im «Lindauer» aufzunehmen. So erhielt das umliegende Gewerbe eine lokale Werbepattform und konnte einen Beitrag zur Kostendeckung leisten. Wie die Aufstellung über den aktuellen Inhalt zeigt, hat sich diese Idee erfreulich entwickelt. Schon im ersten Versuchsjahr deckten die Werbeeinnahmen nahezu einen Drittel des Aufwandes. Die Anzeigenpreise sind auf der Website der Gemeinde Lindau abrufbar (www.lindau.ch).

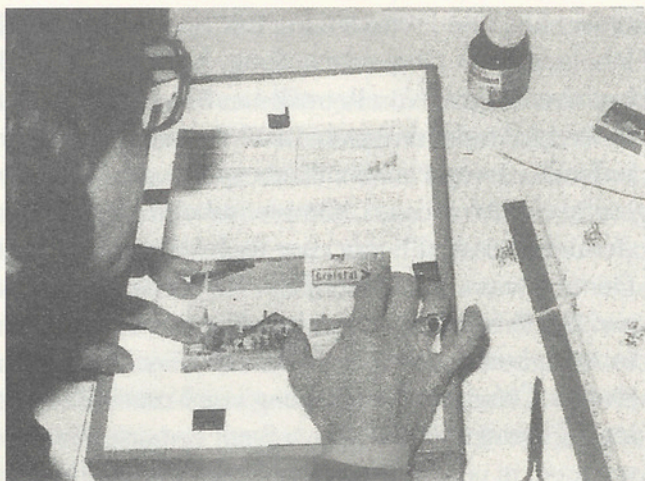
Herstellung

In den Jahren 1980 bis 1995 hat sich die Arbeitsweise in der Druckvorstufe der grafischen Branche und somit auch in den Redaktionen radikal und schlagartig verändert. Genau in dieser Zeit fand also der Aufbau des Mitteilungsblattes «Der Lindauer» statt.

Die Redaktionsmitarbeiterinnen stellten 1981 den «Lindauer» noch mit der Schreibmaschine und Radiergummi her und klebten die Papierspalten zu Originalvorlagen, die dann über Filme und Platten im Offsetverfahren gedruckt wurden.

Ab 1987 kam dann der Computer (auch nach Lindau) und damit die Digitalisierung der Schrift. Jetzt konnten die angelieferten Texte mit flinken Händen in die PC-Tastatur getippt und dort korrigiert werden. Aber immer noch entstanden Papierfahnen, die zu Aufsichtsvorlagen geklebt wurden.

Auf dem Leuchttisch werden die bearbeiteten Spalten zu Seiten zusammengestellt



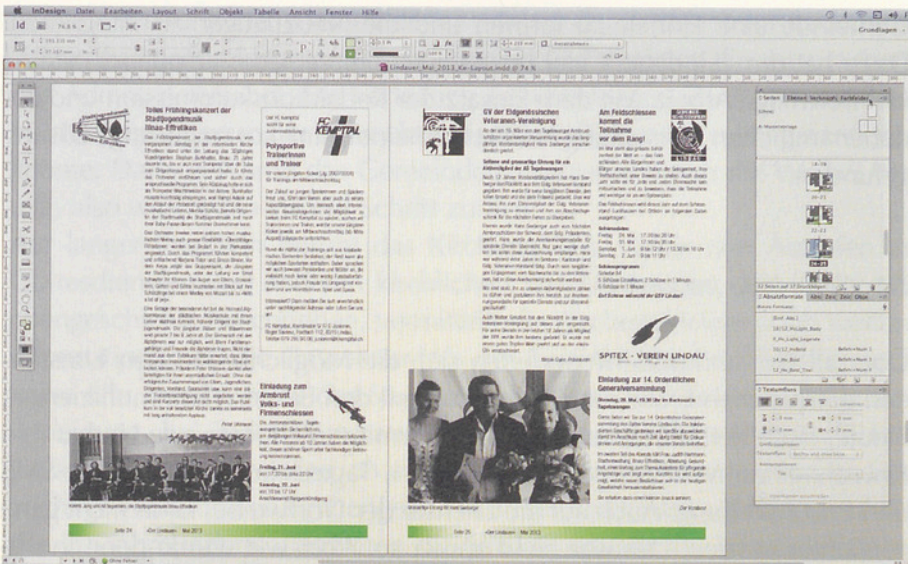
Die Druckerei stellte von diesen Vorlagen sogenannte Direktoffsetplatten her; die Druckfilmherstellung wurde also bereits hinfällig.

Die digitale Revolution in der Drucktechnik führte auch beim «Lindauer» mehrmals zu einer veränderten Arbeitsweise. Jetzt konnte man nebst dem Text auch Bilder digitalisieren und am Bildschirm sichtbar machen. Nun war es möglich, die Umbrucharbeiten direkt am Bildschirm auszuführen. Im Oktober 1990 wurde der «Lindauer» auf diese volldigitale Herstellung umgestellt und in einem neuen 3-spaltigen Layout gestaltet. Das hat in jeder Hinsicht grössere Gestaltungsmöglichkeiten gebracht. Die Beliebtheit des Blattes führte zu immer mehr Umfang, sodass Sparen angesagt war. 1995 stellte man um auf ein engeres, platzsparendes Schriftbild.

1996 wurden dann, wie schon erwähnt, Anzeigen in die Gestaltung aufgenommen. Das war nicht nur eine willkommene Einnahmequelle, es war auch eine Herausforderung für das Redaktionsteam, die Anzeigen zu akquirieren, herzustellen und im «Lindauer» angemessen zu platzieren. Auch die Fakturierung wird vom Redaktionsteam erledigt. Nur das Geld fliesst in die Gemeindekasse.

Internet und immer digitaler

Die Welt wurde immer vernetzter, auch beim «Lindauer». 1996 begann es damit, dass die Texte und Anzeigen per Diskette und CD-ROM angeliefert wurden. Aber es gab deutliche Anfangsschwierigkeiten: manche Datenträger waren nicht lesbar, bei anderen war die Datenqualität unbrauchbar.



Der Computer kommt zum Einsatz

Das verbesserte sich dann aber schnell. Im November 2002 hielt das Internet beim «Lindauer» Einzug. Alle Berichte und Fotos konnten nun per E-Mail übermittelt werden (lindauer@lindau.ch), was auch fleissig genutzt wurde. Der «Lindauer» wurde ab sofort umfangreicher und interessanter, weil mit der digitalen Fotokamera ganz offensichtlich mehr Fotos geknipst wurden.

Seit Anfang 2006 wird der «Lindauer» nicht mehr als Aufsichtsvorlage ausgeliefert, sondern übers Internet an die Druckerei übermittelt, dort direkt auf Offsetdruckplatten belichtet und auf einer Mehrfarbendruckmaschine gedruckt. Seit dieser technischen Umstellung wird der «Lindauer» im Sinne eines gestalterischen Faceliftings zweifarbig schwarz/grün gedruckt. Der Lindauer wird auf der Website www.lindau.ch aufgeschaltet und kann so von jedermann im Internet angesehen und heruntergeladen werden.

Fazit

Im «Lindauer» findet die interessierte Bevölkerung eine Zusammenfassung über kommunale Ereignisse des vergangenen Monats und Hinweise auf geplante Aktivitäten. So kann man miterleben, politisch und gesellschaftlich. In den letzten Jahren ist es gelungen, aus unserer weitläufigen

Gemeinde eine Einheit zu formen und die Neuzuzüger zu integrieren. Dazu hat der «Lindauer» viel beigetragen. Hinter dem «Lindauer» steckt viel freiwillige Arbeit. Mit dem Einsatz der Redaktionskommission und der nebenamtlichen Herstellung hat die Gemeinde eine kostengünstige Lösung gefunden.

Die Gemeinde informiert

Über all die Jahrhunderte änderten sich die Möglichkeiten den Umständen entsprechend, wie die Obrigkeiten mit den Bürgern kommunizierten. Heute, nach der Jahrtausendwende, informiert die Gemeinde Lindau ihre Einwohner via Mitteilungsblatt «Lindauer», Tageszeitungen, Internet, SMS und Postzustellung. Auch auf die Dienste der Dorfweibel kann nicht ganz verzichtet werden. Das war nicht immer so. Aber wie wurde denn in früheren Zeiten informiert?

Als die meisten Leute noch des Lesens und Schreibens unkundig waren, machte der Ausrufer in den Dörfern und Städten die Bewohner mit seinem Horn aufmerksam auf amtliche Bekanntmachungen von Aufgeboten, Ankündigungen, Verfügungen oder anderen wichtigen Informationen. Nach der Alphabetisierung erfolgten die Mitteilungen immer mehr in schriftlicher Form.

Einerseits wurden amtliche Anzeigen, Geburten, Hochzeiten, Todesfälle und anderes mehr bei uns in Anschlagkästen in allen vier Dörfern ausgehängt. Andererseits mussten Weisungen und Aufgebote dem Bürger immer noch direkt überbracht werden. Als auch dies in schriftlicher Form erfolgte, verstummte das Horn des Ausrufers, er wurde zum Weibel, seine Funktion war weiterhin von Bedeutung. Vielerorts wurde sein Aufgabenkreis noch ergänzt mit Dienst- und Botengängen. In vielen Dörfern war er auch zuständig für die öffentliche Ordnung und Sicherheit.

Die wichtigste Aufgabe der Lindauer Weibel war während vieler Jahre, vor Volksabstimmungen oder Wahlen die entsprechenden Unterlagen nach Bürger- und Konfessionszugehörigkeit bereitzustellen und an die richtige Adresse zu überbringen. Daneben waren Einladungen zu Gemeindeversammlungen oder weitere wichtige Informationen richtig zu verteilen.

Ab 1981 waren die Weibel auch zuständig für die Verteilung des «Lindauers». Doch die weitergehende Entwicklung reduzierte die Aufgaben der Weibel. Einladungen und Abstimmungsunterlagen wurden ab dem Jahr 2004

gemäss Weisung der Gemeindeverwaltung durch den Informatikdienst Winterthur gedruckt, automatisch verpackt und direkt an die entsprechenden Adressen versandt. Die Verteilung des «Lindauers» übernahm die Post, bis sie einige Jahre später die rechtzeitige Zustellung nicht mehr garantieren konnte. Danach wurde das Gemeindeblatt wieder durch die Weibel verteilt, also wieder ein kleiner Schritt zurück.

Auf langer Tradition beruht das Kirchengeläut. Nebst den Aufrufen zu Gottesdiensten und anderen kirchlichen Veranstaltungen, wie in der Kirchengeschichte beschrieben, vermitteln die Kirchenglocken noch weitere Informationen an die Einwohner. Als der Grossteil der Bevölkerung noch keine Uhr besass, hatte der Stundenschlag von der Kirchturmuhre grosse Bedeutung. Bei Todesfällen kann noch heute anhand des morgendlichen Geläuts festgestellt werden, ob eine Frau oder ein Mann verstorben ist. Eine wichtige Funktion des Kirchengeläuts war der Feuersalarm. Jedoch seit Ende des 20. Jahrhunderts alarmieren die Sirenen anstelle der Kirchenglocken. In Tagelswangen verkündet ein Glöcklein auf dem alten Schulhaus die Zeit und auch die Nachricht über einen allfälligen Todesfall in der Gemeinde. Die Kapelle in Grafstal lud die katholische Gemeinde zum Gottesdienst. Die Zeit durch Glockenschlag wird nur tagsüber angezeigt. In Grafstal wie in Winterberg wurden die Einwohner bis etwa 1995 durch in alle Haushaltungen verteilte Anzeigen über verstorbene Gemeindemitglieder informiert.

Welche Informationen die Gemeinde dem Bürger übermitteln muss oder darf, ist Änderungen unterworfen. Der aufkommende Datenschutz hat in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts seine Spuren hinterlassen. Die Publikation von Heiratsanzeigen wurde untersagt, und bei Todesfällen dürfen Angehörige die Anzeige verweigern. Die in früheren Jahren beliebten «Steuerbüchlein» wurden letztmals 1950 verteilt. In diesen Büchlein waren jeweils die Einkommens- und Vermögensverhältnisse aller Steuerpflichtigen aufgeführt.

Amtliche Publikationen der Gemeinde wurden im Amtsblatt des Kantons sowie in lokalen Tageszeitungen veröffentlicht. 2008 fielen die Publikationen in den Tageszeitungen zum Leidwesen von vielen älteren Einwohnern einem Sparplan zum Opfer. Publikationen, Ausschreibungen und viele weitere Informationen sind in Lindau seit 2001 bequem im Internet einsehbar. Die elektronischen Dienstleistungen der Gemeinde werden laufend ausgebaut. Trotzdem, die altgedienten Anschlagkästen erfreuen sich immer noch grosser Beliebtheit.

Die wichtigste Diskussionsplattform ist nach wie vor das oberste Organ der Gemeinde: die Gemeindeversammlung. Alle Stimmberechtigten sind jeweils dazu eingeladen. Sie haben die Möglichkeit, zu wichtigen Geschäften der Gemeinde Stellung zu nehmen und darüber zu befinden. Oft läuft eine solche Versammlung ohne Diskussionen ab, doch kommt es auch je nach Thema zu ausgiebigen und angeregten Wortwechseln.

Die Bürger- oder heute Gemeindeversammlung ist wohl die älteste Anwendungsform der direkten Demokratie. In unserer Gemeinde dürfte die Gemeindeversammlung noch lange Bestand haben; andere Informationskanäle werden weiterhin Änderungen unterworfen sein.

C. Arbeiten in der Gemeinde

1. Maggi und die Gemeinde Lindau

Geschichte

Wohl kaum ein Unternehmen hat eine Gemeinde derart geprägt wie die Firma Maggi. Um sich die Tragweite ein wenig vorstellen zu können, muss man sich in die Zeit um 1860 zurückversetzen. Die Strassenwaren meist nur für Fuhrwerke erstellt, also wenig befestigt, Elektrizität war erst für Privilegierte erschwinglich, der Gütertransport erfolgte mit Pferd und Wagen mit eisenbereiften Holzrädern. Weder Traktoren noch Elektromotoren waren bis anhin bekannt. Die Landbevölkerung lebte ein karges Leben. Die Ernährung stammte aus der Eigenproduktion, im Sommer war sie etwas abwechslungsreicher als im Winter. Für eine Arbeiterfamilie standen für das Essen pro Kopf und Tag gerade mal 35 bis 40 Rappen zur Verfügung. Das reichte für ein Kilo Brot oder zwei Liter Milch, leider aber auch für eine Flasche Kartoffelschnaps, der über so manchen Hunger hinwegtrösten musste. Was fehlte, war das tägliche Eiweiss, eben ein ordentliches Stück Fleisch. Arbeit gab es auf dem eigenen Kleinbetrieb sowie ausserhalb der Dörfer in den Fabrikbetrieben der nahe gelegenen Städte. Die Arbeitszeit betrug 12 bis 14 Stunden pro Tag, da blieb nur wenig Zeit fürs Kochen. Zur Zeit des Erwerbes der Hammermühle im Jahr 1861 durch Michael Maggi, Vater von Julius Maggi, setzte sich die politische Gemeinde Lindau aus den damaligen Zivilgemeinden Lindau, Grafstal, Winterberg und Tagelswangen zusammen. Besitzer des Landes waren ausser Kleingewerblern vor allem Kleinbauern, die ihren Lebensunterhalt damit bestritten. Julius Maggi übernahm von seinem Vater im Jahr 1869 im Alter von 25 Jahren als alleiniger Besitzer die Hammermühle. 1872 wurde daraus die Kollektivgesellschaft Julius Maggi & Cie, die 1889 in eine AG umgewandelt wurde. Der Arzt und Fabrikinspektor Dr. Fridolin Schuler suchte mit Unterstützung



Die Fabrik um 1890

der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft für die damaligen ungelösten Ernährungsprobleme einfache, schmackhafte und kostengünstige Nahrungsmittel. Dabei stiess Schuler auf Julius Maggi, der mit seiner Erfindung einer eiweisshaltigen Fertignahrung eine günstige Lösung anbieten konnte.

Mit einem Spezialmehl aus Hülsenfrüchten (Leguminosen) liess sich nach einer knappen Viertelstunde eine Suppe oder ein Brei kochen. Ein einziger Teller enthielt 30 Gramm Eiweiss, ein Viertel des gesamten Tagesbedarfs und kostete gerade mal 3 Rappen. Und so erhielt Maggi den Auftrag, die neue Volksnahrung in einer Pfundpackung zu 35 Rappen auf den Markt zu bringen. Die Verbreitung dieser Neuerung wurde durch die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft stark unterstützt. Kein Geringerer als der Dichter Frank Wedekind betreute damals die Werbung für Maggi. Schon um die Jahrhundertwende erstellte Maggi Fabriken in weiteren Ländern. Auch nach dem Tode von Julius Maggi im Jahr 1912 wurde die Firma in seinem Geist weitergeführt und schloss sich im Jahr 1947 mit der Firma Nestlé zusammen.

Entwicklung der Infrastruktur

Vom Handbetrieb zur Industrialisierung

Um 1880 lebten in der Gemeinde Lindau ungefähr 1140 Einwohner, davon nur ein ganz kleiner Teil in den Gemeindeteilen Grafstal/Kemptthal. Die ersten Erweiterungsbauten um die Hammermühle in Kemptthal wurden 1885 erstellt. Die Lage an der 1856 eröffneten Bahnstrecke Zürich – Winterthur war ideal.

Damit begann der Aufstieg der Firma Maggi. Geeignetes Land für den Bau einer Fabrik war vorhanden. Im Jahr 1884 erfolgte die Aufnahme der Suppenkonservenfabrikation in Kemptthal. Strassen für die Zu- und Ablieferung der Güter mussten erstellt werden. Maggi wurde von der Gemeinde eingeladen, sich an den Strassenbaukosten zu beteiligen. Der Wasserbedarf für die Produktion stieg rasant. Dies rief nach Erweiterungen. Ab 1898 unterhielt Maggi bereits eine eigene Wasserversorgung. Wassernutzungsverträge wurden mit den entsprechenden Korporationen abgeschlossen. Weitere Quellen zwischen Grafstal und dem Chaltenriet wurden nutzbar gemacht. Eine weitere Erschliessung erfolgte um 1930 in der Nähe des Reitplatzes Töss, und 1960 betrug das gesamte Leitungsnetz bereits 20 Kilometer. Erforderlich wurde diese Erweiterung, um die Versorgung für den Hof Rossberg, die Gutswirtschaft, die Hammermühlehäuser, das Schwimmbad sowie die Häuser von Grafstal mit ausreichend Wasser sicherzustellen. Über das Reservoir Loren konnte bei Bedarf auch das Dorf Lindau mit Wasser von der Firma Maggi versorgt werden.

Für die Suppenherstellung waren grosse Mengen Rohstoffe erforderlich: Gemüse, Kräuter, Fleisch und Gewürze. Viele Rohmaterialien dafür beschaffte sich das Unternehmen vorwiegend aus der Umgebung. Kurze Wege waren für die Anlieferung wichtig, um die Produkte möglichst frisch zu verarbeiten. Um jedoch regionales Gemüse in genügenden Mengen produzieren zu können, fehlte damals Dünger. Deshalb gründete Maggi um 1893 durch Landerwerb eine eigene Gutswirtschaft. Bald einmal lieferten ca. 400 Stück Grossvieh Fleisch für die Weiterverarbeitung und genügend Mist und Jauche für die Gemüseproduktion. Um 1925 betrug der Grossviehbestand 500 Tiere. Aufgrund des Bedarfs an Düngerlieferungen entstand ein Zuchtviehbetrieb mit Vorzeigecharakter, der viele Auszeichnungen und Prämierungen erhielt. Die Jungtiere aus dem Zuchtbetrieb waren in verschiedenen europäischen Staaten Europas begehrt. Sie wurden



Gemüserüsten um 1920

sogar nach Übersee und Russland exportiert. Ein weiterer und wichtiger Aspekt dieses Gutsbetriebes war, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit gesunder frischer Milch in ausreichenden Mengen versorgen zu können. Schon 1895/1896 stellte Maggi auf elektrische Energie um. 1913 lieferten eigene mit Dampf betriebene Generatoren den erforderlichen Strom. Für den Gütertransport dienten zu Beginn nebst Eisenbahn nur Pferd und Wagen. Ab ca. 1925 kamen eigene Motorfahrzeuge zum Einsatz. Transporter, sogar Bahnwagen und eine Lokomotive zum Rangieren wurden angeschafft.

Sicherheit wurde grossgeschrieben. Eine eigene Feuerwehr wurde um 1895 gegründet und war bis ca. 1980 aktiv. Sie war auch notwendig, suchten doch mehrere Brände und Hochwasser die Liegenschaften an der Kempt heim. Im Jahr 1912 brannte die Gemüsetrocknerei, 1914 die Schlösslicheune und 1932 die Sattlerei. Grosse Überschwemmungen trafen die Liegenschaften in den Jahren 1931 und 1932 und zum letzten Mal im Jahr 1975. Um weitere Überschwemmungen zu verhindern, wurde dann in Zusammenarbeit mit den SBB, dem Kanton und der Gemeinde ein Entlastungskanal erstellt.

Landerwerb

Waren anfänglich vor allem die Bauern Gemüselieferanten, verkauften sie nach und nach ihr Land der Firma Maggi und liessen sich als Mitarbeiter anstellen. 1893 wurde der erste Landwirtschaftsbetrieb «im Loch» mit 5 Hektaren Landanteil erworben. Schon nach einem Jahr kamen fünf weitere Höfe dazu. Laufend wurde mehr Land erworben. So umfasste der Gutsbetrieb um 1933 insgesamt 526 Hektaren, 370 davon allein in der Gemeinde Lindau. Das entsprach etwa einem Drittel der gesamten Fläche der Gemeinde. Die Gutswirtschaft hielt sich bis 1971. Dann wurde der Betrieb ganz eingestellt, weil der Zukauf der fertig getrockneten Rohstoffe günstiger war als die Eigenproduktion. Die Trocknungsanlagen waren überaltert, Personal für das Gemüserüsten zu finden, wurde immer schwieriger. Zudem durchschnitt die im Bau befindliche Autobahn N1 das Land, und der Kanton Zürich zeigte Interesse am Kulturland für die kantonale landwirtschaftliche Schule.

- Schon im Jahr 1937 konnte die ETH auf dem Rossberg zu Forschungszwecken einen bäuerlichen Betrieb von 13,6 Hektaren von der Firma Maggi in Pacht nehmen. Nachdem das Zürcher Volk im Jahr 1970 der Verlegung des Strickhofs zugestimmt hatte, erwarb der Kanton in Eschikon einen grossen Anteil der ehemaligen Gutswirtschaft für die landwirtschaftliche Schule und die landwirtschaftliche Beratungsstelle Agridea. Zudem sicherte sich der Bund Land für das Institut für Pflanzenanbau der ETH.

Das für Gemüseproduktion und Viehwirtschaft nicht mehr benötigte Land wurde verpachtet. In den 1990er Jahren, nach verschiedenen Umzonungen, begann die Firma Nestlé das Bauland zu veräussern. So entstanden in Winterberg neue Siedlungen, und ab der Jahrtausendwende wuchs die Bevölkerung von Grafstal innerhalb von 10 Jahren von 563 auf 1376 Einwohner.

Maggi und die Mitarbeiter

Maggi und das Umfeld

Julius Maggi war ein Patron, wie es im Buche steht. Er wusste, «wenn es den Mitarbeitern wohl ergeht, geht es auch der Firma gut». Diese umsichtige Haltung behielten auch die Nachfolger nach seinem Tod 1912 bei. So liess

die Maggi 1923 einen Sportplatz bauen. Später kamen auch Tennisplätze dazu und schon 1939 ein Schwimmbad für die ganze Gemeinde, was zu dieser Zeit als Luxus galt. Dieses wurde 1979 kostenlos der Gemeinde überlassen. Auch das Land der Sportanlagen konnte zu günstigen Konditionen erworben werden. In den Gründerzeiten der Maggi waren nur wenige Häuser mit eigenem Bad ausgerüstet. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter konnten bis in die 1970er Jahre die betriebseigenen Badegelegenheiten in der Fabrik benutzen.

Das Vereinsleben wurde gefördert, und es entstanden Vereine, die bis heute bestehen. 1957 wurde ein firmeninterner Sportclub mit den Sektionen Fussball, Tennis, Boccia, Schach und Ski gegründet. Zuerst entstanden zwei, später vier Tennisplätze mit Clubhaus und angrenzend eine Boccia-bahn. Boccia war vor allem bei den zahlreichen italienischen Gastarbeitern gefragt. Die Sektion Ski entstand hauptsächlich im Zusammenhang mit dem Ferienheim Stoos. All diese Vereine wurden durch die Firma Maggi unterstützt. Julius Maggi, der selbst Klarinette spielte, beteiligte sich auch an der Gründung eines Orchesters.

1892 wurden die ersten Wohnungen für das Personal erstellt, und 1916 liess der Architekt Karl Moser (1860–1936) im Auftrag der Firma Maggi eine Arbeitersiedlung, die sogenannte «Kolonie», in Grafstal bauen. Im Jahr 1919 waren es bereits 137 Wohnungen in der Gemeinde und weitere 30 Wohnungen auswärts.

1897 wurde in Grafstal von der Firma Maggi auf eigene Kosten ein mit zwei Schulräumen – notabene mit Warmwasserheizung – erstellter Bau der Gemeinde zur kostenlosen Nutzung übergeben. Ebenso übernahm Maggi die Besoldung eines zweiten Lehrers bis zum Jahr 1930.

Bereits im Jahr 1895 wurde eine Betriebskrankenkasse gegründet, der damaligen Zeit weit voraus. 1898 führte Maggi den Lohnersatz für Wehrmänner ein, bis zur Ablösung durch den staatlichen Lohnausgleich im Zweiten Weltkrieg. Schon ab dem Jahr 1901 erhielten Hinterbliebene nach einem Todesfall eine Rente.

Ab dem Jahr 1903 gab es bezahlte Ferien für alle Arbeitnehmer. 1906/1907 wurde dann die Rentenversicherung für Fabrikarbeiter eingeführt, und ab 1911 erhielten Familienväter Kinderzulagen.

Sozialer Friede war für die Firmenleitung der Maggi sehr wichtig. Daher erfolgte 1907 die Gründung einer Arbeiterkommission, welche bei allen wichtigen Entscheiden mitreden konnte. Anzumerken ist, dass in der Maggi nie gestreikt wurde, selbst in den Krisenjahren nicht.



Das Maggi-Dorf Grafstal

In internen Hauszeitungen vermittelte Maggi dem Personal Anleitungen über korrektes rückschonendes Arbeiten. Ebenso wurden den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen regelmässig Informationen über gesunde Ernährung mit Angaben über die Nährwerte verschiedener Lebensmittel zugestellt.

Im Juli 1911 fand die Gründungsversammlung und am 4. November des gleichen Jahres die erste Generalversammlung der neuen Verpflegungseinrichtung statt. Geführt wurde der Kantinenbetrieb unter dem Namen «Speisegenossenschaft der Arbeiter der Fabrik von Maggis Nahrungsmittel Kempththal». Meistens entstanden Defizite, und Maggi liess sich nicht lange bitten, diese zu begleichen. Diese Institution wurde erst 1971 in ein modernes Personalrestaurant umgewandelt.

All diese Einrichtungen halfen der Gemeinde, ihre Aufwendungen für Soziales und Fürsorge auf tiefem Niveau zu halten.

Finanzen

Nicht immer verlief der Geschäftsgang erfreulich. So musste in den Anfängen 1889/1890 bei einem Umsatz von 446 000 Franken ein Nettoverlust von 216 000 Franken ausgewiesen werden. Doch schon in den Jahren 1892/1893 wurde ein Umsatz von einer Million Franken erwirtschaftet. Für die Aktionäre ergab sich eine Dividende von 5 Prozent.

Die Steigerung war ausserordentlich, denn 1912 betrug der Umsatz von Maggi bereits 57 Millionen Franken, und zum 100-Jahr-Jubiläum 1983 wies sie einen Umsatz von 2,5 Milliarden Franken aus.

Maggi war daher für die Gemeinde Lindau mit wenigen Ausnahmen ein sehr zuverlässiger, guter Steuerzahler. So betrugen die Steuern von Maggi im Jahr 1982 25 Prozent des gesamten Steueraufkommens. Infolge einer Steuergesetzrevision betrug dann der Anteil im Jahr 1983 immer noch beachtliche 15 Prozent.

Gedanken zum Schluss

Aus all den Unterlagen sowie aus eigener Erfahrung ist eine Feststellung unumgänglich. In all den Jahren waren die Firma Maggi und ihre Verantwortlichen stets auf das Wohl ihrer Mitarbeiter bedacht. Ihre Haltung und ihr Umgang mit der Gemeinde und den Behörden waren stets korrekt und wohlwollend. Viele Probleme mussten gelöst werden. So auch im Jahr 1995, als nach dem revidierten Planungs- und Baugesetz die Gemeinde über 8 Hektaren Bauland in die Landwirtschaftszone umzonen musste, bot die Firma Maggi Hand zu einer raschen und unkomplizierten Lösung. Anliegen im Zusammenhang mit der Gemeinde wurden immer im gegenseitigen Respekt und zur Zufriedenheit aller gelöst. Nie schimmerte die Macht der Grösse auch nur ansatzweise durch. Das verdient höchsten Respekt und aufrichtigen Dank.

2. Von Maggi zu Givaudan

Der Schock sass tief

Zu Beginn des Jahres 2002 bat der Maggi-Direktor Ernst Lavater den Gemeindepräsidenten Willy Flammer um ein Gespräch, zusammen mit Vertretern vom Nestlé-Hauptsitz. Es wurde der 18. Januar vereinbart. Ohne weitere Angaben zum Diskussionsthema machte sich der Gemeindepräsident mit etwelchen Sorgenfalten Gedanken über allfällige Änderungen der Fabrikanlage in Kempththal und war gespannt auf die Diskussionsrunde. Am 18. Januar, punkt acht Uhr, erschien der Direktor aus Kempththal mit drei Vertretern der Nestlé-Direktion aus Vevey. Ohne Umschweife wurde informiert, dass der Maggi-Standort Kempththal auf Ende Jahr aufgehoben werde. Nestlé habe Givaudan das ganze Maggi-Areal mit Ausnahme der Forschungsabteilung PTC (Product Technology Center) verkauft.

Da es dem Gemeindepräsidenten fast die Sprache verschlagen hatte, kam es nebst einigen Informationen zur vorgesehenen Fabrikschliessung nicht mehr zu langen Diskussionen. Ein anschliessender kurzer Besuch der drei Nestlé-Vertreter auf dem Maggi-Familiengrab passte irgendwie zur gedrückten Stimmung in der neuen Situation.

Ein hektischer Tag begann. In Kempththal wurde anschliessend das Personal mit dem Beschluss der Nestlé-Direktion konfrontiert. Nachdem auch die Presse ihren Informationsanteil abbekommen hatte, wollten verschiedene Journalisten auch vom Gemeindepräsidenten wissen, wie es weitergehe. Selbst das Schweizer Fernsehen brauchte ein Live-Interview für die abendliche Tagesschau. Es war nicht leicht, Auskunft zu geben, denn zuerst musste die Tragweite der neuen Situation für die Gemeinde abgeschätzt werden. Die ganze Bevölkerung reagierte mit Unverständnis, Enttäuschung und Besorgnis über diesen nur schwer nachvollziehbaren Konzernentscheid zur Betriebsschliessung.

Im Fabrikareal war seit 1993 auch die Produktionsstätte des Tochterunternehmens der Nestlé FIS (Food Ingredients Specialities) untergebracht. Die FIS mit Hauptsitz in Châtel-Saint-Denis war führend im Bereich der Herstellung von spezifischen Aromen für Produkte wie Suppen, Saucen und Fertiggerichte. Givaudan kaufte nun von Nestlé die FIS sowie das Maggi-Areal in Kempththal. Die Forschungsabteilung blieb vorläufig vom Verkauf ausgenommen. In der Pressemitteilung vom 18. Januar 2002 erklärte der Nestlé-Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck:

«Diese Entscheidung unterstreicht den Willen, uns auf unsere Geschäfte mit Konsumgüterprodukten zu konzentrieren. Gleichzeitig verleihen wir FIS durch die Verbindung ihrer Tätigkeit mit Givaudan, einem weltweit führenden Unternehmen im Bereich der Lebensmittelaromen, noch bessere Entwicklungsperspektiven. Unsere Minderheitsbeteiligung an Givaudan stellt eine solide Grundlage für eine langfristige Verbindung zwischen den beiden Unternehmen dar.»

Der Ablauf des Verkaufs von FIS und den anderen Produktionsabteilungen wurde so umschrieben: *«Givaudan wird die FIS und deren Filialen sowie die Fabrik in Kempththal übernehmen. Nach einer einjährigen Übergangszeit werden alle Trockenprodukte, die Nestlé unter der Marke Maggi verkauft, aus anderen europäischen Fabriken der Gruppe bezogen. Das Product Technology Center (Forschungs- und Entwicklungsaktivitäten) in Kempththal ist als Bestandteil der weltweiten F&E-Organisation von Nestlé durch die Transaktion nicht betroffen.»*

Die mit 750 Millionen Franken bewertete Transaktion wurde mit Givaudan-Aktien und in bar bezahlt.

Was in der Gemeinde für fast unmöglich gehalten wurde, war eingetroffen. Eine mehr als 130-jährige Geschichte war zu Ende. *«Die Urheimat der weltweiten Maggi-Produkte soll verschwinden.»* An diesen Gedanken mussten sich die Leute erst gewöhnen. Doch bei genauem Betrachten der Firmengeschichte zeichnete sich schon länger eine Reduktion des Betriebs ab. Bereits 1937 wurde die erste Produktionsfläche im Rossberg verpachtet. Die Gutswirtschaft wurde in der Folge laufend reduziert und 1971 ganz aufgehoben. Mit neuen Betriebsstätten auf allen Kontinenten erhöhte Maggi die Produktion massiv. In Kempththal wurde am Schluss jedoch, nebst der Maggi-Würze, nur noch ein kleiner Teil der Gesamtproduktion hergestellt. Einige wenige, die diese Entwicklung verfolgten, waren vom Wegzug nicht so sehr überrascht.

Vor allem das Personal hatte grosse Mühe, diesen Entscheid aus Vevey zu akzeptieren. *«Wir hätten niemals an so etwas gedacht»*, schilderte eine Vorarbeiterin den Schock ihrer Arbeitskolleginnen und -kollegen. Von ihrer Equipe war niemand weniger als zehn Jahre dabei, und die meisten betrachteten die Arbeit bei Maggi als Lebensstelle. Auch sie selber sei seit 26 Jahren bei Nestlé und wisse nicht, wie es weitergehen soll.

Für den Patron in Kempththal, Ernst Lavater, begann vermutlich die schwerste Zeit in seiner Karriere. Ihm blieb die Aufgabe, die anstehenden Probleme gemeinsam mit dem Personal zu lösen und den Betrieb zu übergeben.

Nestlé hatte einen guten Sozialplan ausgearbeitet, Entlassungen blieben aber unausweichlich. Die neue Besitzerin konnte vor allem in der FIS gegen 200 Personen weiter beschäftigen. Für etwa 100 Angestellte gab es keinen Arbeitsplatz mehr. Rund die Hälfte davon profitierte von einer Frühpensionierung, doch 45 Leute mussten sich nach einem neuen Arbeitsplatz umsehen. Die Direktion in Kempptthal gab sich alle Mühe, den Leuten bei der Arbeitssuche zu helfen. Für einige bestand die Möglichkeit, nach Singen umzusiedeln, andere konnten in der näheren Umgebung neue Arbeit finden. Einige wenige hatten grosse Mühe, eine neue Stelle zu finden.

Die Fabrik stand nicht still

Am 6. September 2002 standen die meisten Maschinen der Maggi endgültig still. Bis Ende Jahr waren noch Umzugs- und Aufräumarbeiten zu erledigen. Nur die weltbekannte Maggi-Würze im viereckigen Fläschchen wurde weiterhin in Kempptthal hergestellt, aber vier Jahre später erfolgte die Auslagerung der Würzproduktion nach Singen. Damit waren Maggi-Produkte aus Kempptthal nur noch Geschichte.

Bereits im Sommer 2003 kam, eigentlich wie erwartet, die Hiobsbotschaft, dass die Forschungsabteilung der Nestlé Suisse AG, PTC, ebenfalls ausgelagert werden sollte. Wieder waren etwa 200 Arbeitsplätze betroffen, doch die meisten der betroffenen Angestellten konnten innerhalb des Konzerns an anderen Standorten, vor allem in Singen, weiterbeschäftigt werden. Einige Entlassungen waren jedoch unvermeidlich.

Givaudan übernahm nun auch die Laborräumlichkeiten und eröffnete darin am 6. Juli 2004 ein in der Aromaindustrie einzigartiges neues Entwicklungszentrum für kulinarische Aromen. Mit dieser Eröffnung wurden die Aktivitäten und Arbeitsplätze des Culinary Technology Centres in Tremblay bei Paris nach Kempptthal transferiert.

Immerhin übernahm eine renommierte Firma, ein Weltkonzern, das Fabrikareal, und es blieb die Hoffnung, dass das rege Leben im Betrieb weitergehe und mit der Herstellung von Gewürzaromen eigentlich auch die Lebensmittelproduktion erhalten bleibe. Givaudan ist bekannt durch seinen Produktionsstandort in Dübendorf, wo seit mehr als hundert Jahren süsse Aromen produziert werden. Der Hauptsitz der Firma ist in Vernier bei Genf, wo Aromen für Parfüms hergestellt werden. Die Givaudan SA, weltweit grösster Hersteller von Aromen und Duftstoffen, erwirtschaftete



Givaudan-Areal in Kempththal

2009 einen Umsatz von 3,96 Milliarden Schweizer Franken, verfügte über Filialen in 40 Ländern und beschäftigte rund 8500 Mitarbeitende, davon etwas über 300 in Kempththal. Das Unternehmen beliefert vor allem Kosmetik- und Lebensmittelhersteller.

Gegründet wurde die Firma 1895 in Zürich durch Léon und Xavier Givaudan. 1898 zog der Betrieb nach Genf und errichtete in Vernier ein Werk. Die Firma, ab 1917 eine Kommanditgesellschaft und ab 1929 eine Aktiengesellschaft mit sechs Millionen Franken Kapital, kaufte 1934 die Mühlethaler SA in Nyon. 1948 erwarb Givaudan den Aromahersteller Flora AG in Dübendorf und änderte deren Namen auf Esrolko, später dann auf Givaudan. Interessant ist, dass Givaudan die Flora AG von Maggi AG kaufte, die lange Zeit Besitzerin dieser Firma war.

Die grosse Änderung in der Firmengeschichte erfolgte 1963, als die Givaudan SA von Hoffmann-La Roche AG in Basel übernommen wurde. Ein Jahr später wurde auch der Aromahersteller Roure vom Chemiekonzern übernommen. 1991 wurde Givaudan von der Roche-Gruppe zu Givaudan-Roure zusammengeführt. In der Folge kamen noch weitere Firmen dazu. Mit Fabriken in Frankreich, den USA, Kanada und Italien sowie einem weltumspannenden Verkaufsnetz expandierte die Firma.

Im Jahr 2000 wurde Givaudan-Roure wieder aus dem Chemiekonzern ausgegliedert und als Firma unter dem früheren Namen Givaudan geführt. Ihre Aktien werden an der Schweizer Börse gehandelt. Auch als eigenständiges Unternehmen expandierte Givaudan weiter. Mit dem Erwerb von FIS im Jahr 2002 und später Quest 2007 avancierte Givaudan zum weltweit grössten Aroma- und Riechstoffhersteller.

Das ehemalige Maggi-Areal blieb nach der Übernahme durch Givaudan teilweise ungenutzt. Anfänglich wurde versucht, die leeren Gebäulichkeiten zu vermieten, jedoch ohne Erfolg. Grössere Investitionen wurden geplant, doch weitere Akquisitionen des Konzerns und die Finanzkrise verhinderten vorläufig grössere Umbauten und Anpassungen in Kempththal. Wie vorher die Leitung der Maggi, pflegte auch Givaudan von Anfang an gute Beziehungen zum Gemeinderat und informierte immer wieder über geplante Änderungen oder Investitionen. Mit dieser weltweit tätigen Firma blieb die Hoffnung, dass im Maggi-Areal weiterhin gute, wertvolle Arbeitsplätze erhalten blieben.

Noch im Januar 2005 stand in der «NZZ», «Givaudan investiert – Ausbau in Dübendorf und Kempththal». Die Rede war unter anderem von einem Ausbau der Produktionsanlagen im Werk Kempththal. Diese Zuversicht wurde jedoch bald getrübt. Bereits am 30. August 2010 informierte die Firmenleitung in einer Pressemitteilung, dass Givaudan ab 2013 die Produktion von Pulveraromen für Suppen und Saucen nach Ungarn verlegen werde. Dadurch gingen in Kempththal etwa 120 Stellen verloren. Als Begründung dienten verstärkte Aktivitäten in den dynamischen Märkten Osteuropas und veraltete Anlagen in Kempththal. Das Kompetenzzentrum für kulinarische Produkte soll in Kempththal bleiben. Wie lange? Über die Zukunft des Maggi-Areals herrscht wieder Ungewissheit.

Nach dem Wegzug

Der Verkauf der Maggi hinterliess auch ausserhalb der Fabrik seine Spuren. Die Maggi Unternehmungen AG (MUAG) hatte ihren Hauptsitz in Grafstal, das heisst, der weltweite Maggi-Konzern war offiziell in der Gemeinde Lindau ansässig und damit auch steuerpflichtig. Mit der Aufhebung des Maggi-Betriebs in Kempththal wurde auch der Sitz der MUAG verlegt, sinnigerweise in den Kanton Zug. Für die Gemeinde Lindau hatte das zur Folge, dass der Steuerfuss um 15 Prozent angehoben werden musste.

Nestlé beabsichtigte, sich total aus der Gemeinde zurückzuziehen. Alle Liegenschaften wurden verkauft. Einige Hektaren Bauland kamen auf den Markt und waren auch innert Kürze verkauft und überbaut. Speziell das Dorf Grafstal erlebte einen nie dagewesenen Bauboom. Die Bevölkerung hat sich in zehn Jahren etwa verdreifacht.

Das hatte ebenfalls Auswirkungen auf die Gemeinde. Die Grundstückgewinnsteuern brachten einiges an Geld in die Gemeindekasse, doch es bestanden grosse Zweifel, dass diese Einkünfte auch genügen würden, um die notwendigen, längerfristigen Anpassungen der Infrastruktur zu berappen; vor allem Schule und Kindergarten gerieten in Platznot. Die finanzielle Situation der Gemeinde hätte bedeutend besser ausgesehen, wenn nicht kurz vor diesen Transaktionen die Handänderungssteuern im Kanton Zürich abgeschafft worden wären.

Der abtretende Maggi-Direktor war immer sehr positiv zur Gemeinde eingestellt. Er hatte sich auf höchster Ebene dafür eingesetzt, eine Reststoffdeponie zu verhindern. Vor seinem Wegzug hatte er noch einem letzten, für die Gemeinde sehr günstigen Abkommen zum Durchbruch verholfen: Mit einer Begrädigung der Bauzonenlinie gewann Nestlé etwas an Bauland. Im Gegenzug erhielt die Gemeinde eine Landfläche, um das Schwimmbadareal zu vergrössern und einen dazugehörigen, dringend benötigten Parkplatz zu erstellen. Ein weiteres Stück Land ging an die Gemeinde, um beim Sportplatz neue Parkmöglichkeiten zu schaffen. Das alles zum Preis von Überschreibungsgebühren. Die beiden Firmenvereine Tennis und Boccia wurden öffentlich und damit allen Einwohnern zugänglich gemacht. Das Land dieser beiden Anlagen wurde der Gemeinde überschrieben.

Nach dem Wegzug der Maggi stand auch der Verkauf grosser Flächen von Kulturland zur Diskussion. Interesse für Kulturland kam vor allem vom Strickhof, doch die Verhandlungen mit dem Kanton zogen sich sehr in die Länge.

Im Jahr 2005 konnte die Gemeinde das Maggi-Land rund um den Berghof erwerben. Immer noch lag die Gefahr einer Deponie auf Maggi-Land in der «Handrüti» in der Luft. Daher bemühte sich der Gemeinderat während Jahren, dieses Landstück zu kaufen, um so eine allfällige Mülldeponie zu verhindern. 2010 konnte auch dieses Geschäft abgewickelt werden.

Nicht ganz vergessen

Warum wird Givaudan als weltgrösster Aromaproduzent nicht so wahrgenommen wie Maggi, obwohl beides täglich in fast allen Haushalten gebraucht wird? Maggi wird als fertiges Produkt im Haushalt gebraucht, somit ist der Name immer präsent. Die Aromen von Givaudan finden sich auch in sehr vielen täglich verzehrten Produkten, nur ist jeweils unter den Beschreibungen der Lebensmittelzusätze nur das Aroma, aber nicht die herstellende Firma aufgeführt. Nur in diesem Sinne aber bleibt Kempththal in aller Munde!

Was bleibt von Maggi übrig? Zu Ehren des grossen Pioniers und Unternehmers benannte der Gemeinderat die neue Strasse in einem der zuletzt überbauten Quartiere auf ehemaligem Maggi-Land, im Gräbler in Grafstal, auf den Namen «Julius-Maggi-Strasse». Vielen ehemaligen und pensionierten Maggianern unserer Generation bleibt es vorbehalten, die Nachkommen über den Zusammenhang dieser Strassenbezeichnung mit den Maggi-Produkten zu informieren.

Die Enkelin von Julius Maggi, Angela Louise, verstarb im Frühjahr 2005. In aller Stille wurde ihre Urne im Familiengrab auf dem Friedhof Lindau beigesetzt. Julius Maggi und seine Familie bleiben somit für immer in sanfter Ruhe in der Gemeinde.

So langsam löst sich die Verbindung Maggi-Lindau auf, doch dürfte noch lange von der dominierenden Firma gesprochen und auch geträumt werden.



Julius-Maggi-Strasse
in Grafstal

3. Landwirtschaft im Wandel

An einem schönen Sommermorgen im Jahr 1824 machte sich eine regierungsrätliche Aufsichtskommission von Zürich her auf den Weg zum Bläsihof bei Winterberg. Es ging um einen Besuch in der landwirtschaftlichen Armenschule (1818 bis 1826), deren Initiant Hans Konrad Escher von der Linth war. *«Es wurde eine Anstalt errichtet, in welcher verwahrlosete Knaben aus der niedrigsten Classe des Volkes zu wackern Menschen und ihrem Berufe nach zu Bauernknechten gebildet werden. Die Regierung bestimmte den vernachlässigten Lehenhof, um junge Leute dem Verderben zu entreissen und mehrere arme Gemeinden des Kantons durch die Versorgung derselben zu erleichtern.»* Das Gut umfasste gegen 70 Hektaren.



Bläsihof, die erste landwirtschaftliche Schule

Die kleine Abordnung bestand aus Herren des Rates und der zürcherischen Hülfs-gesellschaft. Sie erreichte über den Zürichberg Stettbach. Dort begutachteten sie eine neu erbaute Sennhütte, die als Milchsammelstelle bestimmt war. Diese Einrichtung wurde seit der Einführung der Stallfütte-

rung erprobt. Es ging um eine grössere Wertschöpfung aus der verbesserten Viehzucht. Damit konnte überschüssige Milch vermarktet oder verkäst werden. Ein solches Unternehmen brachte einen Aufschwung in finanzieller Hinsicht, hatte doch bis anhin der Getreidebau nicht so schnell Bargeld eingebracht. Auch kam es öfters zu Missernten wie etwa in den Jahren 1816 und 1817, den sogenannten Hungerjahren.

Der Weg führte von Dübendorf nach Wangen, vorbei am Riet, wo die Arbeiten des Torfgrabens zur Gewinnung von Brennmaterial besichtigt wurden. Oberhalb Wangen stiessen die Wandernden auf schlechte Äcker mit fast leeren oder kranken Roggenähren.

«Im Verfolg des Weges erfreute sich die Gesellschaft an dem Anblick der prachtvollen Kornzelg der Gemeinde ‹Tagelschwangen›, in welcher die muntern Schnitter tief gebückt die schweren Halmen einsammelten und mit schönen Ähren geschmückt die Vorbeigehenden grüssten. Die dortige Gegend ist so stark mit Kies überführt, dass die noch stehenden Halmen gleichsam zwischen den Steinen eines gepflasterten Hofraums hervor strotzen, und gerade darin möchte, wegen der am Boden dadurch mitgetheilten Wärme, eine Ursache ihrer erfreulichen Fruchtbarkeit zu finden seyn.»

Landwirtschaftliche Ausbildung begann in der Gemeinde Lindau

Nachdem sich die Delegierten auf dem Weg immer mit landwirtschaftlichen Fragen befasst hatten, erreichten sie den Bläsihof unangemeldet zur Mittagszeit. Die Besichtigung begann gleich in der reinlichen Küche, dann folgten die Vorrats- und die Geschirrkammer. Dort hingen schön geordnet Sensen, Sicheln, Zinkenhaue (Kärste), Heugabeln, Rechen und Heckenmesser. *«Das geräumige Waschhaus mit einem laufenden Brunnen befriedigt ein wesentliches Bedürfnis der Anstalt und ist mit grossen, in Eisen gebundenen Waschständen versehen. Gleich hinter demselben sind zwey grosse Jauche-Tröge angebracht, aus denen jetzt wirklich zwey Knaben mit Behendigkeit ein auf einem vierrädrigen Wagen angebrachtes grosses Fass vollschöpften, während ein ähnlicher Wagen mit Gespanne von zwey Pferden und zwey Ochsen vom Felde herein kam, und man einen dritten erblickte, den andere Knaben, auf dem entfernten Acker von der Jauche zu entladen, im Begriffe waren.»*

Vorbei an dem grosszügig angelegten Gemüsegarten ging es auf die Äcker. Die Erdäpfel (Kartoffeln) wurden vom Unkraut befreit. Mehrere Knaben

hatten einen Karren mit schlechtem Gras beladen, um dieses am Brunnen auszuwaschen, bevor es mit etwas Heu vermischt dem Vieh verfüttert werden konnte. Die Milchkühe erhielten jungen Klee, jedoch nur sparsam, weil dieses Futter erst in einer Phase des Ausprobierens auf dem Hof angebaut wurde. Viele weitere Experimente wurden in der staatlichen Armenschule ausprobiert, und die Zöglinge mussten die Pflanzenkunde beherrschen. Wenn auch von den Bauern der Umgebung das Vorgehen anfänglich belächelt wurde, kam es doch bald zur Anerkennung. Auch in Tagelswangen gab es bereits um die Mitte des 20. Jahrhunderts einen Lehrbetrieb. Bürgermeister Mousson aus Zürich befahl seinen Sohn Albert zu Johann Ulrich Wegmann (1823–1900), um die Landwirtschaft zu erlernen, bevor dieser zu den Verwandten nach Amerika durfte. Der Lehrling entstammte einer einflussreichen Hugenottenfamilie, die vom Waadtland her nach Zürich gekommen war. Es darf also gesagt werden, dass das Lehrlingswesen in der Landwirtschaft in der Gemeinde Lindau begann, im Mittelpunkt des Kantons Zürich.

Maggi – eine Landwirtschaft, die fast weltweit bekannt wurde

Als Julius Maggi (1846–1912) die vielen kleinen Bauernbetriebe in der Umgebung für seine Fabrik in Kempthal aufkaufte, dachte wohl niemand, dass damit innerhalb von wenigen Jahren einer der grössten Landwirtschaftsbetriebe der Schweiz entstehen würde. Alles begann am 1. Mai 1893 mit dem fünf Hektaren grossen Heimwesen «im Loch», nahe dem Fabrikgebäude. Noch im gleichen Jahr kamen weitere acht Heimetli dazu. Bereits vier Jahre später standen 220 Stück Vieh in den Stallungen. 270 Hektaren Wiesland, 30 Hektaren Wald und 50 Hektaren Gemüse wurden bewirtschaftet. Milch- und Fleischversorgung waren garantiert, Zugtiere vorhanden, und der benötigte natürliche Dünger stand ebenfalls zur Verfügung. Bald wurden über 1000 Tonnen Gemüse in der Fabrik verarbeitet. Das reinrassige Braunvieh erreichte einen nationalen und internationalen Bekanntheitsgrad. Alle selbst gezüchteten Kühe trugen eine Ordnungsnummer und den Namen Maggi. So auch im Jahr 1909 die «Maggi 127», das beste Milchtier, mit einem durchschnittlichen Milchertrag von 14,9 Litern pro Tag. «Nestor» wurde erstprämiiert am Zuchtstierenmarkt in Zug im Jahr 1904. «Herzog» erhielt die silbervergoldete Medaille im Jahr 1910 an der Schweizerischen Landwirtschaftlichen Ausstellung in Lausanne.

Den grossen Preis an der Weltausstellung in Mailand erhielt «Walo» im Jahr 1906. Noch vor dem Zweiten Weltkrieg zählte der Gutsbetrieb Maggi 40 Zugochsen und 500 Stück Vieh.



Zugochsen bringen Sellerie zur Verarbeitung

Das Führen eines solch grossen Betriebes erforderte neue Überlegungen. Man wollte klipp und klar wissen, was zu unternehmen sei, um eine grosse Schlappe zu vermeiden. Julius Maggi stellte unverzüglich einen Drei-Punkte-Plan auf.

1. Die Gutswirtschaft ist so lange zu vergrössern, bis sie imstande ist, den Gemüsebedarf der Fabrik in Kemptthal selbst zu decken, wenigstens in Bezug auf die Gemüsearten, die beim Transport leicht verderben.
2. In Verbindung mit dem Gemüsebau ist Milchwirtschaft zu betreiben und ein Viehstand zu halten, der genügt, um alle unsere Arbeiter und Angestellten mit Milch zu versorgen.
3. Wenn einmal die Stallungen zweckentsprechend eingerichtet und Jungviehweiden und Alpen in unserem Besitze sind, muss mit Rassenviehzucht begonnen werden. Hierbei ist in erster Linie auf Leistung zu züchten, sei es Milch oder Fleisch oder beides.

Das angekaufte Land stand grösstenteils in sehr schlechtem Düngungszustand. So wurden im Frühling 1894 unverzüglich über fünf Hektaren für den Gemüsebau gemistet und gepflügt. Angepflanzt wurden anfänglich Karotten, Wirsing, Lauch und Stangenbohnen. Schwierigkeiten machten die vielen kleinen Parzellen. Im Jahr 1897 waren es deren 964. Zudem musste schlechtes Riedland mit einem rationellen Drainagenetz aufgebessert werden. Bald bemerkte man, dass die Jauchewirtschaft einer besseren Organisation bedurfte, weil die Jauche als Dünge- und Treibmittel im Gemüsebau einen hohen Stellenwert hatte. Die unterschiedliche Topographie in der Gemeinde veranlasste die Verantwortlichen zur Erstellung von verschiedenen Jaucheresservoirs von bis zu 150 Kubikmetern Inhalt. Ein ausgeklügeltes System entstand, um vor Ort eine gezielte, leistungsfähige Düngerausbringung zu garantieren.



Um 1900 kam der erste Motorflug in der Gutswirtschaft zum Einsatz

Nicht alles war von Erfolg gekrönt – oder doch?

Unerfreuliches gab es in den Jahren 1896/1897. Die Maul- und Klauenseuche trat zweimal in heftiger Form auf. Beim ersten Mal betrug der Schaden um die 30 000 Franken. Beim zweiten Mal glaubte man an ein Impfmittel aus Italien, das aber nicht zum erwünschten Erfolg verhalf. Auch beim Gemüseanbau machten sich Krankheiten bemerkbar und führten zu Ernteverlusten. Selber verarbeitet und an die Arbeiter abgegeben wurde das Obst von den 2500 Bäumen aus den Betrieben in Kemptthal und Eschikon. In den Ställen wurden die Kälber während 14 Tagen mit reiner Milch getränkt, anschliessend wurde der Milch, bis die Kälber 16 Wochen alt waren, Haferschleim zugesetzt. Danach gab es täglich ein gutes Kilo gequetschten Hafer. Die Rinder kamen dann auf auswärtige Alpen. Die Zuchtstiere blieben auf den Wiesen in Kemptthal.

Das landwirtschaftliche Arbeitspersonal war im Taglohn angestellt. Im Sommer 1908 betrug dieser zwischen 4.70 und 5.40 Franken bei einer Arbeitszeit von sechs Uhr morgens bis sieben Uhr abends, mit einem Unterbruch für die Essenszeiten von zweieinviertel Stunden. Dazu kam eine Gratifikation von 40 bis 60 Franken pro Jahr.

Und wie sah die Rendite im angehenden 20. Jahrhundert aus? *«Ohne den Gemüsebau, den Hauptzweig des Maggi-Gutsbetriebes, wäre an eine Rendite gar nicht zu denken. Mit dem Absatz in der Fabrik in nächster Nähe geht nichts verloren, und das Gemüse kann frisch vom Feld weg verarbeitet werden. Ein landwirtschaftlicher Grossbetrieb mit Löhnen, die denjenigen der Fabrikarbeiter entsprechen, die Arbeitszeiten angepasst sind, kann nur rentieren, wenn er sich in irgendeiner Weise an die Industrie anlehnen kann, so wie im Fall Kemptthal.»*

Ein halbes Jahrhundert später war von Gemüseanbau nichts mehr zu sehen. Doch die Viehwirtschaft zog Besucher aus fernen Ländern an. So auch zehn Vertreter der Milchwirtschaftsindustrie aus Tokio, die den Berghof im Jahr 1962 besuchten. Im selben Jahr war am Erntedankfest der Agronom Lappat zu Gast. Er war Direktor für Milchproduktionen der Firma Nestlé bei den Graf-Kinskyaschen Gütern in der Tschechoslowakei. Ein Jahr später, während des aussergewöhnlich kalten Winters, lobte der Gutsverwalter Huldreich Streuli seine Mitarbeiter: *«Wir haben zum Beispiel dank dem tüchtigen Arbeitseinsatz den letzten Kabiskopf im November heimgebracht.»* Höhepunkt des Erntedankfestes war auch die Anerkennung von Rosa Grieb-Morf aus Eschikon für 40 «Saisons» und Hulda Füllemann aus

Tagelswangen für 35 «Saisons» (Arbeitseinsätze von Frühling bis Herbst). Gemeindepräsident Heinrich Ehrensperger (1908–1996) lobte die bäuerlichen Arbeiten und nahm Bezug auf mancherlei Hände. Dies, weil ihm einmal eine Sekretärin in einem Nobelhotel prüfend auf die Hände geschaut und erklärt hatte: «Sie sind sicher ein Bauer.»

Einmal besuchten 20 Hauswirtschaftsexpertinnen aus Amerika auf ihrer Studienreise den Rossberg oberhalb von Kempththal. Dabei wurde ihnen zum ersten Mal in ihrem Leben unter fachmännischer Obhut ein prächtiger Zuchtstier vorgeführt. Zur 700-Jahr-Feier von Winterthur vom 20./21. Juni 1964 zirkulierte eine Infanterie-Fahrküche mit einem «Maggi-Suppen-Fahrplan». Dabei wurden über 2000 Liter Vierkornsuppe ausgeschenkt. Als zweite Maggi-Spende war der Ochs am Spiess in aller Leute Mund. Ein siebzehn Monate alter «Kerl» musste dafür sein Leben lassen. In einer Brathütte auf dem Museumsplatz wurde er während zehn Stunden dem Holzkohlenfeuer ausgesetzt. Zwei Ochsenbrater hatten ihre Ausbildung in München erhalten und bepinselten das rotierende Fleisch unaufhörlich mit Gewürzöl. Die 150-Gramm-Portionen, zusammen mit einem währschaften Bürli, einem Fondor-Streuerli und einer Marianne-Berger-Serviette, fanden nach dem Festumzug reissenden Absatz.

Gemeinde und Kanton übernehmen Maggi-Güter

Den Druck zur Rationalisierung spürte die Gutswirtschaft immer stärker. In allen Betriebszweigen wurde versucht, mit einem Minimum an Leuten ein Maximum an Produktion hervorzubringen. Es wurde eine verbesserte Mechanisierung angestrebt, der erste Mähdrescher im Jahr 1962 angeschafft. Die Maggi-Landwirtschaft kam aber bald in eine kritische Situation, rentierte nicht mehr, und es kam im Jahr 1972 zur Auflösung. Der Bau der Nationalstrasse N1 durchschnitt einen grossen Teil des Landwirtschaftslandes. Eine Ära ging zu Ende. Alfred Sigg (1926–2012) erinnert sich, wie er im Jahr 1953 zur Maggi-Landwirtschaft kam und im ersten Jahr noch mit den Ochsen fuhrwerkte. Im Betrieb waren damals auch noch 13 Pferde. Alfred Sigg war der letzte von vier Fuhrleuten.

Armin Benz (geb. 1936) lebte lange Zeit im «Frohsinn», heute Winterthurerstrasse 3, in Kempththal. Das Haus wurde 1894 erstellt und diente bis 1916 als Wirtschaft. Danach befand sich die Gutsverwaltung bis zur Auflösung an diesem Ort. Armin Benz erzählt:

«Nach der Auflösung der Gutswirtschaft fanden alle 20 «Landwirtschaftler» einen Arbeitsplatz in einer der vielen Produktionsabteilungen der Fabrik. Die Waldungen wurden an die umliegenden Holzkorporationen verkauft. Das übrige Kulturland wurde an den Agronomen Waldemar Zahner aus Truttikon verpachtet. Hans Stürzinger aus Neunforn (TG) bewirtschaftete die Ackerflächen, und Paul Eugster betrieb auf den hügeligen Wiesenflächen eine erfolgreiche Schafzucht mit 800 Tieren. Die Nutzflächen wurden im Laufe der Jahre durch Baulandverkäufe (Eichweid, Chaltenriet, Englescher, Gräbler und Tannenbaumgarten) ständig verkleinert. Sohn Thomas Eugster übernahm die Pacht des restlichen Nutzlandes und baute auf dem Homberg, neben der ehemaligen Direktorenvilla, ein neues Heimwesen. Die landwirtschaftlichen Gebäude im Viehhof wurden im Jahr 2006 abgebrochen, dort unten «im Loch», wo im Jahr 1893 die Maggi-Landwirtschaft ihren Anfang nahm.»

Auch der Berghof an schöner Lage oberhalb des Bahnhofes Kempththal hatte ausgedient. Er wurde im Jahr 1979 samt Gebäudegrundfläche und Umschwung von 48 Aren für 388 000 Franken von der Maggi AG an die Gemeinde Lindau verkauft. Daraufhin konnten die Wohnungen umgebaut und der Scheunenteil den Bedürfnissen der Gemeindewerke angepasst werden. Die Sanierungskosten betragen 983 000 Franken.

Im Jahr 1905 zog Josef Fuchs als Viehzüchter ins Wohnhaus mit der Rinderhütte auf dem Areal des Berghofes ein. Am 1. August 1930 hielt im neu erbauten Berghof mit dem Rindviehstall auch die später weltbekannte Munizucht Einzug. Martin, der Sohn von Josef Fuchs, und Blasius Casutt kamen so in Kontakt mit vielen Einkäufern, Kommissionen und Delegationen auch aus fernen Ländern.

Bereits im Jahr 1928 wurde über die Standortverlegung der Landwirtschaftlichen Schule Strickhof diskutiert. Doch diese blieb bis ins Jahr 1975 in der Stadt Zürich. Erst die Volksabstimmung vom 15. November 1970 stellte konkret die Weichen. Mit 122 165 Ja zu 48 837 Nein wurden der Baukredit und der Landkauf für 37,75 Millionen Franken für einen Neustart des Strickhofes in der Gemeinde Lindau bewilligt. Im darauf folgenden Jahr konnten 73 Hektaren arrondiertes Kulturland und elf Hektaren Wald von der Maggi bzw. Nestlé erworben werden. Das auf dem Irchel in Zürich dadurch freigewordene Land hatte einen Wert von etwa einer halben Milliarde Franken. Ebenfalls auf ehemaligem Maggi-Land angesiedelt sind das Pflanzenwissenschaftliche Institut der ETH und die landwirtschaftliche Beratungsstelle Lindau der deutschschweizer Zentrale für Betriebsberatung.

In Eschikon, wo zuletzt noch der Maggi-Schweinestall beheimatet war, entstanden die neuen Strickhofgebäude. Mit dem Bau wurde im Jahr 1974 begonnen. Der landwirtschaftliche Teil umfasste Kuh-, Mastvieh-, Schweine- und Hühnerställe. Dazu kamen Werkstattgebäude, Garagen, Maschinen- und Lagerräume. Angegliedert sind vier Hektaren Obstbau und eine Gärtnerei. Für die Betriebsangestellten gibt es in weiteren Gebäuden Wohnungen. Am 3. September 1976 fand das grosse Einweihungsfest statt. Dazu führte Otto Wegmann-Baier (geb. 1926) aus Tagelswangen die Prominenz mit der Kutsche, gezogen von seinen Schimmeln, zum neuen Strickhof. Robert Weiss, der Lindauer Gemeindepräsident (1970–1982), hatte die Ehre, neben Bundesrat Ernst Brugger, den Regierungsräten Hans Künzi und Alois Günthard mitzufahren. Der Strickhof, die älteste aller bestehenden landwirtschaftlichen Schulen der Schweiz, feierte am 3. Mai 2003 sein 150-Jahr-Jubiläum in Eschikon.

Drei Kuh-Stärken kämpfen gegen 140-PS-Ungeheuer

Der Gleichberechtigungsartikel war noch nicht in Kraft, als sich Agnes Meier im Jahr 1972 für die Jahresschule anmeldete und damit das Internatsleben zu Veränderungen zwang. Der Strickhof arrangierte sich, anerbote ein Zimmer, das keinen direkten Zugang zum Internat der Burschen hatte, und der Einzug der ersten Jahresschülerin war gesichert. Seither wurde das Angebot für Ausbildung und Weiterbildung ständig den neuen Herausforderungen angepasst und erweitert. Kein einfaches Unterfangen in Zeiten eines schwierigen Wandels von Gesellschaft, Ökonomie und Ökologie.

Fachtagungen und Veranstaltungen rund um die landwirtschaftliche Produktion beleben den Strickhof. Auch viele Besucher aus nicht landwirtschaftlichen Kreisen kamen zu Veranstaltungen, wie etwa im August 1976 zum Wettpflügen mit 46 Kandidaten. Alle in der Schweiz gebräuchlichen Traktoren und Pflüge konnten verwendet werden. Die Hauptattraktion bildete jedoch das dreiköpfige Kuhgespann. Zwischen den Hörnern, mit Blumensträussen aus dem Bauerngarten geschmückt, wurden sie sanft mit der «Geisle» (Peitsche) angetrieben, und mit «hüsch ume Trudle» wurde wieder gewendet. Bewunderung fanden auch der kleine Hürlimann-Traktor mit Jahrgang 1934 und das tipptopp aufgemachte Pferdegespann. Einfacher hatte es der motorisierte Kandidat mit seinem 140-PS-Traktor und dem Dreischarenpflug, eine Sensation in der damaligen Zeit.

Keine Landwirtschaft ohne Zusatzverdienst

Im Frühling 1994 kam es in der Gemeinde Lindau zu einer neuartigen Form der Grüngutentsorgung. Fünf Landwirte übernahmen das Grüngut und legten es in sogenannten Mieten zur Kompostierung an. Das Vorgehen war vertraglich geregelt und vom kantonalen Amt für Gewässerschutz genehmigt. Lindau war die erste Gemeinde im Bezirk, die im grösseren Rahmen Grünabfälle zur Feldrandkompostierung annahm.

Die ersten Anlieferer kamen mit dem Velo, mit dem Leiterwägeli, der Karrette oder nur mit einem Plastiksack, einer kam per Mercedes und einer mit dem Frontlader. Hans Ochsner-Buol (geb. 1943) aus Winterberg war die erste Kontaktperson. Für die vier beteiligten Landwirte bedeutete diese Aufgabe im Dienste der Gemeinde einen Teil eines Nebenerwerbes. Seit her hat sich das Entsorgungssystem gut etabliert, und die Menge hat sich verdoppelt. Neu eingeführt wurde das Anliefern in Grüngutcontainern. Kompost wurde zu einem gefragten Produkt. In Aussicht steht das Einsammeln von sämtlichen kompostierbaren Gütern, die im Endeffekt der Energiegewinnung zukommen sollen.

Keine Nebenarbeit und kein Hobby war der Tabakanbau, der von fünf Landwirten in der Zeit vor 1950 betrieben wurde. Allerdings geschah dies nur während ein paar Jahren und nur auf Flächen zwischen 10 und 20 Aren. Die Produktion verlangte exaktes und arbeitsintensives Werken.



Verarbeiten der Tabakblätter mit der Fädemaschine

Erst im Jahr 1971 begannen Ferdinand und Alice Kuhn aus Winterberg erneut mit dem Tabakanbau. Jährlich pflanzten sie zwischen 40 und 70 Aren Tabak vom Typ «Barley», einer Sorte, welche in der Deutschschweiz angebaut wird. Sie blieben während der ganzen Zeit die einzigen Produzenten in der Gemeinde. Nach 32 Jahren gaben sie dieses Unternehmen auf. Als Gründe nannten sie die anstrengende Arbeit und ihren Eintritt ins AHV-Alter.

Der Güterweg

Eine besondere Geschichte hat ein kurzes Wegstück in Tagelswangen. Der namenlose, sogenannte Güterweg stand dem landwirtschaftlichen Verkehr während über 50 Jahren zur Verfügung. Er wurde südlich und parallel zur Hauptstrasse angelegt und führte von der Wangenerstrasse direkt in die Hofwissenstrasse. Diese Ausweichmöglichkeit ergab sich durch geschicktes Agieren der Zivilgemeinde während dem Ausbau der sehr verkehrsreichen Strasse im Jahr 1950. Somit mussten die Land- und Waldbewirtschafter nicht mehr den grossen schnellen Verkehrsstrom beeinträchtigen. Der Güterweg verschwand im Sommer 2005 für Fahrzeuge und diente fortan den Fussgängern. Der Kanton verbreiterte die Hauptstrasse und baute Einlenker in die Hofwissenstrasse, weil dort neue Wohnbauten entstanden sind.

Die Bewirtschaftung des Waldes

Holzcorporationen entstanden um das Jahr 1840, in einer Zeit, die von politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbrüchen geprägt war. Der Wald mit seinem wichtigen Rohstoff hatte neben der Wasserversorgung in der vormodernen Zeit einen hohen Stellenwert. Jedoch kam es von der aufwändigen Waldpflege bis zur Ernte und deren finanziellen Erträgen regelmässig zu Spannungen zwischen den Waldbesitzern und den Holzkäufern; so etwa zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit dem Siegeszug anderer Rohstoffe wie Elektrizität, Kohle, Öl und Gas bis hin zum Atomstrom.

Unterdessen weidet längst kein Vieh mehr in den Wäldern. Ebenfalls zur Vergangenheit zählt das Sammeln von Brennholz mit dem Leiterwägeli aus

ökonomischen Gründen, wobei Nichtwaldbesitzer während des Zweiten Weltkrieges dazu eine Bewilligung brauchten.

In den Gemeinwerken sorgten jeweils die Teilhaber gemeinschaftlich für die Pflege des Jungwaldes. Im Winter, wenn morgens um halb acht Uhr die Turmglocke läutete, machten sich die Bauern zum Gang in das Gemeinwerk bereit. Ausgerüstet mit Zünikorb und Handwerkzeugen wie Axt, Waldsägen, Kehrhacken, Spalthammer, Keil und Gertel (Hippe) ging es los, zu Fuss, später mit Pferdefuhrwerk und dann mit Traktor und Wagen. Waren die Forstarbeiten zu Ende, gab es den «Chrähaanen», einen festlichen Abschluss rund um ein Feuer, auf dem Würste gebraten wurden. Bei der Arbeit im Gemeinwerk und im Wald waren die Männer unter sich. Nur beim Setzen der Jungpflanzen durften auch Frauen mithelfen.

Die Arbeit im Wald hat sich stark verändert. Heute, mit den tiefen Holzpreisen und den wenigen Landwirten, ist eine effiziente und kostengünstige Bewirtschaftung der Wälder unabdingbar. Forstunternehmer arbeiten nach waldwirtschaftlichen Regeln. Die schweren Vollernter (Vollernter ist die Bezeichnung für eine Maschine, die halbautomatisch Fällung, Entastung und Sortimentsbestimmung durchführt) arbeiten zur Schonung des Bodens von einer mit Ästen ausgelegten Fahrgasse her. So kann der Maschinist die Arbeit beidseits in einer Breite von 12 Metern durchführen.

Für die Bevölkerung wurde der Wald je länger je mehr zu einem beliebten Erholungsraum. Seit 2006 sind die Waldwege auf Gemeindegebiet mit Holztafeln gekennzeichnet, was dem Wanderer und dem Erholungssuchenden die Orientierung erleichtert. Gleichzeitig bietet der Wald den Pflanzen, dem Wild, den Vögeln und Bodentieren den nötigen Lebensraum. 114 private Eigentümer auf Gemeindegebiet bewirtschaften an die 250 Hektaren Wald. Die waldbaulichen Ziele werden vom kantonalen Amt für Landschaft und Natur, Abteilung Wald, gesetzt. Begleitet werden die notwendigen Massnahmen zur Zielerreichung durch einen Förster. Für die Gemeinde Lindau ist der Stadtförster von Illnau-Effretikon zuständig. Holz als nachwachsender Rohstoff gewinnt immer mehr an Bedeutung. Seit geraumer Zeit hat die Zertifizierung nach ISO auch bei der Waldbewirtschaftung Einzug gehalten. Sie beschert den Waldbesitzern mehr Aufwand, aber die Nachfrage nach zertifiziertem Holz ist stark gestiegen. Der Käufer will wissen, woher die Produkte stammen und wie und unter welchen Bedingungen sie hergestellt wurden. Der starke Franken erschwert den Export und den Absatz von einheimischem Holz und erleichtert den Import von Halb- und Fertigprodukten.

Die Holzkorporationen der Gemeinde Lindau

Der Holzkorporation Lindau mit zwölf Teilhabern gehören 30 Hektaren Wald. Auf diesem Gebiet sind die Finnenbahn und der Vitaparcours eingerichtet, die von Schülern des Strickhofes als Projektarbeit erstellt wurden. Unter der Hochspannungsleitung, die quer durch die Gemeinde Lindau geht, ist nur das Pflanzen von Christbäumen gestattet. Bei der Holzkorporation Winterberg sind 13 Teilhaber mit insgesamt 60 Hektaren verzeichnet. Davon befinden sich 10 Hektaren im Meisholz und Steig, in exponierter Hanglage. Dort, in diesem schwer zugänglichen Waldgebiet, machte der Tagelswanger Mauro Tagliaferri (geb. 1953) im Jahr 2005 beim Goldwaschen in einem Bachbett eine sensationelle Entdeckung. Zutage kamen ein unbeschädigter venezianischer Dukaten aus der Zeit um 1350, ein mittelbronzezeitlicher Dolch und ein spätmittelalterlicher Armbrustbolzen.

Im Jahr 1846 zeichnete Wilhelm Friedrich Hertenstein aus Kyburg (1825–1888) als Forstkandidat den Waldbesitz der Korporation Tagelswangen mit 37,4 Hektaren im Masstab 1 zu 2400 auf. Der ganze Waldbesitz und die Bewirtschaftung wurden im Februar 1913 von Forstadjunkt A. von Orelli in einem elfseitigen Dokument festgehalten. Von Orelli, zum kantonalen Forstmeister aufgestiegen, unterzeichnete noch die Forstrechnung 1932 für die Tagelswanger mit seiner sehr schönen alten deutschen Schrift. Diese einzigartige Urkunde hat Max Wettstein-Schellenberg (geb. 1942), Präsident der Holzkorporation Tagelswangen seit 1975, dem Archiv vom Verein LindauLebt übergeben. In Tagelswangen sind 12 ganze und sieben halbe Anteile mit 45 Hektaren verzeichnet. Am 26. Dezember 1999 schädigte der Sturm Lothar eine halbe Hektare. Weitaus gravierender waren später die Einbussen durch den Borkenkäfer auf fünf Hektaren. Übrigens, Wilhelm Friedrich Hertenstein wurde am 21. März 1879 in den Bundesrat und per 1. Januar 1888 zum Bundespräsidenten gewählt. Er verstarb, noch im Amt, am 27. November 1888.

Viele Institutionen sind verschwunden

Die Agrargeschichte zeigt, dass wegen des vermehrten Aufkommens von Importen durch den Schiffsverkehr aus fernen Ländern und durch den Strassenverkehr aus Europa die Preise für Nahrungsmittel ins Wanken

gerieten. Es entstand in den meisten Dörfern ein landwirtschaftlicher Verein und eine Milchgenossenschaft, Letztere als Nachfolgerin der Sennhüttengenossenschaft. Ein solches Zusammentreten verbesserte um 1900 die wirtschaftliche Lage, weil landwirtschaftliche Hilfsmittel günstiger eingekauft und die Produkte besser verkauft werden konnten. Mit der Zeit verschwanden die kleinräumigen Institutionen, und sie wurden in grössere Verbände eingebunden. Überlebt hat die Fleckviehzuchtgenossenschaft Lindau und Umgebung, die im Jahr 1898 gegründet wurde. Bei den sechs Betriebsmitgliedern sind im Jahr 2009 immerhin 260 Herdenbuchtiere registriert. Eine Viehversicherung trat im Jahr 1919 von Gesetzes wegen in Kraft. Als das Obligatorium aufgehoben wurde, löste sich die Viehversicherung Lindau im Jahr 2000 auf.

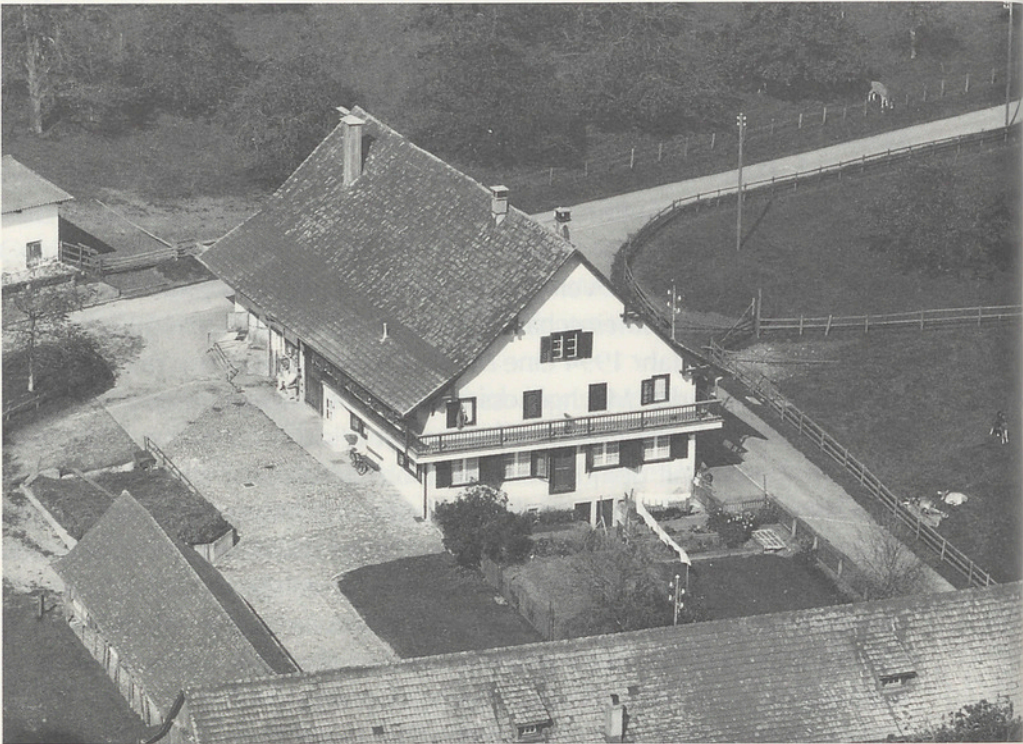
Der Landwirtschaftliche Verein Tagelswangen aus dem Jahr 1893 wurde in eine Maschinengemeinschaft umgewandelt. Zu deren 100-Jahr-Feier organisierte sie im Jahr 1994 eine Mitgliederreise zusammen mit der Holzkorporation und der Milchgenossenschaft ins Bauernmuseum Burgrain bei Alberswil/LU. Die gleiche Gesellschaft reiste im Sommer 2002 zum Freilichtmuseum auf dem Ballenberg. Dort wurden vor allem beim Speicher, der bis zum Jahr 1987 an der Huebstrasse in Tagelswangen stand, die verschiedensten Erinnerungen aufgefrischt. Das Bauwerk mit dem ältesten Teil aus dem Jahr 1534 hatte teilweise bis zu sieben Besitzer. Es wurde vor allem als Brennholzlager, für Kleingeräte sowie auch für Wintervorräte für Menschen und Tiere genutzt. Im Rahmen der Güterzusammenlegung konnten die wirren Verhältnisse bereinigt werden.

Trotz zunehmendem wirtschaftlichem Druck und vermehrten Problemen durch die zugewanderte nichtbäuerliche Bevölkerung sind in der Gemeinde Lindau im Jahr 2009 noch 16 Betriebe verzeichnet. Diese erwirtschaften ihr Einkommen grösstenteils aus der Landwirtschaft. Fünf Milchproduzenten, zwei Mutterkuhhalter, ein Schaf- und ein Schweinezüchter, ein Gemüse- und Obstbetrieb sowie eine Pferdepension beleben die Landschaft. Gesamthaft verzeichnet die Ackerbaustelle Lindau ungefähr 530 Hektaren landwirtschaftliche Nutzfläche.

Das landwirtschaftliche Zentrum

Am 16. Mai 1974 wurde der Grundstein zum neuen Strickhof gelegt. Damit begann für den Weiler Eschikon die Entwicklung von der Bauernsiedlung

zum landwirtschaftlichen Bildungszentrum. Fast gleichzeitig begannen auch die Bauarbeiten am pflanzenwissenschaftlichen Institut der ETH Zürich sowie der landwirtschaftlichen Beratungszentrale für die deutschsprachige Schweiz.



Der alte Gutsbetrieb, wo heute das Schulgebäude Strickhof steht

Mit der Einweihung der drei Institute waren fürs Erste die Bauarbeiten abgeschlossen, doch die Entwicklung blieb nicht stehen. Immer wieder standen und stehen Erneuerungen oder Erweiterungen an. So wurde 2007 der Schweinestall aus dem Strickhofareal zum Holgenbühl ausgelagert. Am gleichen Ort entstand auf privater Basis eine Biogasanlage. Die ETH braucht immer wieder neue Gewächshäuser, und auch bei der Beratungsstelle nimmt der Raumbedarf zu. Der Einwohnerschaft wird ab und zu Gelegenheit geboten, sich bei Veranstaltungen über die Aktivitäten der drei Institutionen zu informieren. Die Behörden stehen positiv zum landwirtschaftlichen Zentrum; die Bekanntheit von Eschikon und Lindau wuchs über die Kantonsgrenze hinaus.

Der Strickhof

Die Landwirtschaftliche Schule Strickhof wurde am 3. Mai 1853 auf dem Strickhof in Oberstrass bei Zürich eröffnet. Die Schule wurde laufend den zeitlichen Bedürfnissen angepasst und entsprechend vergrössert. Aber auch die Stadt Zürich wuchs immer weiter auf die grüne Wiese. Oberstrass wurde in die Stadt integriert. Der unaufhaltsam wachsende Verkehr wurde für die Schule zum Problem. Mit der Projektierung einer Teilverlegung der Universität auf das Strickhofareal wurde eine Verlegung der Schule unvermeidlich. Nach langen Bemühungen konnten 73 Hektaren Kulturland und 11 Hektaren Wald von der Maggi erworben werden. Der Regierungsrat bezeichnete den neuen Standort als ideal.

Nach dem Umzug nach Eschikon stand die Grundausbildung mit der Jahres- und Winterschule im Mittelpunkt. Die Jahresschule hatte die Aufgabe, junge Leute aus nicht landwirtschaftlichen Familien in zweijährigem praktischem und theoretischem Unterricht zu tüchtigen Landwirten auszubilden. Die Winterschule vermittelte den angehenden Bauern mit praktischer Erfahrung in zwei Kursen die erforderliche theoretische Ausbildung. Aber auch Vorbereitungskurse zur Aufnahmeprüfung für das Landwirtschaftliche Technikum in Zollikofen sowie Betriebsleiterkurse als Vorbereitung zur Meisterprüfung konnten besucht werden. Verschiedene Kurse zur beruflichen Weiterbildung wurden ebenfalls angeboten.

Der Wandel in der Landwirtschaft machte auch vor den landwirtschaftlichen Schulen nicht Halt, und verbunden mit dem stetigen Rückgang



Strickhof,
Haupteingang zum
Schulgebäude

der Schüler wurde zu Beginn der 1990er Jahre eine Neuorganisation der Ausbildung unausweichlich. In Eschikon verzichtete man auf die traditionelle Winterschule. Aus der zweijährigen Jahresschule entstand 1996 ein einjähriges Ausbildungsprogramm (Naturwissenschaftliche Berufsmaturitätsschule am Strickhof).

Der Kanton Zürich schloss seine landwirtschaftlichen Schulen in Affoltern am Albis, Bülach und Uster. Wädenswil wurde schon früher geschlossen. Die Ausbildung konzentrierte sich immer mehr auf den Standort Lindau. Die Neuorganisation 1998 der Volkswirtschaftsdirektion hatte zur Folge, dass die drei land- und hauswirtschaftlichen Schulen sowie die Zentralstellen unter dem Namen «Landwirtschaftliche Information, Berufsbildung und Beratung (LIB)» zusammengefasst wurden. Die Leitung unter Marc Kummer hatte dann 2001 die unbeliebte Bezeichnung LIB aufgegeben und der ganzen Abteilung den Namen «Strickhof» gegeben. Somit wurde der Name Strickhof auch auf die Schulen in Wetzikon und Wülflingen transferiert; das Zentrum ist aber in Lindau. Kurz darauf wurde die Ausbildung in Wetzikon aufgegeben. Neu kam in Eschikon nun auch die Fischerei- und Jagdverwaltung dazu.

Das Ausbildungsprogramm des Strickhofs umfasst praktisch alle Bereiche der landwirtschaftlichen Ausbildung, selbst Pferdepfleger, Bereiter und Rennleiter beleben den Strickhof. Selbstverständlich erfolgt auch international ein Erfahrungsaustausch. Die Entwicklung bleibt nicht stehen, so wird auch «unser Strickhof» weiterhin Änderungen, Anpassungen und Umorganisationen unterworfen bleiben.

Die ETH

Das Versuchsgut Rossberg bei Kempththal wurde in den 1930er Jahren von der ETH gepachtet und stand auch als Institut für Pflanzenbau zur Verfügung. Im Zusammenhang mit der Verlegung des Strickhofs nach Lindau konnte die ETH auf dem Areal in Eschikon eine Versuchsstation im Baurecht erstellen. Das Versuchsgut Rossberg wurde in der Folge aufgegeben; auf dem Gelände entstand ein Golfplatz.

Das Institut für Pflanzenwissenschaften, wie es nun heisst, umfasst ein Mehrzweckgebäude mit Unterrichtsräumen, Labors und Büros. Weiter gibt es eine Gewächshaus- und Treibkastenanlage, eine Wetterstation sowie ein landwirtschaftliches Versuchsareal. Die Hauptaufgabe besteht in



ETH Eschikon

der Grundausbildung angehender Ingenieur-Agronomen auf dem ganzen Gebiet des neuzeitlichen Pflanzenbaus. Diese Aufgabe umfasst auch die Notwendigkeit eigener Forschungstätigkeit der Lehrkräfte. Forschungsschwerpunkte sind Abklärungen über pflanzenbauliche Möglichkeiten, Erhaltung der Ertragsfähigkeit des Bodens, Folgen der Umweltfaktoren auf das Pflanzenwachstum und biologischer Landbau. Im Bereich von gentechnisch veränderten Pflanzen öffnete sich ein weiteres riesiges Forschungsgebiet, wobei sich zu Beginn in der Bevölkerung Misstrauen bemerkbar machte. Doch die Verantwortlichen der ETH gaben sich Mühe, die Leute über neue Projekte auf dem Laufenden zu halten.

Die AGRIDEA

Die Schweizerische Vereinigung zur Förderung der Betriebsberatung in der Landwirtschaft (SVBL) hat mit dem Umzug von Küsnacht nach Lindau, nahe den Räumlichkeiten des Strickhofs, auch den Namen etwas angepasst: Landwirtschaftliche Beratungszentrale für die deutschsprachige Schweiz, Lindau (LBL). Nach der Jahrtausendwende wurde der Name ein weiteres Mal geändert zu AGRIDEA (deutschschweizer Zentrale der Vereinigung Agridea). Mit den 1958 geschaffenen gesetzlichen Grundlagen und der Unterstützung des Bundes wurden in den Kantonen Beratungsdienste aufgebaut. Damit konnte auch die Tätigkeit der beiden Beratungszentren für die Deutschschweiz und die Romandie/Tessin (Lausanne) aufgenommen werden. Die enge Zusammenarbeit mit den Kantonen und der Einschluss der rund 40 Mitgliederorganisationen bilden das Kernstück des Bera-

tungssystems. Die Beratungsaufgaben und das Weiterbildungsangebot umfassen alle Gebiete der Landwirtschaft. Zur Zeit des Umzugs nach Eschikon befassten sich die 40 Angestellten vor allem mit Fragen betriebswirtschaftlicher und sozioökologischer Art sowie der Mechanisierung, Gebäudeerneuerung, Raumplanung, Erhaltung der Kulturlandschaft und des Umweltschutzes. Die Aufgaben werden laufend dem Wandel in Landwirtschaft und Gesellschaft angepasst und entsprechend weiter ausgebaut.



AGRIDEA Eschikon

Die ETH sorgt für Unruhe

Was züchtet die ETH eigentlich in ihren Gewächshäusern? Diese Frage stellten sich viele Leute aus der Umgebung von Eschikon, als bekannt wurde, dass die ETH neue Sicherheitsgewächshäuser erstellt. An einer Informationsveranstaltung vom 22. Mai 1991 im Bucksaal versuchten Fachleute der ETH die Bedenken der Bevölkerung zu zerstreuen. Es sind keine «Hochsicherheitsgewächshäuser» sondern «Gewächshäuser mit erhöhter Sicherheit» erstellt worden, wurde berichtet. In den Gewächshäusern würden neuartige, auch transgene Pflanzen gezogen. Damit keinerlei Pollen oder andere Pflanzenteile in die Umwelt gelangen, seien die Gewächshäuser mit einer Unterdruckanlage versehen. Die Zuhörer erhielten noch weitere Informationen über die Arbeit in Eschikon. Es schien, dass die Veranstaltung die Leute diesbezüglich beruhigt hatte. Vermutlich auch, weil die vorgesehene Reststoffdeponie Hohenasp mehr Grund zur Sorge bereitete.

Doch am 4. Januar 2001 gerieten diverse Gemüter langsam in Wallung, als die ETH beim BUWAL ein Gesuch einreichte, um gentechnisch veränderten Weizen in einem Freisetzungsvorhaben testen zu können. Kurz zuvor wurde auch der Gemeinderat vom Projektleiter, Privatdozent Dr. Christof Sautter, über das Vorhaben informiert. Man war sich einig, dass die Bevölkerung von Lindau möglichst bald Anrecht auf direkte Informationen habe. Der Bucksaal war dann am 21. Februar 2001 voll besetzt, als eine Informationsveranstaltung zum vorgesehenen Versuch über die Bühne ging. Dr. Sautter erläuterte den als Grundlagenforschung eingestuften Versuch so, dass er mittels gentechnisch verändertem Weizen den sogenannten Stinkbrand unter Kontrolle bringen möchte. Stinkbrand ist eine weit verbreitete Pilzkrankheit, die jährlich in der Schweiz mit etwa 20 Tonnen Fungizid bekämpft wird.

Ein Vertreter des BUWAL informierte über das bevorstehende Bewilligungsverfahren. Es würde alles daran gesetzt, dass der Versuch absolut keine Spuren in der Umwelt hinterlasse.

Bei der anschliessenden allgemeinen Diskussion meldeten sich vor allem Vertreter von Greenpeace mit Aussagen und Parolen zu Wort. Diese Organisation verteilte vorgängig zur Veranstaltung entsprechende Flugblätter in alle Haushaltungen. Aber auch eine Mehrheit der anwesenden Bevölkerung zeigte ihre Abneigung gegenüber diesem Versuch. Nur wenige äusserten sich positiv. Die schwer verständliche, abstrakte Materie der Genmanipulation sorgte auch in der weiteren Umgebung für Unsicherheit. Die Besucher dieser Informationsveranstaltung waren mehrheitlich gegen den geplanten Versuch.

Wie war nun die Meinung der gesamten Bevölkerung der Gemeinde? Diese Frage zu beantworten, war nicht leicht. Es gab nämlich auch viele positive Stimmen zum Vorhaben, allerdings nicht so lautstarke wie die der Gegner. Im Jahr 1989 war eine eidgenössische Volksinitiative «Zum Schutz von Leben und Umwelt vor Genmanipulation», welche unter anderem die Freisetzung von genetisch veränderten Organismen in die Umwelt verhindern sollte, in der Gemeinde mit einem Neinstimmenanteil von 64 Prozent abgelehnt worden. Unter Berücksichtigung dieses Abstimmungsresultats musste angenommen werden, dass Befürworter und Gegner etwa zwei gleich grosse Lager bildeten. Zum Widerstand aufgerufen hatte eine Gruppe «Lindau gegen Gentech-Weizen». Diese Arbeitsgruppe machte bis zum Ende des Versuchs mit verschiedenen Aktionen auf sich aufmerksam. Sie verlangte vom Gemeinderat, sich gegen den geplanten Versuch zu wehren.

Der Gemeinderat hatte sich mit dem Thema mehrmals auseinandergesetzt und auch mit der Arbeitsgruppe Diskussionen geführt. In einer Stellungnahme gab er bekannt, dass er die vom BUWAL vorgesehenen Massnahmen zur Sicherheit des Versuchs als angemessen betrachte und gegen die Bewilligung nicht rekurriere. Der Versuchsstandort Schweiz und damit auch die ETH Eschikon seien zu unterstützen. Damit erntete der Gemeinderat wie erwartet Beifall und Kritik.

Ende November 2001 wurde das Gesuch vom BUWAL abgewiesen. Die ETH erhob Beschwerde gegen den Entscheid. Diese Beschwerde wurde am 12. September 2002 gutgeheissen und das BUWAL angewiesen, das Gesuch zu bewilligen und die notwendigen Bedingungen und Auflagen festzulegen. In der Folge erhoben Besitzer der umliegenden Felder gegen den Entscheid Beschwerde. Ein juristisches Geplänkel nahm seinen Lauf. Der Beschwerde wurde die aufschiebende Wirkung entzogen. Ein Weiterzug an das Bundesgericht bewirkte am 12. März 2003 die Aufhebung des Entzugs der aufschiebenden Wirkung wegen verfahrenstechnischer Mängel. So musste kurz vor der Aussaat der Versuch gestoppt werden.

Kurz vor Sistierung dieser Bewilligung machten etwelche Versuchsgegner von sich reden. In einer Blitzaktion drangen sie mit Traktor und Wagen auf das Gelände der ETH ein, schnitten das Gehege des Versuchsfelds auf und bedeckten die Versuchsfläche mit einer Wagenladung Mist.

Der 13. Juni 2003 war für die Anstösser ein Zwischenerfolg; ihre Beschwerde wurde gutgeheissen und das Gesuch zur erneuten Auflage und Beurteilung ans BUWAL zurückgewiesen. Anschliessend reichte die ETH ein weiteres überarbeitetes Gesuch ein. Das Anliegen wurde verschiedenen Ämtern und Kommissionen zur Stellungnahme zugestellt. Das Gesuchsdossier wurde beim BUWAL und auf der Gemeindeverwaltung Lindau zur Einsicht aufgelegt. Gegen den Freisetzungversuch wurden drei Einsprachen eingereicht, je eine von der Arbeitsgruppe «Lindau gegen Gentech-Weizen», von einem Ehepaar aus Kleinikon zusammen mit IP Schweiz sowie von Greenpeace Schweiz. Die Einsprachen blieben jedoch ohne Erfolg.

Nach Erwägungen und Beurteilungen von rechtlichen Grundlagen, Umweltschutzgesetzen, Anliegen der Ethikkommission und verschiedener Erlasse wurde das Gesuch für die Freisetzung von gentechnisch verändertem Weizen mit vielen Auflagen und Bedingungen schliesslich bewilligt.

Zur Überwachung des Freisetzungversuchs setzte das BUWAL eine Begleitgruppe ein. Diese Gruppe wurde von einer Vertreterin des BUWAL geleitet. Ein Vertreter des AWEL, zwei unabhängige Experten aus der Bio-

logie sowie der Gemeindepräsident der Standortgemeinde Lindau waren die weiteren Mitglieder. Die Begleitgruppe hatte die Aufgabe, die Durchführung des Freisetzungsvorgangs zu überwachen. Insbesondere war zu kontrollieren, dass alle Vorschriften, Auflagen und Bedingungen für den Versuch eingehalten wurden. Über die Ergebnisse war dem BUWAL Bericht zu erstatten. Ebenfalls bestand die Aufgabe, bei ausserordentlichen Ereignissen die Einhaltung von Notfallkonzept und Biosicherheit zu überwachen. Am 18. März 2004 wurde auf der mit Maschendraht eingezäunten, mit Vogelnetz überdeckten und mit im Boden versenkten Blechen versehenen Versuchsfläche der ominöse Weizen gesät, oder besser gesagt, abgezählte Körner genau nach Plan in den Boden gesteckt. Nicht keimende Körner mussten wieder ausgegraben werden. Die eigentliche Versuchsfläche war noch mit einem zwei Meter breiten Streifen mit normalem Sommerweizen umgeben. Der Zweck dieser Mantelsaat war, bei unvorhergesehenen Ereignissen eine Auskreuzung zu minimieren. Das Areal wurde dauernd überwacht, nachts mit Wachmann und Hund. Der frühe Morgen des 26. März 2004 war für den Wachmann ein Horror. Er konnte nicht verhindern, dass eine grosse Übermacht von gegen 40 Greenpeace-Aktivisten in das Gelände der ETH eindrangen und sich an der Absperrung des Versuchsfeldes festketteten. Vororientierte Fernseh- und Radioreporter waren



Eine «sanfte» Störaktion gegen den Versuch

vor der Polizei zur Stelle. Die Polizei beschränkte sich nach Absprache auf die Feststellung der Identität der Demonstranten und verhinderte damit eine Eskalation der Situation. Etwa die Hälfte der Demonstranten stammte aus dem Ausland, und diese erweckten den Eindruck, dass sie einschlägige Erfahrung mitbrachten. Es blieb den ganzen Tag über ruhig. Man liess die Leute gewähren; nur wer sich vom Gehege löste, wurde vom Gelände weggewiesen. Die Versuchsfläche wurde über die ganze Zeit nie betreten, nur das Gehege wurde beschädigt und das Umfeld verschmutzt. Im Einvernehmen mit der ETH zog sich gegen Abend die Polizei zurück. Bald darauf zogen auch die Aktivisten friedlich ab. Die biologische Sicherheit des Versuchs wurde nicht gestört. Als Folge wurde die Bewachung des Areals verstärkt.

Der Weizen keimte, doch bereits am 1. Mai versuchte wieder eine grössere Gruppe auf das Gelände einzudringen, aber die schnell alarmierte Polizei konnte rechtzeitig eingreifen.

Am Sonntag, 6. Juni, veranstalteten die Biobauern eine bewilligte Grossdemonstration mit gegen 800 Besuchern. Der Anlass erinnerte an eine gemütliche Chilbi und verlief friedlich, bis gegen Abend eine grössere Gruppe, die nicht zu den Biobauern gehörte, zweimal versuchte, mit einem Traktor ins ETH-Gelände einzudringen. Ein grösseres Polizeiaufgebot, das den ganzen Tag unsichtbar bereitstand, konnte die Angriffe mit entsprechenden Mitteln verhindern.

Bis zum Ende des Freisetzungsversuchs gab es vor allem nachts immer wieder kleinere Störaktionen, vermutlich auch von einer Gruppe von Gegnern, die etwa einen Monat lang in einem kleinen Zeltlager nördlich des ETH-Geländes wohnten. Ende Juli wurde der Versuch beendet. Alle nicht mehr für das Labor benötigten Pflanzenreste sowie die Mantelsaat wurden in doppelten Plastiksäcken unter Aufsicht der Begleitgruppe direkt in den Verbrennungsofen der KVA geworfen. Es folgten die Nachbehandlung des Bodens und die Auswertung des Versuchs.

Die Begleitgruppe kam zum Schluss, dass die physische und die biologische Sicherheit des Freisetzungsversuchs immer gewährleistet war. In Eschikon kehrte wieder Ruhe ein, und die ETH konnte ihren Forschungsauftrag in Ruhe weiterführen.

Knatsch um einen Obstgarten in Grafstal

«Wir mussten den Sitzplatz im Garten einige Male fluchtartig verlassen, um ein eben begonnenes Mittagessen frei von Spritznebeln beenden zu können», so die Aussage eines Gräbler-Anwohners im «Zürcher Oberländer» vom Februar 1989, nachdem ein langer Streit ein Ende fand. Das Gebiet Gräbler zwischen Dorfstrasse und Schwimmbad, heute eine Wohnsiedlung, brachte in den 1980er Jahren die Gemüter in Wallung. Auf den rund viereinhalb Hektaren Land hatte die Besitzerin Maggi AG etwa um 1950 einen Obstgarten angelegt. Mit der Auflösung der Maggi-Gutswirtschaft führte der bisherige Betreuer den Obstgarten auf eigene Rechnung weiter. Die etwa 1500 Bäume wurden regelmässig mit damals üblichen, auch kupferhaltigen Pflanzenschutzmitteln behandelt. Dass die Anwohner am Obstgarten je nach Windverhältnissen ab und zu etwas vom Sprühnebel abbekamen, war nicht zu vermeiden.

Die Probleme begannen 1975, als ein Arzt bei einer Anwohnerin Schilddrüsenprobleme feststellte und als Ursache die Spritzmittel bezeichnete.



Das weckte Emotionen

Einige der Betroffenen wollten die Belästigungen durch Sprühnebel nicht weiter hinnehmen und begannen sich zu wehren. In der Folge, auch auf Druck der Gesundheitskommission, wurde mit dem Bewirtschafter eine Vereinbarung getroffen. Die erste Baumreihe bei den Wohnhäusern durfte nicht mehr, die zweite Reihe nur reduziert und nach Absprache gespritzt werden. Über die genaue Auslegung und Einhaltung der Vereinbarung waren Anwohner und Bewirtschafter nicht immer und je länger desto weniger gleicher Meinung. Zehn Jahre später wurde eine zweite Vereinbarung getroffen, sodass ab 1. Januar 1988 nur noch nach den Richtlinien und Ratschlägen des Forschungsinstituts für biologischen Landbau in Oberwil BL gespritzt werden durfte. Diese Vereinbarung wurde aber nicht eingehalten. Die Maggi AG als Landbesitzerin war nicht einverstanden und rückte in einem Schreiben von der Vereinbarung ab, worauf ein Anwohner beim Bezirksgericht klagte. Das Gericht bestätigte am 11. Februar 1988 aber die Richtigkeit dieser «biologischen Vereinbarung» und verlangte vom Pächter des Obstgartens deren Einhaltung. Die Maggi AG reichte Rekurs ein und forderte, ihrem Unterpächter sei es zu gestatten, die Obstanlage wie bisher nach Vorschriften der kantonalzürcherischen Zentralstelle für Obstbau zu bewirtschaften. Das Obergericht des Kantons Zürich wies den Rekurs ab und bestätigte in allen Teilen, was das Bezirksgericht verfügt hatte. Nach reiflicher Überlegung wurde der Fall von der Maggi AG aus Prestige- und Vernunftgründen nicht mehr weitergezogen.

Die angepflanzten Obstsorten eigneten sich zum grossen Teil schlecht für eine biologische Behandlung, und die Bäume hatten schon ein respektables Alter. Eine Neupflanzung mit jungen Bäumen machte wenig Sinn, da das Land in der Bauzone liegt. Somit war das Schicksal der Obstkultur besiegelt. Anfang 1989 wurden alle Obstbäume gefällt, erst die Kronen abgeschnitten, später dann die Strünke ausgerissen. Die zerstörte Obstkultur bot ein tristes Bild und führte im Dorf zu verschiedenen emotionalen Diskussionen. Es sollen sich sogar gewisse Leute nicht mehr gegrüsst haben. Doch als dann im Frühjahr Schafe auf dem begrüneten Abhang weideten, beruhigten sich die Gemüter wieder. Der Obstbauer verlor seine Existenz und zog weg. Das zum Obstgarten gehörende Wohnhaus, das sogenannte Notterhaus, kaufte die Gemeinde und baute später auf dem Land eine grosse Turnhalle.

Um die Jahrtausendwende herrschte in Grafstal ein grosser Bauboom. So wurden auch im Gräbler die weidenden Schafe laufend durch neue Wohnhäuser ersetzt.

Güter werden zusammengelegt

Wie alle Gewerbebezüge unterliegt auch die Landwirtschaft laufend Veränderungen. Im 19. Jahrhundert war sie noch kleingliedrig strukturiert. Bedingt durch Erbgang, Zukauf oder Zusammenlegung wurden die verbleibenden Betriebe laufend grösser, die Anzahl Landparzellen stieg. Meist waren diese Parzellen über ein grösseres Gebiet verstreut. Mitte des 20. Jahrhunderts waren Landwirtschaftsbetriebe mit bis zu 40 Parzellen keine Seltenheit. Logisch, dass solche Höfe nicht sehr effizient zu bewirtschaften waren. So gelangten die Bauern, vertreten durch den damaligen Landwirtschaftlichen Verein an den Lindauer Gemeinderat mit dem Ersuchen, eine Güter- und Waldzusammenlegung zu prüfen und einzuleiten. Der Gemeinderat befasste sich mit dem Anliegen und konsultierte die kantonale Volkswirtschaftsdirektion. Diese unterstützte das Vorhaben, und so wurde entschieden, eine integrale Melioration (Massnahmen zur Bodenordnung, d.h. Änderung von Grenzen, Flurbereinigung) durchzuführen. Im Meliorationsunternehmen Lindau waren auch alle Nachbargemeinden, die Grundstücke im Grenzgebiet besaßen, eingebunden. Das war eine gesetzliche Vorschrift.

Am 28. Juli 1955 wurde in der Kirche Lindau die Meliorationsgenossenschaft Lindau gegründet. Der amtierende Gemeindepräsident, Otto Keller-Wegmann aus Kleinikon, wurde als Vertreter des Gemeinderates zum Präsidenten der Genossenschaft bestimmt. Die grosse Arbeit des Aktuars übernahm der damalige Gemeindeschreiber Hans Huber. Nebst Otto Schmid als Kassier wurden weitere sechs Mitglieder in den Vorstand gewählt. Das Projekt wurde durch das ehemalige Ingenieur- und Geometerbüro Werffeli, Effretikon, erstellt und begleitet. Die Oberaufsicht hatten das kantonale Landwirtschaftsamt und das Oberforstamt, welche ihre Fachkräfte zur Verfügung stellten.

Zur Gründungsversammlung waren alle Grundeigentümer, deren Grundstücke im «Verbesserungsgebiet» lagen, eingeladen. Eine bemerkenswerte Eigenart der Abstimmung über die Vorlage legte das Landwirtschaftsgesetz fest: es galt nicht die persönliche Stimme, sondern als Stimmenanteil zählte jeweils die Gesamtfläche des Grundeigentums. Der nicht anwesende Grundeigentümer galt mit der Fläche seines Grundeigentums als Ja-Stimme. Das komplexe Verfahren zur Feststellung der Zustimmung oder Ablehnung dauerte über eine Stunde. Doch dann konnte die grossmehrheitliche Zustimmung zum Projekt bekannt gegeben werden.

Vorerst mussten die Arbeiten zurückgestellt werden, weil das Trasse der Autobahn N1 noch nicht definitiv feststand. 1960 begann dann der langwierige Prozess. Als Erstes musste der Besitzstand jedes Grundeigentümers ermittelt werden. Dann erfolgte die Einschätzung der Wertklassen des Bodens; die Waldparzellen wurden nach forstlichen Usanzen bewertet. Gegen die Ergebnisse dieser Bonitierung (Bodenschätzung) gingen zahlreiche Einsprachen ein, die aber alle bereinigt werden konnten. Nach dieser Bewertungsphase begann die Neuzuteilung, eine technisch nicht so einfache Arbeit des Ausführungsingenieurs. Das für Flur- und Waldwege benötigte Land erwarb die Meliorationsgenossenschaft von den Eigentümern durch einen prozentualen Abzug am Bonitätswert.

Der Entwurf lag während 14 Tagen zur Einsicht auf. Selbstverständlich durfte nicht erwartet werden, dass alle mit dem Vorschlag einverstanden sein würden. Schliesslich gingen über 100 Änderungsbegehren ein. Mit Gesprächen, Erklärungen und Besichtigungen konnten bis auf drei alle Begehren bereinigt werden. Die drei restlichen wurden durch ein Schiedsgericht entschieden und von den Betroffenen akzeptiert.

Vom Gemeindeteil Tagelswangen mussten auch drei Bauernbetriebe wegen nicht mehr zeitgemässen Anlagen ausgesiedelt werden. Dadurch entstanden die Siedlungen Birchhof, Hinterwis und Schoren.

Der Erfolg der Güterzusammenlegung war beachtlich. Ein Betrieb verringerte die Parzellenzahl von 40 auf 5, ein anderer von 20 auf 3. Die Reduzierung der Parzellen aller Betriebe lag in ähnlichem Rahmen.

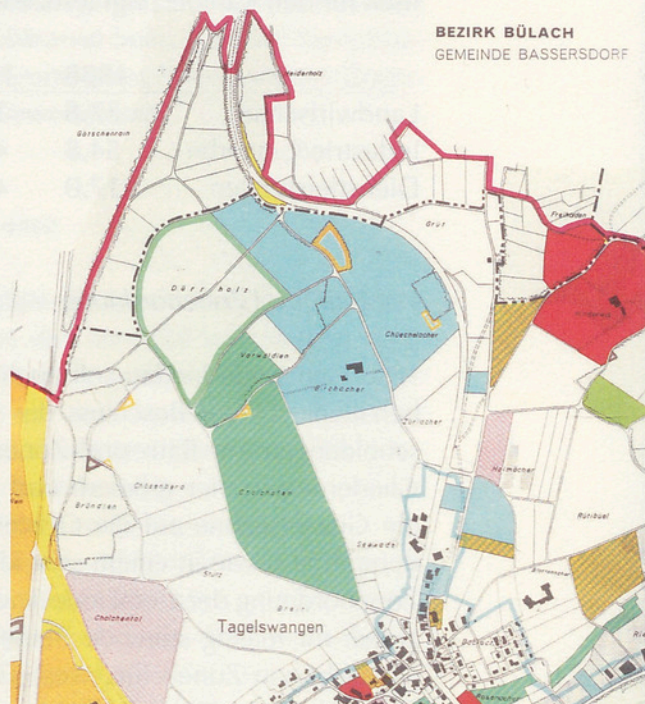
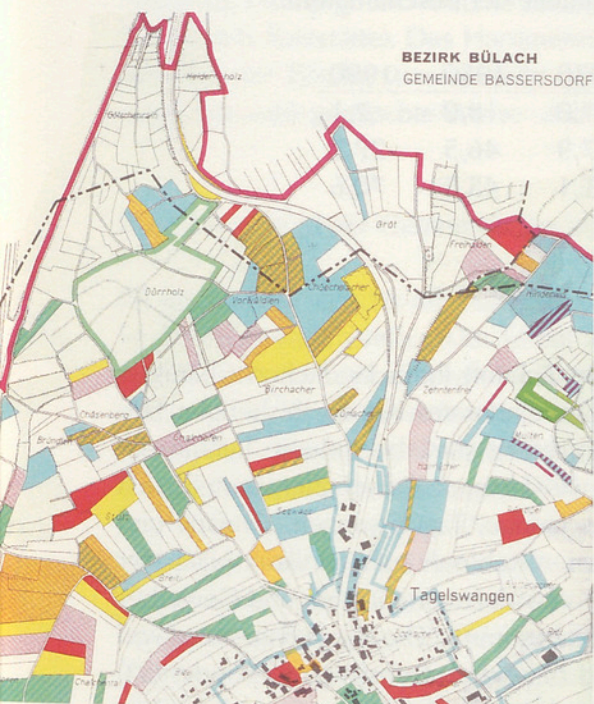
Das Ganze war nicht gratis zu haben. 1975 wurde abgerechnet. Nach Abzug der Kosten blieb noch ein Betrag von 3,08 Millionen Franken offen. Der Kanton übernahm 37 Prozent und der Bund 30 Prozent dieses Betrages. Der Rest ging auf Kosten der Grundeigentümer, entsprechend dem Wert der bearbeiteten Parzellen. Diese hatten während den vergangenen acht Jahren entsprechende Beiträge zu zahlen. Zur Entlastung der Bauern bewilligte die Gemeindeversammlung am 8. Januar 1956 einen Beitrag von 220 000 Franken und am 11. Juli 1969 weitere 143 000 Franken.

Als Rechtsnachfolgerin der Meliorationsgenossenschaft wurde am 25. April 1978 die Unterhaltsgenossenschaft gegründet. Sie ist verantwortlich für den Unterhalt der Meliorationsanlagen, das heisst der Flur- und Waldwege sowie der Entwässerungsanlagen. Für diesen Unterhalt steht das geerbte restliche Vermögen der Meliorationsgenossenschaft zur Verfügung, darüber hinaus haften die Grundeigentümer des Einzugsgebiets solidarisch. Für das öffentliche Interesse an gut unterhaltenen Flur- und Waldwegen

unterstützt die politische Gemeinde die Unterhaltsgenossenschaft fortan mit einem jährlichen Beitrag von 15 000, ab 2013 mit 35 000 Franken.

Zu Beginn der Melioration war in weiten Kreisen der bäuerlichen Grundeigentümer einiges an Skepsis zu verspüren. Mit Genugtuung konnte man feststellen, dass im Laufe der Zeit die Skepsis gegenüber dieser grossen Aufgabe einer allgemeinen Anerkennung wich. Die Zustände von früher wollte niemand mehr zurückhaben.

Im Anschluss an die Gesamtmelioration wurde die ganze Gemeinde genau vermessen. Diese Grundbuchvermessung erfolgte auf Anweisung der staatlichen Stellen, die dann zur Einführung des eidgenössischen Grundbuchs für alle Grundstücke auf Gemeindegebiet führte.



Stückelung vor und nach der Güterzusammenlegung (z.B. Tagelswangen)

4. Die Gemeinde Lindau und das Gewerbe

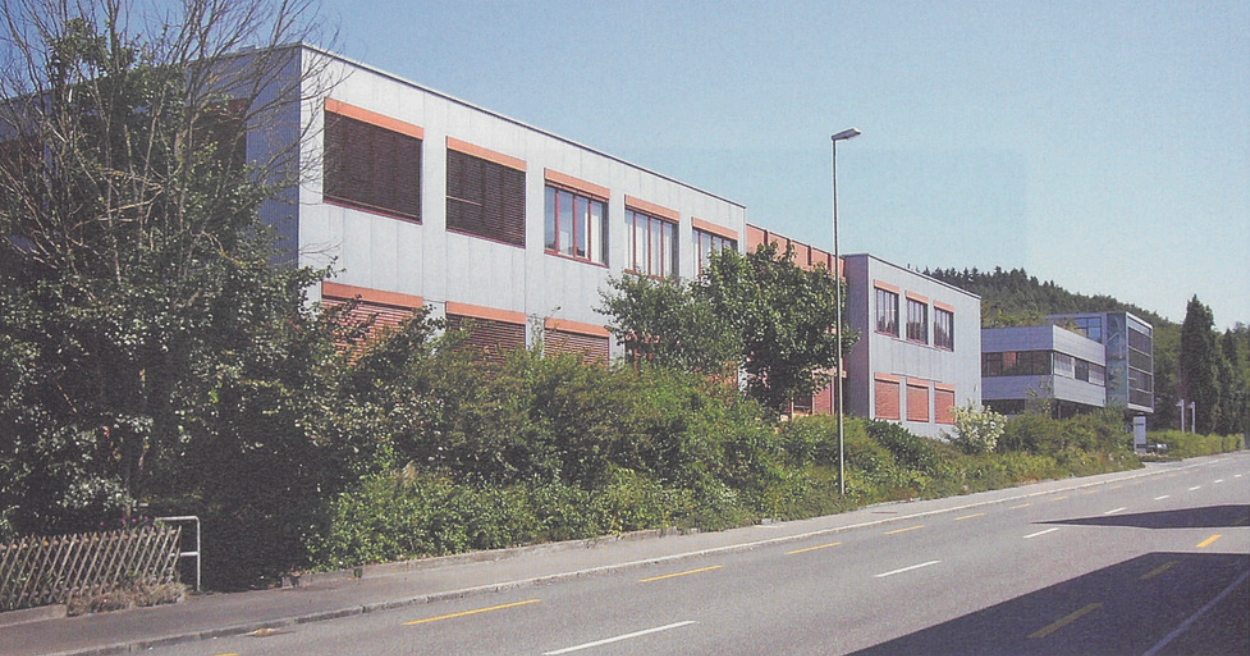
Gute Verkehrswege und öffentliche Verkehrsmittel sind wichtige Voraussetzungen für die Entwicklung einer Gemeinde. Der Blick auf die Schweizerkarte zeigt die verkehrstechnisch hervorragende Lage der Gemeinde Lindau. Mit den öffentlichen Verkehrsmitteln sind Zürich, Winterthur und der Flughafen in weniger als 30 Minuten erreichbar. Dank dem Anschluss südlich von Grafstal ist man in wenigen Minuten auf der Autobahn. Trotz dieser zentralen Lage prägt das Ländliche nach wie vor die Gemeinde. Mit einer Fläche von 1196 Hektaren gehört sie zu den grösseren Gemeinden des Kantons. Rund die Hälfte der Fläche ist landwirtschaftliches Kulturland, ein Fünftel ist besiedelt. Der Erholungsraum und die Anlagen für sportliche Aktivitäten sind attraktiv. Ende 2011 zählte die Gemeinde 5080 Einwohner. Davon waren 1921 Personen berufstätig. Von 2001 bis 2011 wuchs die Einwohnerzahl der Gemeinde Lindau um 23,8 Prozent.

Die Erwerbsstruktur im Kanton und demzufolge auch in der Gemeinde Lindau hat sich im 20. Jahrhundert stark verändert, wie nachstehende Statistik für den Kanton zeigt (Prozentanteile der Beschäftigten):

	1888	1930	1950	1990
Landwirtschaft	27,8	11,0	8,0	2,1
Industrie/Gewerbe	54,8	47,9	46,5	27,2
Dienstleistungen	17,0	41,1	45,5	70,6

Die Bau- und Zonenordnung

«Die Gemeinde Lindau soll auch in Zukunft ihren ländlichen Charakter behalten.» Dieser Beschluss des Gemeinderates hat die bisherigen Entscheidungen zur Bau- und Zonenordnung stark beeinflusst. Infolge der Gliederung in vier grössere und zwei kleinere Ortschaften verteilt sich die Gewerbezone auf die Ortsteile Lindau, Tagelswangen, Grafstal und Kempththal sowie in einem sehr kleinen Rahmen auf Kleinikon. Nach der Zonenordnung der Gemeinde sind Industriezonen für stark und Gewerbebezonen für mässig störende Betriebe bestimmt. Die Gewerbebezonen sind ausserdem in Zonen für zwei- (G2) bzw. dreigeschossige Gebäude (G3) unterteilt. Die einzige Industriezone liegt an der Kempt zwischen dem Bahnhof Kempththal und der Grenze zu Illnau-Effretikon. Gewerbebezonen



Gewerbe in Tagelswangen

befinden sich in Lindau (Rigacher), in Tagelswangen (Hospüri, Hinterdorf, Neustadt, Dreispitz und Riet), in Grafstal/Kemptthal (Hof, Zehntenfrei und Seltenbach-Raststätte). Das Hammermühleareal beim Bahnhof Kemptthal (westlich der Zürcherstrasse) bleibt auf Grund eines Entscheids des Regierungsrates eine gemischte Wohn- und Gewerbezone.

Das Gewerbe in der Gemeinde Lindau einst

Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts prägte die Landwirtschaft das Leben in der Gemeinde Lindau. Der Ertrag aus den zum Teil sehr kleinen Bauernhöfen konnte jedoch manche Familie nicht ernähren. So erwirtschafteten 15 bis 20 Prozent der Haushalte auf dem Lande ihr Auskommen ganz oder teilweise im traditionellen Handwerk und Gewerbe. Fuhrleute, Gerber, Küfer, Maurer, Metzger, Müller, Rechenmacher, Schmied, Schneider, Tischmacher, Wagner, Wannemacher und Zeinenmacher waren die geläufigsten Berufe. Das Handwerk war stark in der ländlichen Gesellschaft eingebunden. Viele Männer und Frauen fanden aber auch in den Spinnereien und Webereien an der Kempt oder mit Heimarbeit einen zusätzlichen Verdienst. Zum Unterhalt der meistens vielköpfigen Familien mussten alle beitragen, auch Kinder. Die Belastung war vor allem für die Frauen sehr gross, hatten sie doch neben der Heimarbeit noch den Haushalt zu führen

und die Kinder zu erziehen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass es oft zu Streitereien, Trennungen und Scheidungen kam, meistens aus ökonomischen Gründen.

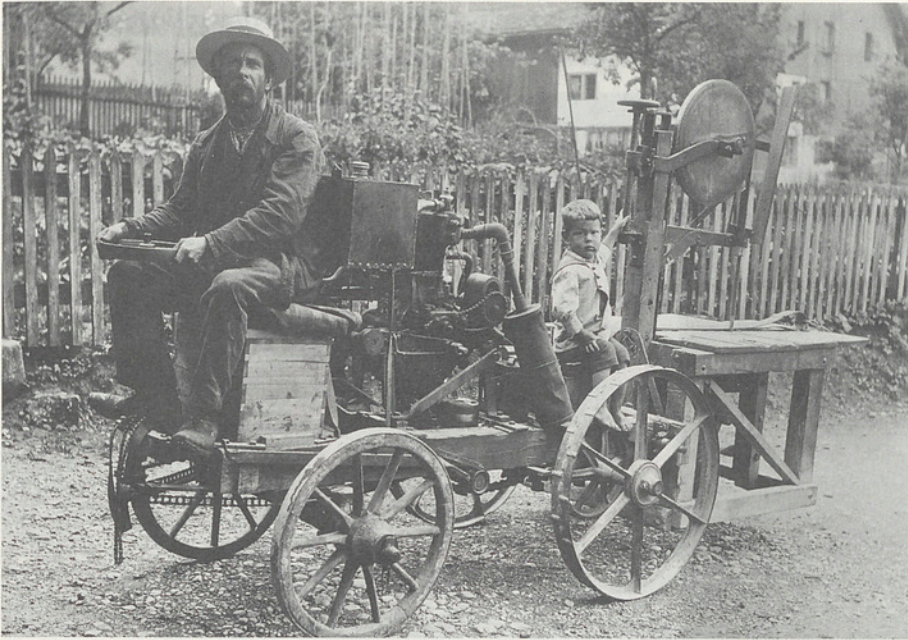
In der Gemeinde Lindau lebten viele Personen mit dem gleichen Namen. Zur eindeutigen Identifikation wurde der Name vielfach mit der Bezeichnung der Nebentätigkeit ergänzt, wie zwei Beispiele zeigen: Ruedi der Gerber, Wagner Dölf. Andere wiederum liessen, wie Hans Jakob Kuhn in Grafstal, seinen Beruf als Wannmacher in einem Balken am Hauseingang festhalten. Besonders gefordert waren die Wagner, denn im 19. Jahrhundert wiesen die Strassen viele Löcher auf. Rad- und Achsenbrüche gehörten zur Tagesordnung. Fuhrleute und Bauern waren deshalb froh um einen Wagner, der sofort zur Hand ging. Waren die Gewerbetreibenden früher in der Nähe ihrer Kunden, so spielte die Distanz mit dem Aufkommen des Automobils keine wesentliche Rolle mehr. Das zeigt ein Beispiel aus der Geschichte des Gasthauses Frieden in Grafstal.

Ulrich Leuenberger, der Besitzer des Gasthofs Frieden, führte neben dem Gasthof noch eine Mosterei und eine Limonadenproduktion. Most und Brauselimonade schenkte er nicht nur im eigenen Betrieb aus, sondern verkaufte sie auch an Private und Restaurants in der näheren Umgebung. Im Jahr 1928 übernahmen seine jüngste Tochter Hermine und deren Ehemann Eugen Jenni, von Beruf Mechaniker, den Gasthof. Eugen Jenni kaufte als Erstes einen Lieferwagen und konnte somit ohne grossen Zeitaufwand Most und Brauselimonade bis nach Zürich liefern.

Auch andere Gewerbetreibende in der Gemeinde Lindau haben sich schon früh durch Innovationen hervorgetan. In den 1930er Jahren fielen zwei Tagelswanger, Gustav Wegmann (1883–1941), genannt Labbi Guschti, und Adolf Wegmann-Rüfenacht (1901–1988), bekannt als Wagner Dölf, mit revolutionären Erfindungen auf.

Labbi Guschti war Kleinbauer, aber vor allem, und das mit Leib und Seele, ein Tüftler, ein unermüdlicher «Chlütterli». Er war der Erste weit und breit, der einen Motormäher und eine fahrbare Bandsäge konstruierte und mit diesen Maschinen Lohnarbeiten ausführte. So konnte er mit seinem Nebenerwerb zusätzliches Einkommen generieren. In seiner Schmiede fühlte er sich als kleiner Erfinder wohl. Wegen der Verbreiterung der Hauptstrasse wurde seine «Budik» um das Jahr 1950 abgerissen. Bestehen blieb das Haus, wo sich heute die Garage Steiner befindet.

Adolf Wegmann absolvierte bei seinem Vater eine Lehre als Wagner. Für die Gemeinde besorgte er, wie vorher sein Vater, Särge und das Einsargen.



Labbi Guschi

Er stellte ausserdem Wagnerartikel und Leitern her; daneben verfertigte er Holzskis und Hockeystöcke. Vor allem war er für die Bauern da. Ging in der Landwirtschaft etwas kaputt, hiess es weit herum: «Gang nur zum Wagner Dölf, dä flickt's scho!» Seine aus Holz hergestellten Räder liess er vom Schmied Ehrensperger mit Eisenreifen binden, so der Fachausdruck für eine einstige Schmiedekunst. Die Herstellung der Räder und das Binden der Eisenreifen verlangten viel Fingerspitzengefühl, ein geübtes Auge und sehr gute Kenntnisse der verwendeten Materialien und deren Verhalten auf äussere Einflüsse wie Nässe, Hitze und Kälte.

Zusammen mit seinem Nachbarn Hans Ehrensperger-Bertschinger (1904–1957), der Schmied war, verhalf Adolf Wegmann den Bauern zu einem angenehmeren Alltag. Die beiden stellten an der Landesausstellung 1939 in Zürich zwei luftbereifte Pneuwagen aus und erregten damit grosses Aufsehen. Die Zeit der rumpelnden, eisenbereiften Brückenwagen war vorbei. Auch der Schmied musste fortan keine Holzräder mehr mit Eisenreifen versehen. Adolf Wegmann führte die Wagnererei in dritter Generation während fast fünf Jahrzehnten. In den 1950er Jahren überzeugte der Vertreter einer Pneuabrik Adolf Wegmann, ins boomende Geschäft mit den Automobilisten einzusteigen. Daraus entstand im Laufe der Jahre das

über die Grenzen der Gemeinde hinaus bekannte Pneuhaus Wegmann, das heute von Ernst Wegmann in zweiter Generation geführt wird.



Das patentierte Rad fand an der Landesausstellung 1939 Beachtung

Jakob Langhardt betrieb seit 1907 in der Sägissee zwischen Kempththal und Winterberg eine Schmiede. Er arbeitete für die Bauern der Gegend und vor allem für die Gutswirtschaft Maggi. Die Schmiede wurde 1954 stillgelegt. Für einige Jahre beherbergte sie noch das Malatelier von Kunstmaler Gerster. Schliesslich musste die Werkstatt mit dem Bau der Autobahn weichen. Das grosse Wohnhaus ist geblieben. Einige Jahre lang erinnerte eine Bushaltestelle noch an die Sägissee. In der Zwischenzeit gibt es auch diese nicht mehr.

Maggi-Nahrungsmittelfabrik in Kempththal

Die Gründung und der Ausbau der Maggi-Nahrungsmittelfabrik in Kempththal haben das Leben in der Gemeinde Lindau nachhaltig verändert. Für die Produktion ihrer Rohstoffe Gemüse und Fleisch benötigte sie Kulturland. Viele Bauern verkauften ihre kleinen landwirtschaftlichen Betriebe an die Maggi. Als Gegenleistung erhielten sie einen Arbeitsplatz, entweder in der Fabrik oder auf dem landwirtschaftlichen Betrieb (Gutsbetrieb).

Eine Bauerngemeinde wurde zu einer Gemeinde von Bauern und Fabrikarbeitern. Dieser Wandel trifft vor allem auf Grafstal zu, wo die Firma Maggi viele Wohnungen für ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen aus der Innerschweiz und dem Ausland erstellen liess. Kurz nach Mitte des letzten Jahrhunderts – Maggi AG hatte im Dezember 1947 mit der Nestlé S.A. fusioniert – löste diese den Gutsbetrieb auf und kaufte die Rohprodukte bei in- und ausländischen Lieferanten ein. Das nicht mehr benötigte Kulturland wurde verpachtet oder verkauft. Infolge der Globalisierung und der Verlegung von Teilen der Produktion an andere Standorte in der Schweiz und im Ausland nahm die Anzahl der Mitarbeiter kontinuierlich ab. Im Jahr 2002 kam das endgültige Aus. Die Nestlé S.A. verkaufte die Fabrikanlage an die Givaudan S.A., die wenige Jahre später Teile ihrer Produktion aus Kostengründen ins Ausland verlegte.

Das Gewerbe in der Gemeinde Lindau heute

In unserer Gemeinde haben sich rund 150 Unternehmen niedergelassen, von der Weltfirma bis zum Einmannbetrieb. Sie sind für die Gemeinde vor allem als Arbeitgeber von grosser Bedeutung. So mancher Arbeitnehmer träumt heute von einem Arbeitsplatz am Wohnort. Wer möchte nicht dem täglichen Kampf um einen Sitzplatz im Bus oder Zug oder dem Stau auf der Strasse aus dem Wege gehen? Wer möchte nicht seine Freizeit lieber zu Hause oder bei einer sportlichen oder anderen Tätigkeit verbringen als im Stau oder im überfüllten Zug? Das Gewerbe bietet nicht nur Arbeitsplätze an, sondern engagiert sich auch in der Ausbildung von Lehrlingen und Praktikanten. Rund 40 Lindauer Betriebe bilden um die 60 Lehrlinge aus. Damit leisten sie einen wesentlichen Beitrag für unsere Gesellschaft, für unsere Gemeinde und für den Werkplatz Schweiz.

Aber auch als Steuerzahler ist das Gewerbe für die Gemeinde Lindau wichtig. In guten Zeiten – von ca. 1970 bis 2000 – erreichte der Anteil der Unternehmenssteuern 30 Prozent des Steueraufkommens der Gemeinde Lindau. Bis 2005 sank dieser Anteil durch den Wegzug namhafter Firmen auf unter 10 Prozent. Deshalb hat der Gemeinderat das Standortmarketing verstärkt. Aber der Bestand an freiem Bauland für Gewerbebetriebe ist gering. Aus Platzgründen können wir hier nicht alle Gewerbebetriebe gebührend darstellen. Wir haben eine kleine Auswahl getroffen und zählen auf das Verständnis der nicht Erwähnten.

Der Zeppelinbauer von Lindau

Erfindungs- und Pioniergeist zeichnen viele kleine und mittlere Unternehmen aus, so auch die Firma Skycruise Switzerland. Mit der Inbetriebnahme eines Zeppelins vom Typ Skyship 600 für Passagierfahrten bei der expo.02 in Neuchâtel, vor allem aber mit dem Einsatz zweier Luftschiffe bei der Olympiade in Athen im Sommer 2004 wurde die Firma von Christian Schulthess weltbekannt. Ausgerüstet mit Überwachungs- und Fernsehkameras kurvten die Luftschiffe während der ganzen Dauer der Olympiade über Athen und waren eine wichtige Unterstützung für die Spiele. Skycruise bot zudem bis 2006 in der Schweiz Passagierfahrten ab Buochs-Ennetbürgen an. Das Luftschiff war 61 Meter lang, 21 Meter (sechs Stockwerke) hoch und 15 Meter breit und bot Platz für acht bis zwölf Personen. Die Kabine war mit Ledersitzen, grossen Fenstern und einer Toilette ausgestattet. Während der Fahrt konnten die Passagiere durch die geöffneten Fenster ihre Köpfe in den Fahrwind hinausstrecken. Skycruise suchte vergebens einen definitiven Standplatz für das Luftschiff. In der Schweiz wäre Dübendorf der einzige Flugplatz gewesen, der es hätte aufnehmen können. Aber ohne einen Heimathafen war die Zukunft des Luftschiffs gefährdet. 2007 und 2008 wurden noch europaweit Werbefahrten für Skoda und Allegro unternommen. Doch die Hoffnung auf eine zukunftsichernde Lösung dauerte nicht lange. Der letzte Auftraggeber konnte eine Rechnung von 800 000 Dollar nicht mehr bezahlen. Somit war das Aus nicht mehr abzuwenden, und die Firma Skycruise musste 2009 Konkurs anmelden. Es war das Ende eines Traums und besiegelte das Schicksal eines weiteren Pioniers.



Letzter Start in Lindau

Der Sargbauer von Lindau

Ein Unternehmen mit regionaler und nationaler Ausstrahlung ist die Hans Gerber AG. Der Gründer, Hans Gerber sen., war Kleinbauer, führte neben seinem Bauernbetrieb eine kleine Wagnerei und arbeitete in Teilzeit noch in anderen Firmen. Als Ende der 1950er Jahre die Gemeinde Lindau einen neuen Sargschreiner und Einsarger suchte, fragte sie Gerber an, ob er diese Aufgabe übernehmen möchte. Den ersten, aus zwölf Teilen bestehenden Tannenholzsarg stellte Hans Gerber im Jahr 1959 her. Heute produziert Gerber mit Spezialmaschinen und präziser Handarbeit sieben Modelle in diversen Ausführungen. Der Betrieb stieg zu einem der grössten Sarghersteller der Schweiz auf. Täglich werden durch zwei Roboter im 24-Stunden-Betrieb bis zu 80 Säрге gefertigt. Das sind 16 000 Holzsäрге im Jahr, was 25 Prozent des gesamtschweizerischen Bedarfs entspricht. Die 30 Mitarbeiter produzieren aber nicht nur Säрге, sondern erledigen in der Region auch die Einsargungen und Leichentransporte. Im Kanton Zürich ist Gerber für rund 100 Gemeinden offizielles Bestattungsunternehmen. Mehrere Leichenwagen stehen rund um die Uhr im Einsatz. Zwei Drittel der Geschäftstätigkeit entfallen auf die Sargproduktion und ein Drittel auf die Bestattungen. Gerber ist ein Familienbetrieb geblieben. 1992 übernahm Hans Gerber jun. die Geschäftsführung, und 1997 erfolgte die Gründung der Hans Gerber AG. Bereits die dritte Generation arbeitet mit. Die Voraussetzungen für das Weiterbestehen des Familienunternehmens sind somit intakt. 2008 erhielt Gerber den Anerkennungspreis der Stadt Illnau-Effretikon, Lindau und Kyburg. Mit diesem Preis werden besonders innovative Unternehmen für herausragende Leistungen gewürdigt.

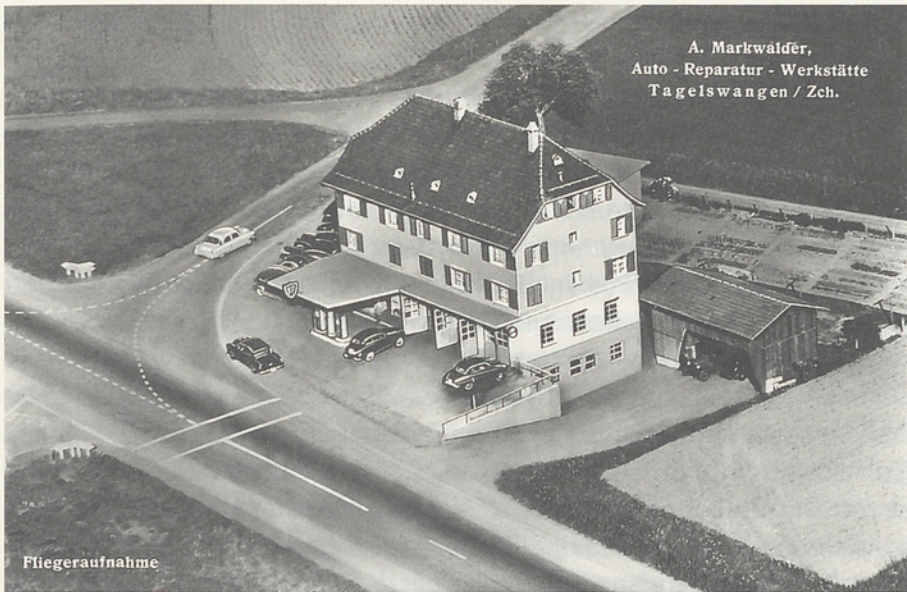
Der Erfinder des kleinsten Flachventilators

Ein Unternehmen mit internationaler Ausstrahlung ist die Micronel AG. Sie befasst sich mit der Herstellung und dem Vertrieb von elektrischen Bauteilen, insbesondere von Miniaturgebläsen, und gehört technologisch zu den Marktführern. Ihre Erfolgsgeschichte begann am 17. Januar 1968 in der Oberwis in Tagelswangen. Die ersten Jahre waren geprägt von Erfindungen und Entwicklungen, von Suchen und Ausprobieren. Bevor sie ihr Spezialgebiet fand, musste mancher Rückschlag verdaut werden. 1982 gelang der Micronel die Herstellung des weltweit ersten Flachventilators, der nur

14 mm dick war. Zwei Jahre später brachte sie diesen auf den Markt. Im betriebseigenen Gebäude entwickeln und fertigen rund 50 Mitarbeitende Miniaturlüfter und Kleinstventilatoren, Gebläse für Elektronikkühlung, für ABC- und Personenschutz (z.B. für Kühlwesten) sowie Medizingebläse zur Beatmung von Apnoe- oder Home-Care-Patienten. Im Weiteren finden ihre Produkte Anwendung in Armee-, Polizei- und Zivilschutzausrüstungen. Rund 80 Prozent ihrer Produkte werden nach kundenspezifischen Bedürfnissen entwickelt und gefertigt, für Abnehmer aus Elektro-, Elektronik- und Automobilindustrie, Medizinaltechnik, Armee, Polizei- und Zivilschutz. Ihre Lüfter und Gebläse sowie ihre sensorlosen Motoren sind absolute Qualitäts- und Präzisionsprodukte. Mehr als 85 Prozent der Produktion wird exportiert. «Vom chemischen WC im Wohnwagen, der Halogenlampe im Zahnarztstuhl, über Kühlsysteme im Airbus A380 bis hin zum Kühlschranks auf der Weltraumstation ISS belüften und kühlen wir eigentlich alles», sagte Peter Meier jun., der Geschäftsführer und Sohn des Gründers Peter Meier senior, dem «Zürcher Oberländer» im Oktober 2008. Präzision, Pünktlichkeit, Ehrlichkeit und Disziplin sind typische Werte, welche die Micronel AG auszeichnen und zum Erfolg führen.

Garage Markwalder

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts ratterten die ersten Automobile auf der Kantonsstrasse Zürich–Winterthur. Ein neues Vehikel, das gepflegt und in Stand gehalten werden musste. Die Anzahl Fahrzeuge nahm von Jahr zu Jahr zu. Albert Markwalder erfasste die Folgen dieser revolutionären Entwicklung und die Chancen, die sich daraus ergaben, und eröffnete im Jahr 1943 – das Ende des Zweiten Weltkrieges war noch nicht voraussehbar – in Tagelswangen einen Garagebetrieb. Nach Kriegsende kamen vor allem amerikanische Fahrzeuge auf den Markt, denn die USA konnten jederzeit liefern, da ihre Automobilindustrie intakt war. Aber schon bald übernahm Albert Markwalder die Opel-Vertretung. Als ausgewiesener Autodoktor bediente er seine Kundschaft mit aller Sorgfalt. Diese Einstellung und Sorgfalt verhalfen dem Unternehmen zu einer treuen Kundschaft und somit zu einem stabilen Fundament. Mangelnde Fahrpraxis führte zu vielen Unfällen. Jedes Wochenende musste Markwalder Unfallautos abschleppen. Das machte die Garage Markwalder weit herum bekannt. Im Jahr 1966 übergab Albert Markwalder den Betrieb seinem Sohn Paul. Eine solide Ausbildung



Garage Markwalder um 1943

und langjährige Erfahrung waren gute Voraussetzungen für eine erfolgreiche Weiterentwicklung des Unternehmens. Paul Markwalder war im Verkauf und im technischen Bereich tätig, seine Frau Margrit sorgte für das reibungslose Funktionieren der Administration. Zudem war sie verantwortlich für die Tankstelle und vieles mehr. Grossen Wert legte die Firma auf die Ausbildung von Lehrlingen. Paul Markwalder war ausserdem von 1967 bis 2007 im Prüfungswesen des Autogewerbeverbandes des Kantons Zürich engagiert, davon die letzten 20 Jahre als Präsident der Prüfungskommission AGVS, Sektion Zürich.

Die Verlagerung des Verkehrs auf die Autobahn führte zu einem Rückgang beim Benzinverkauf. Dank Aktionen und dem zunehmenden Verkehr war der Umsatzrückgang bald wettgemacht. Mit dem Bau der neuen Strassenkreuzung und einer Unterführung sowie einer grossen Zunahme der Kundschaft hat sich Paul Markwalder im Jahr 1992 entschlossen, die dadurch entstandenen Platzprobleme durch einen Neubau zu lösen. Dazu kamen eine Schnellwaschanlage und ein Ausstellraum. Im Jahr 2001 wurde der Betrieb an Stefan Gutknecht verkauft, der ihn neu als Markwalder AG weiterführt. Zur Garage kam im Jahr 2012 ein grosses Geschäftshaus mit Wohnraum hinzu. Das alte Wohnhaus, gebaut 1928 von der Firma Kuhn in Lindau, wurde 2013 abgerissen. Das Areal erhielt ein neues Gesicht.

Phoenix Contact AG

Mit dem klaren Ziel, Technologieführer zu sein, operiert Phoenix Contact sehr erfolgreich. Gegründet 1923 gehört Phoenix Contact heute zu den weltweiten Marktführern für Komponenten, Systeme und Lösungen im Bereich der industriellen Elektrotechnik, Elektronik und Automation. Das Familienunternehmen mit Sitz in Blomberg und Bad Pyrmont, Deutschland, beschäftigt weltweit mehr als 12 000 Mitarbeitende. Mit rund 50 eigenen Tochtergesellschaften sowie 30 Vertriebspartnern schafft die internationale Firmengruppe Kundennähe vor Ort und ist dadurch lokal stark verankert – so auch in der Schweiz.

Als eine der ersten ausländischen Tochtergesellschaften wurde die Phoenix Contact AG 1981 in Tagelswangen gegründet. Sie beschäftigt heute mehr als 80 Mitarbeitende. Seit über 25 Jahren werden erfolgreich Kaufleute sowie Praktikanten in der Logistik ausgebildet. Die Firma sieht ihr Engagement für ihre Lernenden als Investition in die Zukunft, für die Region und den Werkplatz Schweiz. Ihre Firmenphilosophie «Inspiring Innovations» fasst zusammen, was sie Tag für Tag motiviert: die Arbeit und die Aufgaben ihrer Kunden mit neuen Produkten und Leistungen einfacher und effektiver zu gestalten.

Als Schweizer Tochtergesellschaft operiert Phoenix Contact AG in Tagelswangen als Vertriebsgesellschaft. Mit einem gut assortierten Lager von rund 30 000 Artikeln werden ihre Kunden innerhalb von 24 Stunden ab Lager beliefert. Täglich verlassen rund 200 Postsendungen das Lager.

Das Unternehmen betreibt seine Umweltpolitik nach ISO Norm 14001 und vermeidet Umweltbelastungen oder reduziert sie auf ein Minimum. Vorbild sein – unter diesem für die Firma allgemein gültigen Motto trägt sie Sorge zu unserer Umwelt und schützt sie für uns und unsere Nachkommen. Dementsprechend ist die Gebäudetechnik in Tagelswangen auf höchste Energieeffizienzstandards ausgerichtet. Durch Einsparung von Energie, Wärmerückgewinnung im Lüftungssystem, Nutzung der Abwärme für Heizzwecke sowie der Verwendung von Regenwasser als Brauchwasser fällt die Belastung der Umwelt äusserst gering aus.

Der Fitmacher von Tagelswangen

Bis 1990 war das Fitnesscenter Body Fit an der Tannstrasse in Effretikon beheimatet. Aus Platzgründen zügelte es nach Tagelswangen an die

Lindauerstrasse. 1999 konnte Paolo Amato, der über eine umfassende Ausbildung verfügte, das Fitnesscenter übernehmen. Sein Wissen erwarb er sich bei namhaften Experten in Amerika und Mexico. Das Body Fit ist stark gewachsen und beschäftigt heute rund 46 Personen in Fest- und Teilzeit, welche die Fitness der Kunden auf Vordermann bringen. Die zur Verfügung stehenden Geräte entsprechen den neuesten Anforderungen und erlauben ein auf den Einzelnen abgestimmtes Fitnessprogramm. Das Angebot umfasst aber auch Group-Fitness, Indoor-Cycling, Power Plate, Sauna und Solarien. Zu den Dienstleistungen gehört auch ein Kinderhort. So können die Mütter ihre Fitness steigern, während ihre Kleinen im Kinderhort herumtoben. Die Fitnessanlage wird aber auch von Personen benutzt, die nach einem Unfall oder einer Operation ihre Mobilität wieder erlangen wollen. Das Body Fit ist ausserdem ein Präventionscenter für Rücken und Kreislauf und wird von den Krankenkassen anerkannt. Was es ganz besonders auszeichnet, ist die ganz persönliche Betreuung durch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Paolo Amato ist täglich im Center anzutreffen. Er kennt alle seine Kunden persönlich und hat für jeden ein aufmunterndes Wort. 2010 erhielt das Fitnesscenter Body Fit in Tagelswangen für seine unternehmerische Leistung den Anerkennungspreis der Stadt Illnau-Effretikon und der Gemeinden Lindau und Kyburg.

Brüll!Bier-Brauerei

Im Zuge der Globalisierung sind viele kleinere und mittlere Brauereien von ausländischen Grosskonzernen aufgekauft worden. Einige sind sogar ganz von der Bildfläche verschwunden. Geblieben sind vielfach nur noch die Namen. Ende des letzten Jahrhunderts hat eine Gegenbewegung ihren Anfang genommen. Zahlreiche kleine Brauereien entstanden und erzielten grosse Erfolge. Seit Anfang 2011 hat auch die Gemeinde Lindau eine Mikrobrauerei, nämlich die Brüll!Bier-Brauerei an der Lindauerstrasse 21 in Tagelswangen. Schon lange hatte Andreas Brüllmann die Absicht, Bier zu brauen. Es vergingen aber fast zwei Jahrzehnte, bis der Wunsch in Erfüllung ging.

Während einer Geschäftsreise in Polen entdeckte Andreas Brüllmann in einem Restaurant eine wunderschöne kupferne Brauanlage. So eine wollte er auch haben. Heute stehen zwei solche Anlagen in seinem Betrieb. Begonnen hat das Bierbrauabenteuer aber ganz bescheiden. Autodidak-

tisch und mit einer Schnellbleiche im Bierbrauen startete Brüllmann 2009 zu Hause mittels einer kleinen Eigenkonstruktion mit der Herstellung seines «Hopfentees». Die ersten Versuche verliefen allesamt positiv, und das persönliche Umfeld beurteilte das Bier als durchaus süffig. Von Lob und konstruktiver Kritik bestärkt, entschloss er sich, die ganze Sache zu professionalisieren.

Die Gemeinde Lindau beherbergt noch zahlreiche andere Gewerbebetriebe. Sie bieten Dienstleistungen für jedermann an wie Reinigungen, Heizungs- und Sanitäranlagen, Umzüge, Zwangsräumungen, Druck und vieles mehr. Dank den vielen exportorientierten Unternehmen weiss die Welt, dass es neben einem Lindau am Bodensee auch ein Lindau in der Schweiz gibt, nämlich im Kanton Zürich.

Aussagen von Lehrmeistern

«Qualifizierte Berufsleute sind entscheidend für unser Land wie auch für den Erfolg einer Firma. Solche Fachkräfte brauchen wir auch morgen. Darum engagiert sich Walser Schweiz AG gezielt in der Lehrlingsausbildung und bildet zurzeit mehrere Produktionsmechaniker aus.»

Ruedi Sutter, Geschäftsleiter, Walser Schweiz AG

«Lernende auszubilden, heisst für Phoenix Contact, jungen Menschen die Basis für einen guten Einstieg in die Berufswelt zu ermöglichen. Wir vermitteln Wissen und Werte und möchten ihnen damit eine Perspektive für eine solide berufliche Bodenhaftung mit auf den Weg geben.»

Balz Märki, Geschäftsführer, Phoenix Contact AG

«Als Unternehmen der Gemeinde Lindau sehen wir es als gesellschaftliche Verpflichtung, Ausbildungsplätze anzubieten. Unseren Lernenden bieten wir eine umfassende, praxisorientierte Ausbildung, sodass wir als Kleinunternehmen schon im Laufe der Ausbildung von ihren Fähigkeiten profitieren können.»

Bruno Wild, Technischer Leiter, EW Lindau

Das Gewerbe und die Dorfbevölkerung

Das Ausbalancieren der Wünsche der Dorfbewohner einerseits und der Gewerbetreibenden andererseits hat die Politik bisher gefordert und wird sie auch in Zukunft fordern. Die ausgewogene Mischung von Wohnen, Arbeiten und Erholen macht die Gemeinde attraktiv, sowohl für die Bevölkerung als auch für das Gewerbe. Mit ihren Bauzonen bietet die Gemeinde Gewähr für eine gesunde Durchmischung der Bevölkerungsgruppen, ein vernünftiges Nebeneinander und Miteinander von Einwohnern und Gewerbe und für die Erhaltung und Erweiterung des Angebots an Arbeitsplätzen, ohne den Erholungsraum allzu sehr einzuschränken. Trotzdem ist das Zusammenleben von Gewerbe und Dorfbevölkerung nicht immer konfliktfrei. Auf Immissionen wie Luftverschmutzung, Verkehrszunahme, Lärm usw. reagieren die Menschen heute wesentlich empfindlicher als noch vor ein paar Jahren, und sie wehren sich gegen die Einschränkung des Lebens- und Erholungsraums und gegen den Verlust an Lebensqualität, wie die nachstehenden Beispiele zeigen.

Kein Mineralbad in Grafstal

Die Bad Seedamm AG, Pfäffikon SZ, wollte auf einem Grundstück im Chaltenriet, Grafstal, ein Mineralbad erstellen. Das vorgesehene Gelände gegenüber dem heutigen Sportplatz gehörte der Maggi AG. Sie wäre bereit gewesen, das Grundstück zu verkaufen. Im März 1983 informierte der Gemeinderat die Bevölkerung im Mitteilungsblatt «Der Lindauer» über das Vorhaben. Das Wasserrechtsgesuch hatte die zuständige Behörde in der Zwischenzeit bereits bewilligt. Die Bad Seedamm AG wollte aber mit der Bohrung erst nach Erhalt der Baubewilligung starten.

In Grafstal erwuchs Widerstand gegen das geplante Mineralbad. Man befürchtete eine starke Zunahme des Verkehrs, obwohl der Hauptverkehr vermutlich nicht durch Grafstal geflossen wäre, sondern von der Autobahn her. Opponenten gründeten die «Überparteiliche Arbeitsgruppe gegen den Bau des sogenannten Mineralbads Grafstal». Sie waren mit ihrer Unterschriftensammlung sehr erfolgreich. Von 210 Haushaltungen wurden deren 108 erreicht. Davon sprachen sich 90 (83,3 Prozent) gegen den Bau des Mineralbades aus. Der emotionale Widerstand der Gröfschtler, die mehrheitlich in der Maggi-Fabrik oder auf dem Gutsbetrieb tätig waren, wird

die Meinungsänderung der Maggi-Geschäftsleitung beeinflusst haben, die auf den Verkauf des Grundstücks verzichtete. Mit diesem Entscheid ging für viele Gröfschtler ein Albtraum zu Ende.

Kein Logistikcenter im Riet, Tagelswangen

Ein Transportunternehmen wollte im Riet, Tagelswangen, ein Logistikcenter mit 12–15 Laderampen und einer Tankstelle bauen, mit Betriebszeiten von 4 Uhr morgens bis 24 Uhr nachts, an sieben Tagen in der Woche. Eine derart lärmintensive Nutzung des Areals widersprach den Richtlinien der Bau- und Zonenordnung, wonach in Gewerbezonennur mässig störende Gewerbebetriebe erstellt werden dürfen.

In Tagelswangen entbrannte ein Kampf gegen das Vorhaben. In einer Initiative forderten Anwohner die Umzonung des Gebiets in eine Wohnzone mit Gewerbenutzung. Ein Logistikcenter dieses Ausmasses gehöre in eine Industriezone, nicht in eine Gewerbezone, die an Wohngebiete angrenze, wurde argumentiert. Die von 170 Stimmberechtigten unterschriebene Initiative verhinderte den Bau des Umschlagplatzes und erwirkte die teilweise Umwandlung der Gewerbezone in eine Wohnzone. Im Dezember 2007 genehmigte die Gemeindeversammlung die Änderung der Bau- und Zonenordnung (BZO).

Kiesausbeutung für Autobahnen in Tagelswangen

Im Jahr 1893 hielt der Protokollführer der Zivilgemeinde Tagelswangen fest: *«Kiesgrube im Kalchofen instand stellen. Ständiger Bedarf, da schlechter Untergrund. Weitere Kiesgruben im Gemeindeland Chilchacher, Rosenacher, Küchelacher usw.»*

Zur Deckung seines Kiesbedarfs für den Bau der Autobahn Zürich–Winterthur und der A53 Brüttisellen–Uster schloss der Kanton Zürich mit der Gemeinde Lindau in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts einen Vertrag für die Benützung einer ungefähr sechs Hektaren messenden Grube westlich des Wohngebietes Büel in Tagelswangen ab. Der Abbau von Kies und der Abtransport auf die Baustelle erfolgten ohne grosse Belästigung der Bevölkerung von Tagelswangen. Nach der Wiederauffüllung der Grube kehrte Ruhe ein. Die Kiesgrube in Tagelswangen gab und gibt aber immer

wieder zu reden. Am 19. Juni 1978, im Zuge der Beratungen des Gesamtplans, wurde von einem Kantonsrat vorgeschlagen, den Kiesabbau weiter zu gestatten. Argumentiert wurde damit, dass der Kiesbedarf im unteren Oberland ausgewiesen sei und die Transportwege demzufolge möglichst kurz zu halten seien. Zudem sei bereits ein provisorischer Autobahnanschluss vorhanden. Der damalige Baudirektor erwiderte, dass die Zu- und Wegfahrten zur A1 vom Bund nur noch zum Zwecke der Rekultivierung bewilligt würden und dass bei einer Annahme des Antrages der gesamte Lastwagenverkehr via Dorfstrasse abgewickelt würde. In der Abstimmung unterlag der Antrag mit 83:45 Stimmen deutlich, womit das Thema Kiesabbau im Chalchofen endgültig ad acta gelegt werden konnte.

Dreissig Jahre später stand die Kiesgrube in Tagelswangen wieder in den Schlagzeilen. Gesprochen wurde von einem Kiesabbau im Chalchofen, diesmal aber auf ca. 26 Hektaren. Der Kantonsrat stimmte dem Richtplan zu. Anwohner und die Gemeinde Lindau wehrten sich dagegen. Die SBB konnte den Abtransport des Materials durch die Bahn nicht zusichern. Der Transport wäre demzufolge durch das Dorf erfolgt. Das angesprochene Bundesgericht entschied 2010, dass der Gemeinde Lindau in dieser Sache das rechtliche Gehör ungenügend gewährt wurde. Fürs Erste ist der Kantonsratsbeschluss also zugunsten von Tagelswangen gekippt worden. Aber 2014 soll dieses Geschäft gemäss Plänen des Regierungsrats wieder in den Kantonsrat kommen.

Gasthäuser und Restaurants

Im Oktober 1853 erfuhren die Leser des «Freisinnigen», dass im Kanton Zürich 1528 Wirtschaften betrieben wurden, davon 1194 Weinschenken, mit anderen Worten, eine Wirtschaft auf 164 Seelen. Die Gemeinde Lindau hielt da tüchtig mit. Ursprünglich müssen es gut zwanzig Gasthäuser gewesen sein. Sie waren vermutlich klein, hatten aber eine wichtige Funktion. Hier traf sich die Dorfbevölkerung, tauschte Informationen aus, fädelt neue Geschäfte ein und fällt manch wichtigen politischen Entscheid. Profitiert haben sie auch von der 1842 erstellten Kantonsstrasse von Zürich in die Ostschweiz, auf der von Anfang an ein reger Verkehr zu registrieren war. Postkutschen, Postboten, Reisende, Transporte von Lebensmitteln aus den Agrargebieten und die Industrialisierung im Kemptthal und Umgebung haben vielen Wirten ein sicheres (Neben-)Einkommen garantiert.

Gasthof zur Tanne, Grafstal

Die möglicherweise älteste noch bestehende Wirtschaft in der Gemeinde Lindau ist das stattliche Bauernhaus Gasthof zur Tanne mit seinen prägenden Fensterreihen, das einst an dominanter Stelle in Grafstal stand. In dessen Gaststube steht ein Kachelofen mit grünen schablonierten Kacheln, wo auf dem Friesband die Inschrift «HiWHZT · 1800» steht. Die Jahreszahl 1800 könnte mit dem Baujahr des Hauses übereinstimmen. Bei der Gebäudeassekuranz ist zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein hauptsächlich mit Holz gebautes Bauernhaus eingetragen. 1888 wird zum ersten Mal ein Wirt, nämlich Alfred Morf, erwähnt. 1894 ging die Liegenschaft an Julius Maggi über. Heute ist das Haus in Privatbesitz und sein Standort nicht mehr so dominant, weil es inzwischen von Häusern umgeben ist.

Gasthof Frieden, Grafstal

Ebenfalls sehr alt ist der Gasthof Frieden. Am 18. August 1812 erwarb Max Müller die Liegenschaft, und sein Sohn Rudolf liess darauf im Jahr 1814 eine Behausung bauen. In den 1880er Jahren gestaltete Ulrich Müller das Anwesen zu einem Lokal mit Wohnhaus, Speise- und Tanzsaal, Kegelbahn, Scheune, Keller und Waschhaus um. Das Geschäft entwickelte sich aber nicht, wie er sich das vorgestellt hatte, und so musste er schliesslich 1889 Konkurs anmelden. Von 1889 bis 1908 wechselten die Besitzer nicht weniger als zehn Mal. Die Liegenschaft zerfiel mehr und mehr. Trotzdem kaufte Ulrich Leuenberger von Huttwil (BE) das Anwesen. Zusammen mit seiner Frau Anna und den drei Töchtern Anna, Emilie und Hermine wandelte er das verwahrloste Gebäude in einen schmucken Landgasthof mit dem Namen «Zum Frieden» um, dessen Restaurant sich alsbald eines guten Rufs im Dorf und in der Umgebung erfreute. Am Stammtisch erfolgte im Jahr 1910 die Gründung der SP Lindau und sieben Jahre später die des Ornithologischen Vereins Kempttal. Von 1928 bis 1958 führten Ulrich Leuenbergers Tochter Hermine und ihr Ehemann Eugen Jenni, geb. 1889, den Gasthof mit grossem Erfolg weiter.

1958 verkaufte Eugen Jenni den «Frieden» an Eugen Jenni junior, dem jüngsten seiner vier Söhne. Der neue Besitzer modernisierte das Gebäude grundlegend. Alle elf Zimmer erhielten fliessendes Kalt- und Warmwasser. 1960 kam eine öffentliche Gemeinschaftsgefrieranlage dazu, deren Fächer

er weitervermietete. 1978/1979 liess Jenni im Westtrakt eine Doppelkegelbahn, einen Speisesaal und eine zweckmässige Küche erstellen. 1987 ging der Gasthof an Sohn Robert über. Sowohl Eugen Jenni als auch sein Sohn Robert fanden bei jeder Modernisierung die glückliche Balance zwischen erhaltenswerter Tradition und den Forderungen der Gegenwart. Sie liessen das Haus mit modernen Bequemlichkeiten ausstatten, ohne ihm den Charme seiner Jahre zu rauben. Ein umfangreiches Gästebuch legt Zeugnis über die Vergangenheit ab. Unter den Gästen aus dem In- und Ausland, darunter Reisende aus Como, Berlin, Innsbruck, Wien usw. befand sich auch der als Friedensapostel und wortgewandter Redner bekannte Max Dätwyler von Zumikon.



Gasthof Frieden um 1910

Landgasthof Thalegg, Kemptthal

Das «Thalegg», erbaut um 1805, steht etwas abseits vom Dorf Grafstal im Tal zwischen Kempt und Eisenbahn an der Pfäffikerstrasse und wird gerne von Passanten besucht. Seine Blütezeiten hatte es vor allem in seinen Anfängen, denn ihm gegenüber stand eine Arbeitersiedlung der Maggi. Mancher Fabrikarbeiter wird auf seinem Nachhauseweg einen Abstecher ins «Thalegg» gemacht haben, vor allem am Zahntag.

Restaurant Landhus, Tagelswangen

Im Jahr 1842 beschloss der Grosse Rat des Kantons Zürich, eine neue Hauptstrasse von Zürich nach Winterthur zu bauen. Sie wurde zu einer der bedeutendsten Strassen der Schweiz. Als Folge davon entstand an der neuen Strasse eine Reihe neuer grosser Gasthöfe, darunter der Gasthof Löwen in Tagelswangen, der heute unter dem Namen «Landhus» bekannt ist. Vier- und Sechsspänner brachten die Güter von Zürich in die Ostschweiz und Nahrungsmittel von der Ostschweiz nach Zürich. Auch die Postkutsche von Zürich nach Winterthur benützte die neue Strasse. Nach dem Auf-



Restaurant Landhus

stieg vor Tagelswangen hatten Kutscher und Pferde eine Pause verdient. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass zeitweise bis zu 70 Pferde in den Stallungen ausruhten und neue Kräfte sammelten. Mit der Inbetriebnahme der Eisenbahnlinie der Nordostbahngesellschaft von Zürich nach Romanshorn im Jahr 1855 verlor die Strasse merklich an Bedeutung und mancher Gasthof seine Existenz. So fiel auch der Landgasthof in einen Dornröschenschlaf. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass die Wirtschaft innerhalb von 25 Jahren sechsmal den Besitzer gewechselt hat. 1869 kaufte Caspar Appenzeller, Fabrikant und Erzieher, das Haus und baute es um zu einer Mädchenerziehungsanstalt für arme, verlassene, moralisch verwahrloste und möglicherweise auch der elterlichen Obhut entrissene Mädchen. Mit dem Aufkommen des Automobils war die Lage für eine Erziehungsanstalt nicht mehr ideal. Deshalb verkaufte Appenzeller das Haus weiter. Von 1950 bis 1959 beherbergte es ältere und pflegebedürftige Menschen, die vom Krankenpflege-Verein vom Barmherzigen Samariter, Zürich, betreut wurden. Ab 1960 wurde wieder im «Landhus» gewirtet.

Restaurant Rössli, Lindau

Die bei Feinschmeckern bekannte Wirtschaft in der Gemeinde ist das «Rössli» in Lindau. Das klassizistische Haus wurde vermutlich im 18. Jahrhundert erbaut. Um das Jahr 1875 herum kaufte Heinrich Kuhn das Bauernhaus und legte zusammen mit seiner Frau den Grundstein für die erste Wirtschaft namens Rössli. Zu jener Zeit stand der Bevölkerung ein bescheidenes Unterhaltungsangebot zur Verfügung. Sie war deshalb froh, als zur Zeit des Kirchenbaus um 1896 das «Rössli» um einen Saal erweitert wurde. Jahrelang diente er den Vereinen für Zusammenkünfte und Anlässe und genoss weit herum einen ausgezeichneten Ruf als Tanzlokal. Die Fasnacht sowie die bekannte Lindauer Chilbi verwandelten das «Rössli» regelmässig in ein stimmungsvolles Lokal. Im 19. Jahrhundert wurde das Haus umgestaltet und der Wohnteil in den 1910er Jahren aufgestockt. Das Haus brannte 1912 nieder, wurde aber am gleichen Ort wieder aufgebaut. Aus der Zeit des Wirtepaars Lamy (1955–1979) sei ein Ereignis besonders erwähnt. Im Juni 1975 setzte starker Regen den Weinkeller unter Wasser. Das Wasser löste sämtliche Etiketten von den Weinflaschen, sodass der Wein nicht mehr zu regulären Preisen verkauft werden konnte. Lamys fackelten nicht lange, machten aus der Not eine Tugend und verkauften alle Flaschen als Kata-



Restaurant Rössli, Lindau, Mai 2013

stropfenwein zu einem Einheitspreis. Die Glücklichen werden – ohne es zu wissen oder zu realisieren – einen guten Bordeaux zum Preis eines Landweins getrunken haben. In der kurzen Zeit von 1979 bis 1996 fand dreimal ein Wirtewechsel statt. Seit 1996 sind Rolf und Christine Grob Gastgeber im «Rössli». Rolf Grob hat sich der mediterranen Küche verschrieben und zaubert mit erstklassigem Olivenöl aus der Provence Gaumenfreuden auf den Teller. Mit 16 Gault-Millau-Punkten gehört das «Rössli» in Lindau zu den Top-Restaurants der Schweiz. Im Jahr 2010 wurde der historische Riegelbau abgerissen und wieder aufgebaut. Ende März begann der Abbruch, Ende September fand die Aufrichtefeier statt, und bereits am 10. Dezember konnte das Wirtepaar die ersten Gäste verwöhnen.

Restaurant Bläsihof, Winterberg

Der Weiler Bläsihof bei Winterberg mit dem gleichlautenden Gasthaus wurde erst 1922 von der Stadt Winterthur abgetrennt und der Gemeinde Lindau zugeteilt. Schon 1223 stand hier eine Kapelle, die dem heiligen

Blasius geweiht war und die dem Weiler den Namen gab. Die Hofsidlung Bläsihof gehörte dem Kloster Töss und wurde nach dessen Aufhebung 1525 in ein staatliches Erblehen umgewandelt. Der zentrale Bau des Hofes, das Wohnhaus, scheint im 18. Jahrhundert neu gebaut worden zu sein. Der Hof beherbergte 1818 bis 1826 die von Caspar Escher von der Linth gegründete Kantonale Landwirtschaftliche Armenschule. Nach der Aufhebung der Armenschule ging der Hof in Privatbesitz über. Im 20. Jahrhundert wurden am Doppelwohnhaus starke Veränderungen vorgenommen. Bekannt ist der «Bläsihof» heute vor allem wegen seines unnachahmlichen Knoblibrotes.

Neue Gaststätten

Neueren Datums sind das Café Raindli im Alterszentrum und das Restaurant La Colina beim Golfplatz in Winterberg, das 2009 eröffnete Restaurant Riet und die 2012 neu dazugekommene Kafichanne in Tagelswangen. Andere Gasthäuser und Wirtschaften haben der erhöhten Mobilität, dem Ausbau des öffentlichen Verkehrs, den veränderten Bedürfnissen, dem erhöhten Angebot in den Städten Zürich und Winterthur und möglicherweise auch der schwierigen Nachfolgeregelung Tribut zollen und ihre Tore schliessen müssen.

Restaurant Frohsinn, Kempptthal

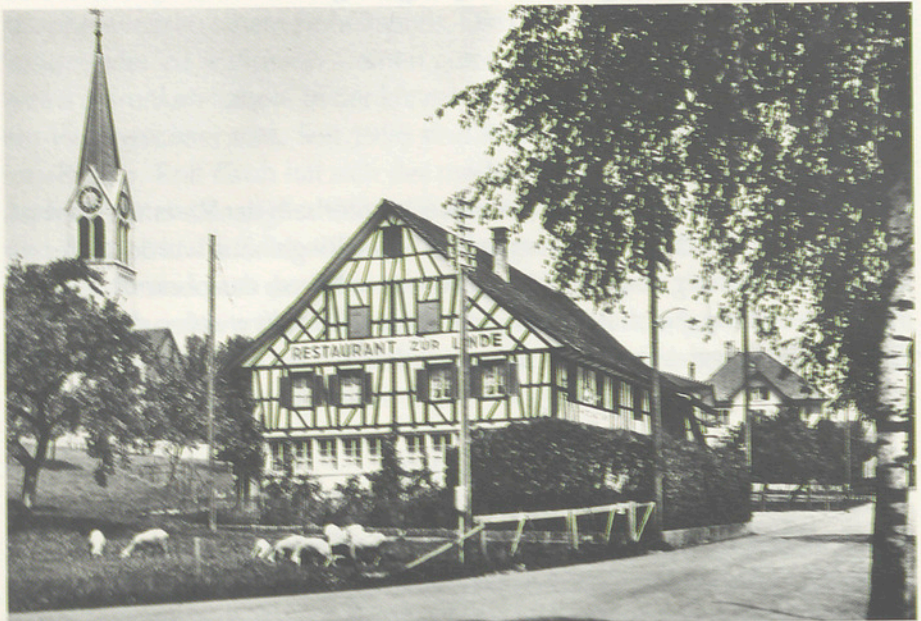
In Kempptthal an der Winterthurerstrasse 3 (unterhalb der Raststätte Kempptthal) wurde 1894 der Frohsinn erstellt. Dieses Riegelhaus wurde später für die Gutsverwaltung umgebaut, das Parterre in Büros, das obere Stockwerk in eine Wohnung. Nach Auflösung der Gutswirtschaft wurden die Büros in Zimmer für Maggi-Mitarbeiter umgewandelt.

Wirtschaft zur Hammermühle, Kempptthal

Schon in den 1830er Jahren liess der Kupferschmied Johannes Pfenninger seine Kupferschmiede, auch Kupferhammer genannt, mit einer Weinschenke erweitern. Der Betrieb wechselte mehrfach den Besitzer. 1850 erwarb Hch. Rüegg den Kupferhammer und liess die Wirtschaft eingehen.

Er betrieb nur noch die Mühle, die er 1861 an Michael Maggi verkaufte. Im Gebäude, das 1895 unmittelbar an der Strasse entstand, war die Wirtschaft zur Hammermühle untergebracht. Sie wurde wegen der Lage des Gebäudes im Volksmund auch «Café Spitz» genannt. Später baute Maggi das Gebäude in ein Bürohaus mit Giebeldach um. Im Parterre vermietete Maggi Räumlichkeiten an die Post.

Die Liegenschaft an der Winterthurerstrasse 21, auf der anderen Seite der Strasse, datiert von 1848. Im Laufe der Zeit war daraus eine Wirtschaft mit Weinhandlung entstanden, die 1910 von Julius Maggi übernommen wurde. Maggi liess über dem Keller einen grossen Saal bauen und die Wirtschaft durch verschiedene Räume ergänzen. Der Name Hammermühle ging gleichzeitig auf den neuen Betrieb über. Die neue Wirtschaft war ein öffentliches Restaurant, diente später als Kantinenbetrieb für die Angestellten, stand aber auch dem Unternehmen Maggi und den Dorfvereinen für Anlässe aller Art wie Theateraufführungen, Kabarette, Vortragsveranstaltungen usw. zur Verfügung. 1963 wurde das öffentliche Restaurant geschlossen. Heute erinnert der Autobahnviadukt, der das Tal überquert, noch an den Namen Hammermühle. Die Liegenschaft dient heute als Durchgangszentrum für Asylbewerber.



Restaurant zur Linde in Lindau um 1930

Restaurant zur Linde, Lindau

In Lindau wurde der Gasthof zur Linde an der Tagelswangerstrasse 4 unterhalb des Kirchhügels 1855 als Bauernhaus mit zwei Wohnungen erbaut. Die bald darauf eingerichtete Wirtschaft schloss 1948, und 1953 entstanden daraus Wohnungen. 1976 fand eine weitere umfassende Renovation statt. Das dekorative Riegelwerk ist eine Bereicherung für das Ortsbild. Das Haus, früher im Eigentum der politischen Gemeinde, wurde 2008 verkauft.

Hotel-Restaurant Hirschen, Tagelswangen

Im Jahr 1947 bekam Tagelswangen mit dem Hotel und Restaurant Hirschen an der Zürcherstrasse einen neuen Treffpunkt. Das Restaurant war sowohl bei der Bevölkerung von Tagelswangen und Lindau als auch bei Passanten sehr beliebt. Mit der Eröffnung der Autobahn 1974 verlor der «Hirschen» seine wichtigste Einnahmequelle, die Laufkundschaft. 1996/1997 erfolgte der Abbruch des Hauses. An seiner Stelle steht heute die Firma Phoenix Contact AG.

Restaurant Pöstli, Winterberg

Für das «Pöstli» in Winterberg, das vor 1875 gebaut wurde und zur Grundausstattung des Dorfes gehörte, kam das Ende im Jahr 1995. Heute steht an seiner Stelle ein Mehrfamilienhaus.

Wirtshaus zur Schwarzen Spinne, Kempthal

Eine alte Zürcher Sage soll dem Leser nicht vorenthalten werden. Vor 400 Jahren stand an der Kempt ein einsames, altes und zerfallenes Haus, das Wirtshaus zur Schwarzen Spinne. Über der Haustüre hing in einem riesigen Gewebe von Eisendrähten mit roten Glutaugen am pechschwarzen Leib eine Spinne als Aushängeschild. Eines Abends suchte ein Wanderer, der von einem Unwetter überrascht worden war, Schutz im Wirtshaus. Der Empfang war freundlich. Das Essen – Kartoffeleintopf mit einem grossen Stück Fleisch – kam rasch und stillte den Hunger des Wanderers. Nach dem Essen offerierten die Wirtsleute noch ein Malzbier als Schlummer-

trunk, aber der Wanderer weigerte sich, es zu trinken, sondern suchte das Zimmer auf, denn er war sehr müde. Irgendwie hatte er ein mulmiges Gefühl, weil das schöne Zimmer eigentlich nicht zum verlotterten Haus passte. Er entschloss sich, die Kleider anzubehalten. Mitten in der Nacht begann es zu knistern. Sofort sprang er auf. Kaum aus dem Bett, fiel der schwere Betthimmel dorthin, wo er noch vor wenigen Sekunden gelegen hatte. Mancher wird unter dieser Wucht den letzten Seufzer getan haben. Kurz entschlossen stieg er zum Fenster hinaus, kletterte den Birnbaum hinunter und suchte das Weite. Bei Sonnenaufgang stand er vor den Toren der Stadt Zürich. Er erzählte, was er in den letzten Stunden erlebt hatte, worauf bewaffnete Gendarmen ausgeschickt wurden, um das Wirtshaus zu zerstören und die Wirtsleute gefangen zu nehmen. Im Keller fanden sie die geraubten Kostbarkeiten und in einer Kellerecke die Leichen der Beraubten.

Unsere Dorfläden

Der Dorfladen in Grafstal

«Am 14. März 1908 hielt Herr Consumverwalter Flach in Winterthur im Frieden in Grafstal vor einer grösseren Versammlung ein Referat über Zwecke und Ziele der Consumvereine, und es wurde im Anschluss hieran ein Komitee bestellt mit dem Auftrag, die einleitenden Schritte zu thun zur Gründung eines Consumvereins in Grafstal.»

Mit diesen Worten aus dem Protokoll vom 15. August 1908 beginnt die Geschichte des Consumvereins Grafstal-Kempttal und Umgebung. Die Gründungsversammlung, vor allem die Beratung und Bereinigung der Statuten, verlief nicht ohne Misstöne. Nach heftiger Diskussion über das Vorgehen verliessen einige Personen aus Protest die Versammlung, weil das Komitee beschlossen hatte, alle Anwesenden zur Abstimmung über die Statuten zuzulassen, auch wenn sie noch nicht Mitglieder des Vereins waren. Immerhin erklärten 32 von den 41 Anwesenden den sofortigen Beitritt. In den Statuten wurde als Zweck festgehalten: *«Gemeinsame Beschaffung der im Haushalt benötigten Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände in guter Beschaffenheit und Abgabe derselben zu möglichst billigen Preisen und unter genauer Befolgung des Grundsatzes der Bezahlung.»* Eine der ersten Aufgaben war deshalb die Suche nach einem geeigneten Ladenlokal. Die gewählte Verwaltungskommission entschied sich für die Übernahme des

Ladens von Frau Ronc, obwohl das Lokal nicht unbedingt geeignet war. Gleichzeitig wurde Frau Ronc als Verkäuferin eingestellt, mit einem Gehalt von 80 Franken pro Monat, zuzüglich einer Provision von 1 Prozent auf den verkauften Waren, maximal 100 Franken.

Unter dem Namen Consumverein Grafstall-Kempttal und Umgebung öffnete der Laden am 2. Januar 1909 seine Pforten. Schon im ersten Jahr erwirtschaftete der Laden einen Umsatz von 33 410 Franken und konnte den 86 Vereinsmitgliedern eine Rückvergütung von 6 Prozent gewähren. Grundlage für die Rückvergütung bildeten die im Warenbüchlein eingetragenen Warenbezüge. Der Umsatz stieg bis 1920 auf 208 071 Franken, sank im Jahr 1922 auf 159 000 infolge grosser Abschreibungen auf dem Warenbestand, um anschliessend wieder kontinuierlich anzusteigen. Die Höhe der Rückvergütung an die Mitglieder und Nichtmitglieder, dies zu einem reduzierten Satz, war jeweils abhängig vom Reingewinn. In den Statuten und Dienstreglementen wurde ausserdem festgehalten, Waren grundsätzlich nur gegen Barzahlung zu verkaufen. Deshalb löste die Tatsache, dass die Verkäuferin einem Kunden Waren im Umfang von 65.52 Franken auf Kredit verkauft hatte, eine heftige Diskussion im Vorstand aus. Der Protokollführer hielt u.a. fest: *«..., dass die Verkäuferin ganz von sich aus, ohne irgend einem Mitgliede der Kommission je von der Kreditgewährung Meldung zu machen, die Schuld auf eine solche Höhe anwachsen liess und dies noch that, trotzdem sie wusste, dass B. nicht Mitglied unseres Vereins war.»* Die Verwaltungskommission akzeptierte schliesslich den Vorschlag des Schuldners, den geschuldeten Betrag durch wöchentliche Zahlungen von fünf Franken zu tilgen.

Ein Ereignis aus dem Jahr 1910 illustriert das initiative Vorgehen des Vereins. Ende September 1910 kaufte der Verein vom Verband 1500 Liter Chiantiwein zum Preis von 36 Rappen pro Liter, was nicht überall gut ankam. Dazu vermerkte der Aktuar im Protokoll vom 28. Dezember 1910: *«Der durch unseren Verein besorgte und innert kurzer Zeit abgesetzte Posten von ca. 1500 Liter offenem Chianti scheint einer Anzahl von Leuten – und sonderbarerweise gerade denjenigen, die keinen davon zu probieren bekommen hatten – in den Kopf gestiegen zu sein und sie ganz unnötigerweise verwirrt zu haben.»* Die Gesundheitskommission musste nach Erhalt einer entsprechenden Beschwerde von Amtes wegen den Sachverhalt abklären. Der Aktuar fuhr weiter: *«Die derart unnötigerweise alarmierte Gesundheitsbehörde musste sich demnach überzeugen, dass sie hinters Licht geführt worden sei und sie mag sich dafür bei jenen bedanken, die geglaubt haben*



Alter Dorfladen Grafstal

mochten, diesmal etwas ganz besonders Kluges vollbracht zu haben. Es wäre jedenfalls köstlich gewesen, die langen Gesichter der Denunzianten zu betrachten, als sie einsehen mussten, dass ihnen der Schuss so gänzlich hinten hinaus gegangen sei.»

In Grafstal stand schon bei der Gründung des Vereins eine Lokalerweiterung zur Diskussion. Ein Umbau des bestehenden Ladens wäre nach Ansicht des Vorstandes zu teuer geworden. Man zog deshalb einen Neubau in Betracht. Das meiste Land um Grafstal herum gehörte der Maggi. Sie erklärte sich schliesslich bereit, an der Ecke Schulhausgarten, Strasse Richtung Rikon (heute Rikonerstrasse 1) Bauland für 10 Rappen pro Quadratfuss an den Consumverein zu verkaufen. Sie stellte aber mehrere Bedingungen. Das Haus durfte nur zweistöckig gebaut werden, die Pläne mussten der Maggi-Geschäftsleitung zur Genehmigung unterbreitet werden und für die Überlassung des nötigen Wassers aus der Chaltenrietleitung hatte der Consumverein die Firma Maggi angemessen zu entschädigen. An der Generalversammlung vom 28. Oktober 1911 stimmten 64 der 65 anwesenden Mitglieder für den Neubau und genehmigten den erforderlichen Kredit von 45 000 Franken. Ein mutiger Entscheid angesichts der sich anbahnenden politischen Umwälzungen in Europa. Eine Baukommission übernahm die Koordination. Sie bemängelte in einem Schreiben an die Verwaltungskommission, dass *«mit der Bauplatzfrage eine Verschleppung eingetreten sei, indem der Herr Professor Moser, welcher für die vom Geschäft*

Maggi zu erstellenden Wohnhäuser den Bauplan macht, sich dagegen sträube, dass der Consumverein an dieser Stelle ein Gebäude errichte». Die Verwaltungskommission intervenierte bei der Geschäftsleitung der Maggi, die zugunsten des Vereins entschied. Der Protokollführer hielt die Antwort wie folgt fest: «Der Bauplatz sei dem Consumverein versprochen worden, welcher auch von der Lebensmittelbehörde aus genötigt worden sei zu bauen. Es werde da nicht auf und ab gemacht ... Moser solle schauen, wie er mit seinem Bebauungsplan sich zurechtfinde.»

Die Verwaltungskommission hatte zusätzlich allerlei Probleme zu lösen. Neben der Auswahl der Lieferanten, der seit September 1914 rasch fortschreitenden Verteuerung und Verknappung notwendiger Lebensmittel, der Einführung der Rationierung und der Brot- und Fettmarken, der versickernden Einfuhr von Petrol, Kohlen usw. waren auch Reklamationen verschiedenster Art zu bearbeiten, wie das nachfolgende Beispiel illustriert. Ein Vereinsmitglied hatte beim Konsumverein ein Fass Wein gekauft. Durch Zufall stellte es fest, dass sein Wein einer starken Wassertaufe unterzogen worden war, wie im Protokoll treffend festgehalten wurde. Darauf konsultierte es die Gesundheitskommission, welche aber erklärte, «... dass, nachdem der Wein schon 4 Wochen im Keller des Käufers gelegen sei, er nicht mehr kompetent sei, eine Untersuchung zu veranlassen». Trotzdem beauftragte die Verwaltungskommission den Verwalter, den Wein zu ersetzen, musste aber den Entscheid zurücknehmen, da der Ersatzwein ebenfalls gestreckt worden war. Nach einer hitzigen Diskussion erklärte der Verwalter den Rücktritt von seiner Funktion. Auch das Verhältnis zur Verkäuferin Ronc hatte sich wegen Grobheiten, unsorgfältiger Behandlung der Ware, unsauberer Geschäftsführung usw. verschlechtert.

Aus unterschiedlichen Gründen fusionierte der Konsumverein Grafstal-Winterberg im Jahr 1961 mit dem Konsumverein Winterthur, der alle Aktiven und Passiven mit dem Versprechen übernahm, das gesamte Sortiment sowohl in Grafstal als auch in Winterberg anzubieten. Die Einwohner schätzten das grössere Angebot, den persönlichen Kontakt zum Verkaufspersonal und vor allem die persönliche Bedienung. Beide Läden entwickelten sich zufriedenstellend. Aber nach elf Jahren (1972) zog sich der Konsumverein zurück und verkaufte die beiden Liegenschaften. Winterberg hatte noch den Volg-Laden an der Kreuzstrasse. In Grafstal sprang die Volg-Detailhandels AG (DEHAG) in die Bresche. Doch Ende 1990 stand der Laden in Grafstal vor dem Aus, denn inzwischen hatte er mit den beiden Grossverteilern Migros und Coop in Effretikon starke Konkurrenz erhal-

ten. Aber auch das Verhalten der Konsumenten, die erhöhte Mobilität, die Einführung des Busverkehrs zwischen der Gemeinde Lindau und Effretikon Anfang der 1980er Jahre, das grosse Angebot und die günstigeren Preise der Grossverteiler setzten den Dorfläden zu. Zur Rettung des Dorfladens gründeten 79 Gröfschtler am 8. November 1990 den Ladenverein. Dessen Zweck war die Erhaltung des ehemaligen Volg-Ladens, der aus Renditegründen hätte geschlossen werden sollen. Gemäss den Statuten leistete der neu gegründete Verein eine Defizitgarantie von 8000 Franken pro Jahr. Die Gemeinde Lindau sagte ihre finanzielle Unterstützung zu. Die Aktion wäre fast gescheitert, denn die Eigentümerin der Liegenschaft verlangte einen jährlichen Mietzins von 21 000 Franken. Nach harten Verhandlungen konnte der Ladenverein einen verkraftbaren Mietzins von 14 000 für das Jahr 1991 aushandeln, mit einer jährlichen Erhöhung um je 2000 Franken. Damit die Existenz des Ladens sichergestellt werden konnte, wurde ein Umsatz von 400 000 Franken angepeilt. Trotz eines Umsatzrückgangs von rund 10 Prozent konnte der Laden im ersten Betriebsjahr einen kleinen Gewinn von 3390 Franken erwirtschaften. Von den vier Volg-Läden in der Gemeinde Lindau schnitt der Laden in Grafstal umsatzmässig aber am schlechtesten ab. Anders in Winterberg, dort konnte der Umsatz um 8 Prozent gesteigert werden. Die Solidarität der Gröfschtler zu ihrem Laden nahm kontinuierlich ab, und so schwand die Chance für sein Überleben. In seiner Ausgabe vom 11. Februar 1995 schreibt der «Zürcher Oberländer»: *«Es steht schlecht um den einzigen Dorfladen in Grafstal. Die Existenz ist bedroht.»* Die Information des Vereins von Mitte Januar 1995 zur Lage des Ladens, bedingt durch das Kaufverhalten der Gröfschtler, aber auch durch die neue Geschäftsführung (seit Juni 1994) und die unregelmässigen Öffnungszeiten, war unmissverständlich. Nur ein Wunder könne den Laden noch retten. An der Generalversammlung vom 25. Februar 1995 kam aus dem Kreis der Vereinsmitglieder harsche Kritik an die Adresse des Vermieters. Viele fanden einen Mietzins von 18 000 Franken im Jahr überrissen. Nach heftiger Diskussion beschloss der Verein notgedrungen die definitive Schliessung des Ladens. Von dem anvisierten Umsatz von 350 000 Franken wurde knapp die Hälfte erreicht. Andere Standorte wurden zwar evaluiert, aber alle verworfen.

Zur Überraschung vieler Gröfschtler wurde am 1. April 1996 ein neues Kapitel in der Geschichte des Dorfladens Grafstal geschrieben, das aber nur neun Monate dauerte, dann war wieder Schluss. Anfänglich lief der Laden zwar gut, aber das Interesse der Dorfbewölkerung liess rasch wieder

nach. Bis 2000 musste Grafstal, das inzwischen stark gewachsen war, ohne Laden auskommen. Nur Brot und eine beschränkte Anzahl von Lebensmitteln waren in der Bäckerei an der Dorfstrasse 15 erhältlich. Die Bäckerei befand sich in einer Liegenschaft, die der Firma Maggi gehörte. Mit den Jahren wurden die Räumlichkeiten zu klein, und der Bäcker suchte nach geeigneteren Lokalitäten. Nach seinem Wegzug mussten die Gröschtlter ihre Einkäufe auswärts tätigen.

Die Einwohnerzahl in Grafstal war stark angestiegen, denn die Nestlé hatte bereits viel Bauland verkauft. Die Maggi-Geschäftsleitung war deshalb nach wie vor am Bestehen eines Ladens interessiert. Nach einem eingehenden Gespräch mit der Maggi-Direktion und einem Umbau des Ladenlokals an der Dorfstrasse 15 wagten Erwin und Susi Klaus im Februar 2001 den Schritt in die Selbstständigkeit und betrieben mit grossem Enthusiasmus und Engagement das Ervinos, s'Lädeli für alles und das Moccastübli. Ab fünf Uhr morgens war der Laden offen. Die ersten Stunden waren hektisch, denn da musste einerseits die gelieferte Ware in Empfang genommen und kontrolliert und andererseits mussten die ersten Kunden bedient werden. Bis zu 60 Kunden, mehrheitlich Pendler, profitierten von den frühen Öffnungszeiten und konnten sich mit Gipfeli und Kaffee eindecken. Nach Erwins allzu frühem Tod führte seine Ehefrau Susi Klaus den Laden bis im Sommer 2007 weiter. Nach einer kurzen Umbauphase konnte Grafstal im September des gleichen Jahres die Eröffnung des neuen Volg-Ladens feiern.

Der Dorfladen in Winterberg

Schon an der Generalversammlung vom 12. März 1910 des Consumvereins Grafstall-Kemptthal und Umgebung kam die Errichtung eines Depots in Winterberg zur Sprache. Der Wunsch der Winterberger war nachvollziehbar, denn sie mussten ihre Einkäufe in Körben den Berg hinaufschleppen. Für viele war dies auf die Dauer zu beschwerlich. Es wird sogar erzählt, dass ein Genossenschafter sich vorher für diese Schleppelei etwas zu sehr mit Schnaps gestärkt hatte und auf dem Heimweg in einem Kornfeld landete, was eine mehrstündige Verspätung zur Folge hatte. Die Verwaltungskommission liess die Chancen und Risiken einer Ablage in Winterberg abklären. Die erhaltene Auskunft war nicht ungünstig, konnte der Verein doch von Anfang an mit 12 bis 15 neuen Mitgliedern rechnen. Auch die Lage



Konsum Winterberg

des Dorfladens in Winterberg wurde sehr günstig beurteilt. Der Entscheid fiel positiv aus, und ab Mitte Oktober 1911 konnten die Winterberger im eigenen Dorf einkaufen. Aber auch in Winterberg lief nicht alles rund. Bei einer Inventaraufnahme musste der Buchhalter einen Fehlbetrag von 1987 Franken feststellen. Ein Mitglied der Verwaltungskommission stellte lapidar fest, dass «sie (die Verkäuferin) im Rechnen und Schreiben niemals sich eine Fertigkeit verschaffen könne, es käme immer ärger». Die Verkäuferin nahm die Schuld auf sich und unterzeichnete die Verpflichtung zur Begleichung des Fehlbetrages. Auf eine Kündigung wurde verzichtet, und sie erhielt nochmals eine Chance.

Nachdem der Verein in den ersten Jahren immer wieder neue Lokalitäten suchen musste, entschied er sich 1937 für den Bau eines Hauses an der Poststrasse 15 mit einem Laden und zwei Wohnungen. In den 1950er Jahren erhielten die Läden Konkurrenz von der Migros. Das Konzept der fahrenden Verkaufsläden wurde von Detaillisten des Lebensmittelhandels und der Politik zwar bekämpft, aber ohne grossen Erfolg. Auch die Gemeinden sperrten sich gegen diese Konkurrenz. So durften die motorisierten Verkaufswagen nicht auf öffentlichem, sondern nur auf privatem Grund anhalten. Die Migros setzte sich trotzdem durch, denn ihre Ware war um einiges günstiger.

Den Laden in Winterberg ereilte das gleiche Schicksal wie den Dorfladen in Grafstal. Zwar hatte Winterberg noch den Volg-Laden an der Kreuzstrasse, aber in der Ausgabe vom 8. November 1991 des «Zürcher Oberländer» war zu lesen: «Aus für den Winterberger Volg-Laden?» Grund für

diese Frage war die Absicht der Besitzerin, die Liegenschaft zu verkaufen. Die Bevölkerung hingegen wehrte sich gegen den Verlust ihres Ladens. Die Volg-Detailhandels AG (DEHAG) erklärte sich denn auch bereit, den Laden in einer anderen Liegenschaft weiterzuführen, aber zu einem Mietzins, der nicht höher sein sollte als der bisherige von 6000 Franken im Jahr. In einer Einzelinitiative wurde der Gemeinderat beauftragt, mit der Eigentümerin über den möglichen Erwerb der Liegenschaft zu verhandeln. Die Winterberger wären auch bereit gewesen, nach alternativen Standorten zu suchen. Sie wollten einfach ein ladenloses Winterberg verhindern, denn nach ihrer Auffassung gehöre die *«Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs zur Grundausrüstung eines Dorfes. Eine Post, eine Beiz, Schulen und Laden; all das macht letztlich ein Dorf aus, sonst hätten wir nur einen Häuserhaufen»*.

Die Meinungen in Winterberg gingen weit auseinander. Während die einen die Schliessung des Ladens einschneidend fanden, wäre das für andere nicht so schlimm gewesen. Der Einkauf sei in erster Linie eine Frage der Organisation, meinte eine Winterbergerin. Es sei nicht Aufgabe der öffentlichen Hand, einen Laden zu subventionieren. Nur eine kleine Minderheit brauche den Laden unbedingt. Das Dorf verliere einen Ort der Begegnung. Bei einer Schliessung müsse man ein Müttertreffen einführen. Die Emotionen gingen zuweilen recht hoch. An der ausserordentlichen Gemeindeversammlung vom 24. Februar 1992 beauftragten die Stimmbürger mit 121 zu 93 Stimmen den Gemeinderat, Kaufverhandlungen mit der Eigentümerin der Liegenschaft aufzunehmen. Die Argumente, es sei nicht Aufgabe der öffentlichen Hand, einen Laden zu führen und auf das Kaufverhalten der Bevölkerung Einfluss zu nehmen, hatten nicht überzeugt. In einer weiteren Abstimmung lehnte die Gemeindeversammlung im September 1992 den Kauf der Ladenliegenschaft wegen des Verkaufspreises von 450 000 Franken ab. Dagegen nahm die Gemeindeversammlung das vom Gemeinderat vorgeschlagene Ladenreglement an, das vorsah, private Trägerschaften finanziell zu unterstützen. Am 9. November 1992 schritten 95 Personen in Winterberg zur Gründung des Vereins Trägerschaft Dorfladen Winterberg. Mitte November zählte dieser bereits 154 Mitglieder. Der Verein erwarb einen nicht mehr benötigten Ladenpavillon in Theilingen, zerlegte ihn und setzte ihn in Fronarbeit in Winterberg wieder zusammen. Am 14. Mai 1993 konnte die Bevölkerung von Winterberg die Eröffnung des Ladens feiern. Seit Januar 2009 wird er, nachdem der Volg sich zurückgezogen hat, auf privater Basis nach dem Konzept frisch – nah – günstig geführt.

Der Dorfladen in Lindau

In Lindau konnte im Jahr 1878 erstmals in einem kleinen Laden eingekauft werden. Wie Abel Burckhardt in seinen Erinnerung festgehalten hat, war die Freude jedoch nur von kurzer Dauer. Anscheinend sollen Diebereien der Grund für die Schliessung gewesen sein. Gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts öffnete die Handlung Frauenfelder in einem Bauernhaus an der Abzweigung Lätten-/Hinterdorfstrasse ihre Pforten. Hinter dem Restaurant Rössli stand die Milchhütte, wo die Bauern am Morgen und Abend ihre Milch abliefern und wo die Bevölkerung Milch, Butter und Käse kaufen konnte. Etwa in der Zeit des Zweiten Weltkrieges kaufte Otto Widmer das Bauernhaus mit der Handlung Frauenfelder. Neben dem Laden bewirtschaftete er noch einen kleinen Bauernbetrieb. In den 1960er Jahren verkaufte Otto Widmer den Laden samt Ökonomiegebäude an die Landwirtschaftliche Genossenschaft Lindau. Der Laden wurde vergrössert und attraktiver gestaltet. Während vieler Jahre führte Alice Brunschwyler den Volg-Laden. Nach ihrer Pensionierung wechselte die Führung immer wieder, und mit der Zusammenlegung der Landwirtschaftlichen Genossenschaften ging der Laden in Privatbesitz über. Mit dem Bau des Effimärts in Effretikon und der Einführung einer Busverbindung änderten sich die Einkaufsmöglichkeiten und -gewohnheiten. Der Laden in Lindau spürte die grosse Konkurrenz. Der Umsatz stagnierte und führte 2001 zum Rückzug der DEHAG (Volg). Mit der Gründung eines Ladenvereins und der Unterstützung der Gemeinde konnte der Laden, der unter dem Logo Treffpunkt auftrat, bis im Herbst 2011 am Leben erhalten werden. Dann, mit der Kündigung des Mietvertrags, kam für ihn das Ende. Alle Bemühungen des Vereins nach der Suche neuer Lokalitäten waren vergebens. Heute sind die Lindauer gezwungen, auswärts einzukaufen.

Der Dorfladen in Tagelswangen

Auch der Dorfladen in Tagelswangen hat eine wechselvolle Geschichte. Der erste bekannte Ort, wo eingekauft werden konnte, war die «Handlung zum billigen Laden» von G. Morf an der Abzweigung Wangener-/Zürcherstrasse. Zwischen 1932 und 1957 trafen sich die Tagelswanger im Laden «Baier zur Lärche» an der Zürcherstrasse 39 zum Einkaufen. 1957 übernahm Walter Seeberger den Usego-Laden im «Haus zur Lärche». Anfänglich konnte



Haus zur Lärche, Tagelswangen, um 1957

auch noch getankt werden. Gleich neben dem Laden stand die Milchhütte der Landwirtschaftlichen Genossenschaft Tagelswangen, wo Milch, Butter und Käse verkauft wurden. Die markante Lärche, die dem Haus den Namen gegeben hat, musste 1980 gefällt werden.

Am heutigen Standort der Liegenschaft, die seit 1970 den Volg-Laden Tagelswangen beherbergt, stand eine Dreschscheune, die 1961 einem Brand zum Opfer fiel. Ob bereits vor dieser Zeit in Tagelswangen ein Volg-Laden bestanden hat, lässt sich nach den Unterlagen der Volg-Konsumwaren AG in Winterthur nicht mehr eruieren. Daraus geht aber hervor, dass die Liegenschaft 1989 renoviert worden ist und dass sie in der ersten Hälfte der 1990er Jahre von der Landwirtschaftsgenossenschaft Illnau auf Xaver Zürcher überging. Im August 2001 erfolgte der Umbau des Ladens in Tagelswangen nach dem Konzept «Neue Volg-Laden-Generation». Dieses Ladenkonzept, das im Laufe der letzten Jahre immer wieder angepasst worden ist, bildet auch heute noch die Grundlage für die Volg-Läden. Seit 2001 werden zum Beispiel die Schaufenster nicht mehr zugeklebt, sodass sie einen Einblick in den Laden ermöglichen. Die immer stärkere Bedeutung der Frischprodukte wurde unter anderem auch dadurch demonstriert, dass Früchte und Gemüse im Eingangsbereich platziert werden. Das Sorti-

ment wurde noch stärker auf den täglichen Bedarf ausgerichtet. Für dieses Ladenkonzept war der Volg Tagelswangen Pilotprojekt. Der Volg-Laden profitiert vom Tagelswanger Gewerbe und von der Laufkundschaft, auch wenn diese nicht mehr so zahlreich ist wie vor dem Bau der Autobahn. Gegenüber dem heutigen Laden, angebaut an den ehemaligen «Hirschen», stand die Metzgerei Niederer. Bis zur Aufgabe des Geschäfts bei seiner Pensionierung bot Ernst Niederer auch einen sehr geschätzten Hausliefer-service an.

Gewinner und Verlierer

Der Bau der Autobahn hat auch das Gewerbe in der Gemeinde Lindau verändert. Wirte, denen Lastwagenfahrer früher die Stuben und Kassen füllten, Tankstellen und Läden, die plötzlich fast keine Laufkundschaft mehr hatten, mussten Einbussen in Kauf nehmen oder sogar dichtmachen. So verschwand beispielsweise in Tagelswangen das Hotel und Restaurant Hirschen.

Die Anwerbung neuer KMUs und die Pflege der Beziehungen zwischen Gewerbe und Politik sind wichtige Aufgaben der Gemeindebehörden. Trotzdem kann der Wegzug von Unternehmen nicht verhindert werden. Restrukturierungen, Zusammenlegung und Konzentration von Produktionsstätten auf wenige Standorte, Fusionen, Expansion, Steueroptimierung, Verlegung von Arbeitsplätzen ins Ausland, Verkauf von einzelnen Produktionsparten usw. sind nur einige der Gründe für den Wegzug von Betrieben. Solche Verluste sind bedauerlich, vor allem wegen des Verlusts von Arbeits- und Ausbildungsplätzen. Der Gemeinde gehen zudem wertvolle Steuereinnahmen verloren. Auch Lindau blieb von Änderungen nicht verschont. So verliessen in den letzten Jahren mehrere Firmen die Gemeinde.

Die Verlegung des Stammsitzes der Firma ADIDAS von Tagelswangen in den Kanton Zug bedeutete für die Gemeinde Lindau einen schmerzlichen Verlust von Steuereinnahmen und einigen Dutzend Arbeitsplätzen. Auch beim Wegzug des Traditionsunternehmens Naef Terag von Lindau ins luzernische Kriens gingen 48 Arbeitsplätze verloren. Grund für den Auszug aus Tagelswangen waren die eingeschränkten Ausbaumöglichkeiten der Anlage. In Kriens könne nach dem Ausbau in zwei Schichten und demzufolge rentabler gearbeitet werden. Allen 48 Mitarbeitenden wurden von der Dachgesellschaft HTS Suisse SA Stellen in ihren Wäschereien angeboten.

Auch Bemühungen des Gemeinderates, die Gewerbezone zu erweitern, schlugen fehl. Mehr als zehn Jahre bemühte er sich, das Gebiet Laubisgrüt zwischen Schützenhaus und Autobahn für das Gewerbe einzuzonen. Verhandlungen mit dem Strickhof als Landbesitzer und dem Kanton waren weit fortgeschritten. Aus nicht ganz nachvollziehbaren Gründen haben die zuständigen Ämter diese Einzonung im Jahr 2012 abgelehnt.

1. Gemeinwesen geht es hinter

Partizipativität in Lindlar

Die Politik in der Gemeinde Lindlar wird von den drei grossen Parteien FDP, SP und SVP geprägt. Sie handeln – trotz unterschiedlicher Überzeugungen und Zielvorstellungen – im Interesse der Gemeinde und zugehörige Vorkämpfer für Lindlar. Aber die Politikveränderungen hinterlassen auch in Lindlar ihre Spuren. Das manifestiert sich insbesondere deutlich bei den Gemeinwesenversammlungen, die – je nach Wichtigkeit des Themas – von 20 bis zu 80 Prozent der Stimmberechtigten besucht werden. Eine kleine Minderheit entscheidender demzufolge über die Angelegenheiten des Gemeinwesens.

Viele Stimmberechtigten meiden aus unterschiedlichen Gründen ein Engagement in einer politischen Partei oder in einer Gemeinde. Ein politisches Engagement lässt sich heute mit dieser Familie und Freizeit noch mehr an leicht vereinbaren. 2012 waren in der Gemeinde 1200 Stimmberechtigte, davon waren nur etwa 200 registrierte Mitglieder in einer der drei Parteien, die Kandidaturen, sind Mitglieder zu absolvieren.

Die erste politische Partei in der Gemeinde Lindlar gründeten 1910 die Sozialdemokraten. Obwohl John Müggli von 1920 bis 1922 eine Partei war und 1922 eine Art Konzentration geschah. In den 1920er Jahren wollten sich auch christliche Gemeinwesen organisieren. Das Bistum hat versucht in der Ortsgemeinde wenig in Lindlar. Die ersten drei Vertreter in die Behörden sind Sozialdemokraten zu sein. Diese sind in der Wahl der Gemeinde erschienen.

Vier Jahre später, 1914, organisierte sich die erste Gewerkschaftsgruppe und Angestellte zum christlichen Gewerkschaftsgruppe. Diese waren Gemeinwesen unserer Vertreter in die verschiedenen Behörden. Um vier Jahre waren drei Bauern in Gemeinwesen. Zusammen stellen sie den Gemeinwesenarbeiten.

... (faded text) ...

Lebens- und Arbeitsbedingungen

Der Weg der Aufnahme hat auch die Aufnahme in der Gemeinde Lindau ... (faded text) ...

Die Anwerbung neuer Kraft und die Pflege der Beziehungen zwischen Gewerbe und Politik sind wichtige Aufgaben der Gemeindebehörden. ... (faded text) ...

Die Verlegung des Stammsitzes der Firma ... (faded text) ...

D. Wohnen in der Gemeinde

1. Gemeinsam geht es besser

Parteilpolitik in Lindau

Die Politik in der Gemeinde Lindau wird von den drei grossen Parteien FDP, SP und SVP geprägt. Sie handeln – trotz unterschiedlicher Meinungen und Zielvorstellungen – im Interesse der Gemeinde und zum Wohle der Lindauer. Aber die Politikverdrossenheit hinterlässt auch in Lindau ihre Spuren. Das manifestiert sich eindrücklich jeweils bei den Gemeindeversammlungen, die – je nach Wichtigkeit der Traktanden – von zwei bis zehn Prozent der Stimmberechtigten besucht werden. Eine kleine Minderheit entscheidet demzufolge über die Anträge des Gemeinderats.

Viele Stimmberechtigte meiden aus unterschiedlichen Gründen ein Engagement in einer politischen Partei oder in einer Behörde. Ein politisches Engagement lässt sich heute mit Beruf, Familie und Freizeit nicht mehr so leicht vereinbaren. 2012 lebten in der Gemeinde 3250 Stimmberechtigte, davon waren nur etwa 260 eingetragene Mitglieder in einer der drei Parteien, die Mühe haben, neue Mitglieder zu akquirieren.

Die erste politische Partei in der Gemeinde Lindau gründeten 1910 die Sozialdemokraten. Obwohl Julius Maggi ein sozial denkender Patron war und 1907 eine Arbeiterkommission gründete, hatten viele seiner Angestellten den Wunsch, sich auch ausserhalb der Firma zu organisieren. Die Partei trat vorerst in der Öffentlichkeit wenig in Erscheinung. Sie ordnete ihre Vertreter in die Behörden und Kommissionen ab, wo diese sich für das Wohl der Gemeinde einsetzten.

Vier Jahre später, 1914, organisierten sich Bauern, Gewerbetreibende und Angestellte zum «Bürgerlichen Gemeindeverein». Dieser Verein entsandte immer Vertreter in die verschiedenen Behörden. Über Jahre waren drei Bauern im Gemeinderat. Zeitweise stellten sie den Gemeindepräsidenten.

Vermutlich erst nach Kriegsende entstand die «Demokratische Partei». Sie war anfänglich kämpferisch, kritisch und liess den Willen zur Zusammenarbeit vermissen. Doch nach wenigen Jahren stellte sie fest, dass ihre Art des Politisierens nicht zum Ziel führte. Sie änderte ihren Stil, und ihre Vertreter leisteten in der Folge gute Behördenarbeit.

Die aufkommende nationale «Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei» (BGB, heute SVP) und die FDP verdrängten den Bürgerlichen Gemeindeverein. Die Demokratische Partei löste sich 1969 auf.

Langjährige Mitglieder der drei heutigen Parteien haben ihre Erinnerungen zu Papier gebracht. Dank ihren Aufzeichnungen war es möglich, deren Geschichte aufzuzeigen. Die SP als älteste Partei hat sich vor allem während den Krisenjahren stark für die Arbeiterschaft eingesetzt.

Die SP Lindau

Die alten Protokolle der Lindauer Sozialdemokraten geben Einblick nicht nur in die politische Tätigkeit dieser Parteisektion, sondern auch in die Lebensumstände des letzten Jahrhunderts. 32 Männer haben am 30. April 1910 im Gasthaus Frieden in Grafstal die Sozialdemokratische Partei der Gemeinde Lindau gegründet. Diesen Namen gab sich der Verein allerdings erst 1921. Vorerst nannte er sich «Arbeiter-Verein der politischen Gemeinde Lindau». Dies aus der Befürchtung, der Name «Sozialdemokratischer Verein» könnte als nicht ganz salonfähig angesehen werden, wie im damaligen Protokoll zu lesen ist. Dass die Mitgliedschaft im Arbeiterverein manchenorts sehr ungemessen gesehen wurde, musste der Aktuar noch im Jahr der Gründung erfahren. Wegen seiner aktiven Mitarbeit im Verein wurde ihm die Geschäftswohnung umgehend gekündigt.

Nach der Gründung stiess die Partei auf grosses Interesse. Schon ein halbes Jahr später hatte sich der Mitgliederbestand fast verdoppelt. Im Krisenjahr 1933 zählte die Partei 126 Mitglieder. 1960 waren es noch etwa 100. Die Zahl schwankte stark, hatte aber sinkende Tendenz. 1972 bekannten sich noch 53 Leute zur Partei. In den Anfängen und während Jahrzehnten bestand die Partei mehrheitlich aus Maggianern, Männern, die in der Maggi-Fabrik arbeiteten. Von den elf SP-Gemeinderäten, die bis 1970 amtierten, waren sogar neun bei der Maggi angestellt.

Einen vorübergehenden Aufschwung verdankte die Partei dem damals eher linken Zeitgeist sowie aktuellen politischen Themen. Öffentliche Ver-

anstaltungen zum Schwangerschaftsabbruch oder zur Mitbestimmung am Arbeitsplatz stiessen auf grosses Interesse. Und das Frauenstimmrecht vermochte etliche Einwohnerinnen zum Mitmachen in der Partei zu bewegen. Doch in den 1980er und 1990er Jahren setzte sich der Mitgliederschwund wieder fort. Um das Jahr 2000 war die Partei wieder etwa gleich gross wie an der Gründungsversammlung.



Gottlieb Metzger

Ein ausserordentlich engagiertes Mitglied war Gottlieb Metzger (1882–1946). Als Gründungsmitglied präsierte er die Partei während den ersten 25 Jahren. 1923 erfolgte die Wahl in den Gemeinderat, wo er die nächsten 25 Jahre blieb. Zu gleicher Zeit war er auch während 20 Jahren im Kantonsrat. Einige Erfolge verzeichnete die Partei im Laufe des letzten Jahrhunderts. Auf lokaler Ebene bemühte sich die Partei um materielle Verbesserungen, vor allem für die Arbeiterschaft. Einige Beispiele: Im Ersten Weltkrieg (1914–1918) erhielten die Wehrmänner keinen Erwerbssersatz. Der SP-Vizepräsident Eugen Jenny stellte an die Gemeindeversammlung einen Antrag auf eine Soldzulage und hatte damit Erfolg. Weiter stimmte 1919 die Gemeindeversammlung dem Antrag der SP, das steuerfreie Einkommen von 800 auf 1000 Franken im Jahr zu erhöhen, ebenfalls zu. 1930 wurde die SP Lindau bei den Bäckermeistern vorstellig, weil der Brotpreis in der Gemeinde höher war als in den Städten, und erreichte eine Herabsetzung auf 90 Rappen für den Vierpfünder. 1945 beschloss die Gemeindeversammlung auf Anregung der SP, Beiträge an die Kosten der Geburtshilfe auszurichten.

Auf Antrag eines SP-Gemeinderats bewilligte die Gemeindeversammlung 1944 mit überwältigendem Mehr eine Subvention an eine Siedlungsgenossenschaft, die 1946 mit dem Bau von zwölf Einfamilienhäusern in Winterberg beginnen konnte. Auch die Erstellung der Alterssiedlung in Winterberg erfolgte auf Begehren der SP. Das Frauenstimmrecht war auch in der SP Lindau lange umstritten. Zwar empfahl der Parteipräsident den Männern schon 1919 vor einer kantonalen Abstimmung, kräftig für das Frauenstimmrecht einzustehen, doch zeigte sich, dass auch in den eigenen Reihen Vorurteile bestanden. Noch 1937, als man die Gründung einer Frauengruppe diskutierte, wurde von zwei Votanten *«die intellektuelle Eignung unserer Frauen für die Funktionen des Vorstandes in gelinde Zweifel»* gezogen. Immerhin nahm die Partei ab 1932 Frauen als Mitglieder auf. Im Jahr 2010 konnte die SP Lindau ihr 100-jähriges Bestehen feiern.

Die FDP Lindau

Die jüngste der drei tragenden politischen Kräfte in der Gemeinde ist die FDP. Ihre Gründung erfolgte am 26. März 1969 im Restaurant Thalegg in Anwesenheit von vierzehn Einwohnern der Gemeinde Lindau und vier Gästen.

Die Zuwanderung aus den Städten und anderen Regionen, vielfach ohne bäuerlichen Hintergrund und mit neuen Ideen und Zielvorstellungen, führte zu einer Intensivierung der politischen Diskussion. Es war daher nicht verwunderlich, dass schon im Jahr 1966 liberale Kräfte mit Unterstützung der demokratischen Partei im Gemeinderat und in der Schulpflege Einsitz nehmen konnten. Eine dritte Kraft war nötig, denn die Mitglieder einer Exekutive brauchten die Unterstützung einer Partei. Deshalb fiel der Ruf nach einer liberalen Partei auf fruchtbaren Boden und führte 1969 zur Gründung der FDP. 44 Jahre nach der Gründung zählt die FDP Lindau 60 aktive Mitglieder. Sie hat sich in unserer Gemeinde zu einer etablierten Kraft entwickelt und ist nach wie vor in den verschiedenen Behörden der Gemeinde aktiv. Sie befasst sich vorwiegend mit den Anliegen der Gemeinde, aber auch mit nationalen und kantonalen Vorlagen und kommuniziert ihre Meinung, die nicht immer identisch ist mit den Parolen der Mutterpartei. Mit gesellschaftlichen Veranstaltungen wie dem Besuch im Bundeshaus, Besichtigung von Baustellen, Unternehmen usw. pflegt die Partei den Zusammenhalt auch ausserhalb politischer Aktivitäten.

Die SVP Lindau

Die Schweizerische Volkspartei, Sektion Lindau, besteht in der heutigen Form seit 1977. Im Jahr 1974 wurde die damalige Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei BGB in SVP umgetauft. Wann genau die Sektion BGB Lindau gegründet wurde, ist nicht mehr eruierbar. Es dürfte in den 1960er Jahren gewesen sein. Zu den Gründern gehörte der damalige Gemeinderat und spätere Gemeindepräsident Robert Weiss.

Die SVP Lindau befasste sich in den 1980er Jahren in Anlehnung an die nationale Partei stark mit den kantonalen und eidgenössischen Themen. Aber auch kommunal machte sie sich Gedanken über die Zukunft.

Um den Einfluss in der kommunalen Politik zu verstärken, setzte die SVP stark auf Anwerbung neuer Mitglieder. Eine originelle Werbeidee aus dem Jahr 1994 war, jedem Neuzuzüger einen Sack Kartoffeln zu überreichen. Es blieb bei der Idee. Seit 2002 hat die SVP einen eigenen Werbeauftritt im Internet und führt zudem an der Lindauer Chilbi eine eigene Wirtschaft. Die SVP ist in allen Behörden angemessen vertreten und hat die kommunale Politik nachhaltig mitgeprägt. Sie ist seit Jahren in der Gemeinde stark verwurzelt, was bei den Wahlen immer wieder bestätigt wird.

2. Kultur und Kunst

Lindauer Kulturangebot

Das kulturelle Angebot in den Städten Winterthur und Zürich ist reichhaltig und vielfältig. Dass die Einwohner in der Agglomeration, zu der auch die Gemeinde Lindau gehört, davon gerne regen Gebrauch machen, liegt auf der Hand. In kürzester Zeit ist man in Winterthur und Zürich. Das vielfältige Angebot, die gewachsenen Ansprüche und die kurzen Wege haben dazu geführt, dass das kulturelle Leben in den Gemeinden von den Kulturzentren etwas verdrängt worden ist.

Jahrelang haben die zahlreichen Dorfvereine das kulturelle Leben geprägt und den Zusammenhalt in der Gemeinde gefördert. Heute noch wird ein Teil des Kulturangebots von ortsansässigen Vereinen gestaltet. Zu erwähnen sind die Auftritte des Musikvereins Kempthal, des Männerchors Grafstal-Winterberg und der Turnvereine. Selbstverständlich leisten auch Schule und Kirche, aber auch Private ihren Beitrag. Ein gutes Beispiel ist die

von Margrith Schnierl während vielen Jahren geführte Tanzgruppe LIWITA (Lindau, Winterberg, Tagelswangen), die mit Kindern zwischen fünf und fünfzehn Jahren Darbietungen auf hohem Niveau zeigte.

Viele traditionelle Anlässe beruhen auf altem Brauchtum oder Überlieferungen. Vermutlich die längste Tradition hat die Lindauer Chilbi, ehemals Kirchweih.

Das kulturelle Angebot wird auch durch die Gemeinde praktisch und finanziell unterstützt. So wird einheimischen Künstlern die Gelegenheit geboten, im Gemeindehaus für einige Zeit ihre Werke auszustellen. Auch die beiden Organisationen Forum Lindau und Bibliothek sind heute nicht mehr wegzudenken. Unter Mithilfe der Gemeinde haben im Sommer 2007 drei Mitglieder vom Verein LindauLebt den von Illnau bis Effretikon führenden Kemptweg bis zum Maggi-Areal verlängert.



Das Forum Lindau

Agatha Christie erhielt den Orden des British Empire, Salvador Allende wurde in Chile zum Regierungschef gewählt, Walter Ulbricht musste zurücktreten, und in Ägypten wurde der Assuan-Staudamm eingeweiht. Es war das Jahr 1971. In Lindau haben laut Protokoll des Gemeinderats *«fünf Damen und Herren auf eine Ausschreibung hin ihr Interesse bekundet, in einer Kommission zur Förderung des kulturellen Lebens in unserer Gemeinde mitzuarbeiten»*. Um die Unabhängigkeit jeglicher behördlichen Einflussnahme zu garantieren, war unter den Mitgliedern dieser Kulturkommission kein Mitglied des Gemeinderats vertreten. Für den Kontakt zum Gemeinderat sorgte der damalige Gemeindepräsident Robert Weiss. In der Sitzung vom 14. Juni 1971 wurden die folgenden fünf Gründungsmitglieder gewählt: Hugo Bühlmann (Präsident), Vreni Daniel, Brigitte Kunz-Buchli, Heinz Härri und Robert Stüssi. Der Gemeinderat stellte für die Förderung des kulturellen Lebens einen Betrag von 5000 Franken zur Verfügung (zum Vergleich: für die Durchführung der Bundesfeier einen Betrag von 2000 Franken). Von da an bis zum heutigen Tag brachte das

Forum Lindau ununterbrochen (zehn- bis zwölfmal pro Jahr) kulturelle Veranstaltungen verschiedenster Art auf die Bühnen aller Dorfteile. Konzerte, Theateraufführungen, Kinderprogramme, Cabarets und Ausstellungen mit teilweise einheimischen Künstlern, wie auch Besuche auswärtiger Veranstaltungen sollten das kulturelle Leben in Lindau bereichern und möglichst viele Bedürfnisse abdecken. 27 Mitglieder waren und sind seit 1971 in der Kommission vertreten und setzen sich für Kultur in Lindau ein – ein nicht immer leichtes Unterfangen. Bereits 1977 erwähnte laut «Zürcher Oberländer» ein Bericht des Gemeinderats die schlechten Besucherfrequenzen und erwog, die Aktivitäten auf dem kulturellen Sektor einzustellen, sollten die Besucherzahlen nicht steigen. Die durch den öffentlichen Verkehr immer näher kommenden Städte Zürich und Winterthur und das generell steigende kulturelle Angebot im Laufe der Jahre waren zur echten Konkurrenz geworden. Dennoch gelang es immer wieder, dem Lindauer Publikum zu vergleichsweise moderaten Preisen namhafte Künstler nahezubringen, wodurch sich über die Jahre hinweg doch eine konstante und zufriedene Zuschauergemeinde bildete. So konnte das Forum Lindau 2011 immerhin sein 40-jähriges Bestehen feiern. Mittlerweile zu einem festen Bestandteil des Programms geworden ist ein Adventskonzert Anfang Dezember. Hingegen finden sich heute nicht mehr viele einheimische Künstler, die das Forum als Plattform nutzen möchten, sodass auf die regelmässige Organisation einer Galerie, welche doch während mehr als 10 Jahren traditionell jedes Jahr ihren Platz hatte, verzichtet wurde. Bis zur Erstellung der Website der Gemeinde Lindau führte das Forum Lindau auch den Veranstaltungskalender der Gemeinde, und bis heute ist jeweils ein Forumsmitglied im Trägerverein Vereinsarchiv Lindau vertreten.

Endlich eine Bibliothek

«Als Gegenpol zu den Massenmedien Radio und Fernsehen sollte der Bevölkerung und vor allem der Jugend Gelegenheit geboten werden, gute Bücher lesen zu können.» So stand es in der Weisung zur Gemeindeversammlung vom 16. Dezember 1966. In Kempththal gab es eine Bibliothek des Lesevereins, die aber ausschliesslich den Betriebsangehörigen der Firma Maggi AG offen stand. In Tagelswangen führte Lehrer Honegger während einigen Wintern eine kleine Filiale der Schweizerischen Volksbibliothek Bern mit etwa 100 Büchern.

Auf Initiative des damaligen Gemeindeschreibers Hans Huber und von drei Lehrern hat der Gemeinderat im Jahr 1965 konkret die Schaffung einer Bibliothek ins Auge gefasst, um damit einen Beitrag zur Förderung des kulturellen Lebens in unserer Gemeinde zu leisten. Eine Studienkommission wurde beauftragt, die Frage zur Schaffung einer Bibliothek abzuklären. Frühere Projekte waren bis anhin meistens an der Platzfrage gescheitert. Mit der Erweiterung des Gemeindehauses stand nun ein zweckmässiger Raum mit ebenerdigem Zugang zur Verfügung. Als Betriebsform wurde eine sogenannte Freihandbibliothek gewählt. Dabei hat der Benutzer Zugang zu den Büchern und wird nicht durch einen Schalter hindurch bedient. Die Gemeindeversammlung vom 16. Dezember 1966 bewilligte einen Bruttokredit von 29 000 Franken für die Einrichtung und die Anschaffung von Büchern. Die jährlichen Kosten wurden mit 2000 Franken veranschlagt. Der Betrieb wird durch eine Bibliothekskommission geführt, die dem Gemeinderat gegenüber verantwortlich ist. Mit einem Bestand von 1500 Büchern startete der Betrieb im November 1967.



Die erste Bibliothek im erweiterten Gemeindehaus 1967

Die Gemeindebibliothek baute ihr Angebot weiter aus. Der Raum im Untergeschoss des Gemeindehauses wurde knapp. Mit der Aufgabe des Schulbetriebs im Schulhaus Lindau stand der Bibliothek in einem verlas-

senen Schulzimmer wesentlich mehr Raum zur Verfügung. Und mit der Verlegung des Betriebsamtes nach Effretikon 2009 konnte das Raumangebot im alten Schulhaus weiter vergrössert werden. Eine gleichzeitige Renovation steigerte die Attraktivität.



Die Bibliothek im alten Schulhaus

Die Bibliothekskommission leistet einen wesentlichen Beitrag zum kulturellen Leben in der Gemeinde. Stellvertretend für viele Helferinnen und Helfer sei Elisabeth Tinti erwähnt, die 1978 die Leitung von Hans Huber übernahm und sie nach 25 Jahren an Alexandra Schulthess weitergab. Sie stellt ihr Wissen aber weiterhin als Kommissionsmitglied zur Verfügung. Den Erfolg der Bibliothek zeigt die Statistik von 2009: Die Bibliothek verfügte über 3721 Bücher, 130 Kassetten, 518 DVD-Filme und 52 Hörbücher. Die Anzahl der registrierten Benutzer ist auf 388 angestiegen.

Kemptweg – Industriegeschichte und Natur im Tal der Kempt

Seit dem Mittelalter wurde die Wasserkraft der Kempt für den Antrieb der Maschinen von Gewerbebetrieben, vor allem Mühlen, genutzt. Die Wasser-

kraft reichte für die Energiegewinnung von kleinen und mittelgrossen Betrieben. Sie machte das Tal der Kempt zu einer frühen Industrieachse von regionaler Bedeutung.

Die am frühesten erwähnte Siedlung an der Kempt hiess damals Craol-festale. Es ist davon auszugehen, dass der Talabschnitt damals Tal des Craol hiess. Aus Craol wurde mit der Zeit Grafstal. Heute liegt es nicht mehr im Tal an der Kempt, sondern auf einer Anhöhe. Entscheidend für die Entstehung der Siedlung war die Wasserkraftnutzung. 1834 entstanden Hammer-schmieden und Mühlen, welche 1861 von Michael Maggi erworben und von 1885 bis 1912 unter Sohn Julius zum Fabrikkomplex der Firma Maggi erweitert wurden.

Die Erschliessung des engen Taleinschnitts der Kempt erfolgte durch die Strassenverbindung (1831–1841) und durch die Eisenbahn Zürich–Winterthur (1856). Der Verkehr auf den Strassen von Illnau und Effretikon und der Zürcherstrasse von Tagelswangen hat dank der Autobahn stark abgenommen.

Im Herbst 2000 eröffnete die Stadt Illnau-Effretikon den rund fünf Kilometer langen Wanderweg mit 16 Orientierungstafeln. Er führt von der Weberei Graf in Illnau über die Sägerei Illnau und die Spinnerei Oberkempttal zur Würglenmühle bei Effretikon. Neben den industriegeschichtlichen und naturkundlichen Objekten gibt es Picknickplätze bei der Kanalanlage Otelrain und beim Sagiweiher.

Im Jahr 2007 erfuhr der Kemptweg beim Mannenberger Bahnviadukt eine Fortsetzung auf dem Gebiet der Gemeinde Lindau, erstellt durch den Verein LindauLebt. Er ist rund drei Kilometer lang, beginnt bei der Mannenbergerhöhle (Standort der Mühle Mannenberg, die 1854 wegen des Bahnbaus an die Nordostbahngesellschaft verkauft und 1871 abgebrochen wurde) und führt zuerst der Kempt entlang, verlässt beim Dreispitz den Talgrund und steigt zum Dorf Grafstal hinauf, setzt sich durch das Dorf fort und führt an der Autobahnraststätte vorbei, bevor er auf dem Kempttallerweg zum Bahnhof Kemptthal hinabführt. Insgesamt 13 Tafeln vermitteln dem Wanderer und Betrachter interessante Informationen über die Natur und die Entwicklung des Kempttals und des Dorfs Grafstal, dessen Entwicklung wesentlich von der Nahrungsmittelfabrik Maggi geprägt wurde, deren Spuren heute noch sichtbar sind. Die Tafeln erzählen nicht die Firmengeschichte der Maggi, sondern geben einen Einblick ins Alltagsleben von früher.

3. Bräuche mit Traditionen

Viele Traditionen mit kulturellem Inhalt und auch andere Überlieferungen konnten bis heute erhalten werden. Vieles ist verschwunden, einiges konnte wiederbelebt werden. Immer wieder gibt es neue Anlässe, die schon bald als traditionell bezeichnet werden können, als Beispiel der Gemeinde-Neujahrsapéro oder die Weihnachtsfenster.

Tagelswanger Lichtkläuse

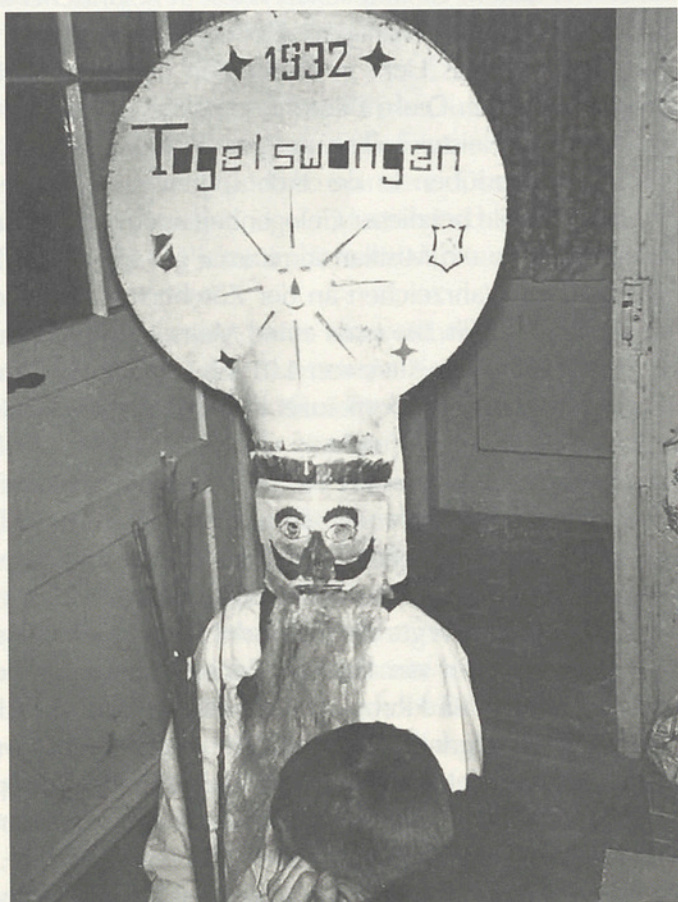
An einem der letzten Tage des Jahres wird in Tagelswangen «umgeschället». Burschen, heute auch Mädchen, mit Glocken gehen durchs Dorf und bilden mit lautem Geläute einen Kreis. In heidnischer Zeit hatte das einen kultischen Sinn, eine religiöse Bedeutung. Nach dem Glauben unserer Vorfahren war das Licht in dieser Zeit der längsten Nächte von bösen Geistern bedroht. Diese Bedrohung galt es, mit Lärm abzuwehren. Aber nicht nur die Geister sollten ausgetrieben werden, es war auch eine Art Fruchtbarkeitszauber. In der Erde sollten neue Kräfte geweckt werden. Natürlich wurde bei dieser Gelegenheit auch manchmal «Seich gemacht». So wurde etwa ein Mistkarren, einmal gar ein «Güllefässli» auf die hohe Lärche, dem Wahrzeichen an der Zürcherstrasse, gebunden. Die Lärche wurde 1980 gefällt. Sie mass einen Meter im Durchmesser, war 30 Meter hoch und hatte ein Alter von 140 Jahren. Geneckt wurden auch immer wieder verschrobene Dorfkäuze. Bei Kindern bewirkte das laute Glockengeschell Angst und Ehrfurcht.

Um 1900 war das Klausen vor und nach Weihnachten an vielen Orten im Kanton Zürich verbreitet. Es war eine soziale Gepflogenheit. Damals bestand in Tagelswangen, einem Haufendorf mit Bauern und Kleinhandwerkern, die Gemeinschaft der ledigen Burschen, die sogenannte Knabenschaft. Diese sorgte mit Leib und Seele dafür, dass es in der Woche nach Weihnachten ein lärmiges, unheimliches Umhertreiben gab. Mit Schlittengeschell und Kuhglocken zogen sie allabendlich durchs Dorf. Das «Umeschelle» begann beim Eindunkeln und dauerte bis mitten in die Nacht hinein. Meistens endete das unheimliche Treiben im Spiegelhof bei Most und Tee. Noch während diesem Treiben bildete sich eine Dreiergruppe für den Klausumgang am Silvesterabend. Es war eine Ehre, daran teilzunehmen zu können. Dabei wurden nur echte Tagelswanger Buben geduldet.

Das Überbringen der Glückwünsche in der Neujahrsnacht begann im Spiegelhof und endete bei August Graf in der Wirtschaft zur Kreuzstrasse. Heute ist diese abgebrochen. Sie stand früher an der Zürcherstrasse, oberhalb des Hotels Hirschen, heute Phoenix Contact. Das Klausen musste bis zum Kirchgang beendet sein.

Drei vermummte Gestalten erscheinen an der Haustür. Sie erkundigen sich, ob die Kinder brav gewesen seien, drohen mit der Fitze, singen oder sagen einen Neujahrswunsch auf. Der überlieferte Spruch des Klausen lautet:

«Hüt isch Silväschter und morn isch Neujahr, gänd mir au öppis zum guete Neujahr, gänd ihr mir nüt, so bliib i stah, bis ihr mich gheissed wiiter gah. Hüt isch Silväschter und morn isch Neujahr, mir weusched eui allne es gsägnets neus Joor.»



Der Lichtklaus

Der Lichtklaus trägt ein weisses Hemd, kreuzweise über der Brust zwei Glocken und einen grossen Lichthut. Der Lichthut ist 90 cm hoch und mehrere Kilo schwer. Verziert ist er mit farbiger Schnitzerei. Das Tragen dieser schweren Lichtkappe mit Kerzenbeleuchtung bedingte, dass der Träger aufrecht gehen musste. *«Nach mündlicher Überlieferung habe jeweils der Labbi Guschi ein Frankenstück auf den Boden gelegt. Konnte sich der Lichtklaus bücken, ohne dass sein riesiger Hut verrutschte, so durfte er das Geld behalten. Bei einer anderen Gelegenheit kam es einmal vor, dass die Lichtkappe verbrannte. Zwei findige Köpfe richteten in der neuen Haube ein batteriebetriebenes Licht ein.»* (ZO 5.1.1989) Den Lichthut musste der neue Lichtklaus seinem Vorgänger abkaufen. Das kostete ihn zwischen zwei und fünf Franken. Der Lichtklaus schüttelt die Glocken als Dank für eine Gabe.

Der Schnappesel trägt auf dem Kopf ein Fell und darüber eine lederne Ohrenkappe. Er ist in ein weisses Leintuch gehüllt und streckt aus seinem Umhang einen auf- und zuklappbaren Eselskopf heraus. Damit schnappt er nach den bösen Leuten und lässt sich Gaben ins Maul legen. Er hat blitzende Augen, und aus seinem roten Rachen ragen schwarze Schuhnagelzähne. Der Eselskopf stammt aus dem Jahr 1920 und wurde von Hans Wegmann (Hansjoggeli Hans) gefertigt.

Der Schmutzli trägt eine schwarze Pelerine und einen weissen Leinensack mit Fitze. Er droht den Kindern, wenn sie böse gewesen seien, würde er sie einstecken. Er hat ein dunkles Gesicht. Der neue Schmutzli musste selber für seine Rute besorgt sein. Er arbeitete daran in der Budik (Kleinwerkstatt eines Bauern) mehrere Stunden lang.

Bis etwa 1969 trugen Klaus und Esel Larven. Heute sind sie geschminkt. Dem Lichtklaus werden rote Backen, dem Schnappesel ein graues und dem Schmutzli ein schwarzes Gesicht gemalt.

Das Klausen war früher Sache der Gemeinschaft lediger Burschen. Vom Erlös gab es etwas zu trinken; den Rest verwendete die Burschenschaft zum Beispiel für das Klöpfen an Hochzeiten oder für einen bescheidenen Ausflug.

Später fand das Klausen unter der Obhut des Lehrers Emil Honegger statt, der 44 Jahre lang an der Primarschule Tagelswangen unterrichtete und während dieser Zeit dafür sorgte, dass dieser Brauch weiter betrieben wurde. Ihm ist es zu verdanken, dass dieses Brauchtum bis heute überlebt hat. Einen Unterbruch gab es während des Zweiten Weltkriegs, danach wurde das Klausen wieder aufgenommen.

In neuerer Zeit nimmt sich das Forum Lindau der Sache an. Die Kläuse erhalten ein angemessenes Trinkgeld, der Rest wird einem gemeinnützigen Zweck zugeführt. Man verzichtet heute auch auf den Umgang über die Felder und beschränkt das Klausen auf den Dorfkern. Auch die Emanzipation hat sich eingeschlichen, machen doch heute auch Schülerinnen der Oberstufe mit. Früher hätte das einen Aufruhr verursacht, wenn ein Frauenzimmer hätte mitmachen wollen.

Wie, wo und wann dieser Brauch seinen Anfang nahm, konnte nicht ermittelt werden. 2004 bemerkte man, dass in den letzten drei, fünf oder gar zehn Jahren der Brauch vergessen ging. Vom Verein LindauLebt wurden dann vier Gruppen zusammengestellt, die den Brauch wieder aufleben lassen sollten. Vier Gruppen darum, weil es heute über vier Stunden dauert, bis alle Haushaltungen aufgesucht sind. Die Zeit der 20-Rappen-Stücke und die des «Chröli»-Zuschiebens sind vorbei. Der Esel schnappte sich 645 Franken, die den Flutwellenopfern in Asien gespendet wurden. Auch die rund 2,5 Kilogramm Süßigkeiten, die eingesammelt wurden, fanden bestimmt Abnehmer. Alle Beteiligten waren der Meinung, dass der Brauch unbedingt weiter gepflegt werden sollte.

Glockengeläut bei Todesfällen

Das Läuten der Totenglocke gibt es in Lindau, Eschikon und Tagelswangen bis zum heutigen Tag. Wenn jemand im Dorfteil Lindau stirbt, wird am nächsten Tag, auf Wunsch, morgens um sieben Uhr fünf Minuten lang mit einer Glocke geläutet. Je nach Geschlecht wird eine entsprechende Glocke geläutet, sodass die Bewohner wissen, ob ein Mann oder eine Frau gestorben ist (Läuteordnung Seite 355).

Das Verkünden solcher Todesnachrichten durch die Leichenbitterin oder auch «Chilesäägeri» ist früher in Winterberg und Grafstal üblich gewesen. Später verteilte der Lehrer vervielfältigte Anzeigen in die Haushalte.

Am Tag der Beerdigung läuteten um 13 Uhr die Glocken der Kirche in Lindau. Auch die kleine Schwester der Lindauerglocken im Schulhaustürmchen zu Tagelswangen verkündete am Morgen Todesfälle von Tagelswanger Dorfbewohnern. Als das öffentliche Trauergeleite noch Brauch war, gab die Glocke das Zeichen zur Besammlung und begleitete den Trauerzug mit klagender Stimme bis nach Lindau, wo das Kirchengeläute das Geleite übernahm.



Trauerzug in Tagelswangen

Vier Nachbarn, Freunde oder Kollegen des Verstorbenen wurden vom Trauerhaus gebeten, als Träger zu amten. Diese bahrten den Sarg vor dem Hause auf und schmückten den Leichenwagen mit Kränzen.

Erst im Jahr 1890 wurde, angeregt durch Pfarrer Tappolet, von der Gemeinde ein Leichenwagen angeschafft. Die Winterberger erklärten, der Totenweg sei so holprig, dass die Toten wohl vom Schütteln wieder zum Leben erweckt würden. Vorher wurden die Särge von den Trägern vom Trauerhaus bis nach Lindau getragen.

Auch beim eigentlichen Grabgeläute bei der Beerdigung in Lindau begann bei erwachsenen männlichen Personen die grösste Glocke zu läuten, worauf die anderen nach abnehmender Grösse einfielen. Bei weiblichen Personen begann die zweitgrösste Glocke, und die grösste fiel erst am Schluss nach der kleinsten mit ins Geläute ein.

Vor der Kirche angelangt, hielt der Trauerzug still. Das Geläute wurde unterbrochen, während der Trauerzug am Leichenwagen vorbei der Kirche zustrebte, wo die Abdankung stattfand.

Heute wird zu den Abdankungsfeiern mit den Glocken geläutet, sofern die Angehörigen nicht ausdrücklich darauf verzichten. Eine Stunde vor Beginn der Abdankungsfeier wird mit einer Glocke vorgeläutet. Eine Viertelstunde vor der Feier läuten alle Glocken, und für das Ausläuten wird wiederum nur eine Glocke geläutet. Die Transporte der Verstorbenen erfolgen heute nur noch mit dem Leichenauto. Öffentliche Geleite finden nicht mehr statt. An die graue Vorzeit mit ihrer Geisterfurcht erinnert eine Notiz im Kirchenprotokoll von 1871: *«Die Kirchenpflege sieht keine Möglichkeit, das Klöpfen vor den Fenstern der Angehörigen Verstorbener abzustellen. Dieser alte Brauch müsse wohl von selbst aussterben. ... Dem Peitschenknallen liegt in unserem Falle die heidnische Auffassung zugrunde, die Seelen der Toten würden umherirrend die Lebenden belästigen. Wie beim Hochzeitschiessen und Silvesterlärm dachte wohl niemand mehr an die ursprüngliche Bedeutung solcher Handlungen.»*

Räbeliechtlumzüge – eine alte Tradition

Der Räbeliechtlumzug hat seinen Ursprung in den Erntedank- und Lichterfesten. Im November wurden die Räben geerntet, ein Grundnahrungsmittel, das damals so häufig gegessen wurde wie Kartoffeln. Für das Einbringen der letzten Feldfrüchte dankten die bäuerlichen Frauen, indem sie mit einer Räbe als Licht- und Wärmespeicher von den Höfen durch die kärglich beleuchteten Strassen ins Dorf zum Dankgottesdienst gingen. Heute hat die Räbe ihre Bedeutung als Nahrungsmittel verloren und wird nur noch für die Räbenlichter angepflanzt.

Edith und Alfred Ehrensperger, ein Bauernehepaar aus Tagelswangen, hielten der Knolle die Treue: *«Wir bauen jährlich an die 10 000 Köpfe an»*, beteuerte Edith Ehrensperger gegenüber dem *«Tages-Anzeiger»* im Jahr 2006. Jeden Sommer, zehn Tage vor dem Nationalfeiertag, werden 400 Gramm Rübensamen mit 40 Kilogramm Düngkalk vermischt. Das reicht für die Aussaat auf einer halben Hektare Land.

Gegen Ende Oktober wird geerntet. Die Ernte der violetten Knollen, das Waschen und der Versand verlangen ein sorgfältiges Vorgehen, denn nur unverletzte Räben eignen sich zum Räbeliechtlischnitzen.

Die nächste Station war der Dorfbrunnen. Hier wurden die Räben gewaschen, jede einzeln von Hand. Hier durften die Kinder auch gleich eine Rabe kaufen.



Die Räben werden gewaschen

War einmal niemand beim Brunnen, durfte man trotzdem eine Rabe mitnehmen und das Geld auf den Brunnenstock legen. Das war zwar keine offizielle Abmachung, wurde aber einfach so gehandhabt.

Mehr als 30 Jahre lieferte Familie Ehrensperger die Räben an die Schulen und Kinder von Lindau, aber auch an andere Gemeinden. Im Jahr 2008 übernahm Ueli Schmid vom Spiegelhof diese Aufgabe.

Räbeliechtliumzüge in der Gemeinde Lindau

Der Umzug in Lindau und Tagelswangen findet immer am ersten Sonntag im November statt. Die einen Kinder mit Eltern, Verwandten und Bekannten versammeln sich in Lindau, die anderen in Tagelswangen. Beide Umzüge bewegen sich zum Armbrustschützenstand in Tagelswangen. Dort warten Wienerli mit Brot, Punsch und Glühwein auf die Teilnehmer. In den Anfangsjahren fand der Räbeliechtliumzug, durch die Lehrerschaft

organisiert, an einem Wochentag statt. Geschnitzt wurden die Räben im Kindergarten mit Hilfe der Eltern. Die Kinder aus Tagelswangen trafen sich an der Huebstrasse, um gemeinsam zu einem verabredeten Ziel zu wandern. Dort konnten sie sich mit den Kindern aus Lindau an einem grossen Feuer aufwärmen. Selbstverständlich gab es schon damals etwas zu essen und Punsch zum Trinken.

Aus Sicherheitsgründen – der Umzug musste in den Anfängen die vielbefahrene Zürcherstrasse überqueren – verschoben die Organisatoren den Besammlungsort ins Schulhaus Buck. Heute organisiert ein Räbenliechtli-komitee anstelle der Lehrerschaft den Umzug.

In Grafstal und Winterberg findet der Umzug am ersten Donnerstag im November statt, abwechslungsweise in Grafstal und Winterberg. Die Kinder mit ihren Eltern, Grosseletern, Göttis und Gottis versammeln sich in Grafstal beim Schulhaus, in Winterberg beim Café Raindli. Von dort geht der Umzug durch das jeweilige Dorf bis zum Ziel, in Grafstal wieder zum Schulhaus, in Winterberg zum Primarschulhaus Bachwis. Dort warten fleissige Helfer und Helferinnen mit Hotdogs, Punsch, Glühwein und seit 2008 mit selbst gekochter Räbesuppe.

In den Anfangszeiten haben vor allem die Kindergartenkinder Räben geschnitzt und sind mit diesen durchs Dorf gezogen. In den 1970er Jahren machten auch die grösseren Schüler mit. Sie bastelten Papierlaternen, anfangs kleine Laternen, 20–30 cm hoch, später immer grössere, die zu zweit getragen werden mussten. In den Laternen leuchteten vier bis sechs Kerzen. Etwa einen Monat vor dem Umzug begannen die Schüler mit dem Laternenbau. Die Wände stellten sie aus schwarzem Papier her, aus dem sie verschiedene Formen heraus schnitten und mit buntem, durchsichtigem Papier beklebten. So konnte das Licht der Kerzen hindurchscheinen, und es sah aus wie ein bemaltes Kirchenfenster. Als Krönung stellten die Fünft- und Sechstklässler Ende der 1970er Jahre Laternen her, die 120–150 cm hoch waren. Sie wurden auf ein Holzkreuz montiert. Als sie ihre wunderschönen Laternen nach draussen nehmen wollten, standen sie vor einem Problem: Die Türe war zu klein! Das Fenster ebenfalls. Die Laternen waren zu gross! Not macht erfinderisch. Sie montierten die Tragekreuze ab und setzten die Laternen draussen wieder zusammen. Mächtig stolz waren die Schüler auf ihr Werk und das Tragen – die Laternen mussten von vier Schülern getragen werden – ein ziemlich abenteuerliches Unterfangen. Zwei dieser Laternen werden jedes Jahr ausgebessert und mitgetragen (Stand 2010). Anfang der 1990er Jahre übernahmen Eltern die Organisation des Räbeliechtliumzugs.

Mittelstufenschüler mit ihren grossen Laternen führten den Zug an, die Kindergartenklassen bildeten den Umzug, und die Familien und weitere Angehörigen folgten.

Mit der Zeit veränderte sich der Umzug. Nur noch die Laternenträger zeigten den Weg. Abwechselnd begleiteten ein Tambour oder andere Musiker den Räbeliechtliumzug. 2009, nach einer mehrjährigen Pause, beteiligten sich die zwei Kindergärten aus Grafstal und Winterberg wieder am Umzug. Direkt hinter der antiken Laterne sollten die dekorierten Leiterwagen mit den Kindergartenkindern folgen. Leider verschwanden sie in der grossen Menschenmenge. Trotzdem erfreuten sich sowohl Teilnehmer als auch Zuschauer an den schönen Leiterwagen, die hoffentlich auch in Zukunft Bestandteil des Umzugs sein werden.

Jedem Dorf sein Fest

Das Winterbergerfest

Das Geburtsjahr des Dorffestes in Winterberg datiert von 1980. Die Idee war einfach: An die Stelle zahlreicher Quartierfeste sollte ein Dorffest treten. Mit Hilfe vieler Hände wurden in der Scheune von Fritz Kuhn Bänke und Tische bereitgestellt. Vor der Scheune stand ein Grill, auf dem jeder seine mitgebrachten Würste und/oder Fleischstücke grillieren konnte. Getränke und Kuchen konnten zu einem erschwinglichen Preis gekauft werden. Jedes Jahr sorgte eine Ländlerkapelle für die musikalische Unterhaltung. Nach einigen Jahren wechselte das Winterbergerfest den Standort. Es findet nun auf dem Areal des Schulhauses Bachwis, wenn möglich unter freiem Himmel, und zwar jeweils am Bündelitag statt. Die Leute von Winterberg müssen einen guten Draht zu Petrus haben, denn er war ihnen bisher meistens gut gesinnt. Selten musste in den überdachten Zwischengang vom Schulhaus und in die Turnhalle ausgewichen werden. Die Nerven sind aber kurz vor dem Fest bei den Organisatoren sehr angespannt. Wird das Wetter mitmachen? Kann das Fest draussen stattfinden, oder muss die Turnhalle zur Festhütte umgebaut werden? Spätestens am Samstagmorgen muss der Entscheid fallen.

Nach 19 Jahren Organisation trat das Team der ersten Stunde zurück. Die folgenden zwei Jahre mussten die Winterberger mangels Organisatoren ohne Dorffest auskommen.

Winterberg ohne Dorffest, das kann doch nicht sein! Dieser Meinung waren auch einige Winterberger, und es dauerte nicht lange, bis das Dorffest wieder zum Leben erweckt wurde. Das Datum für die Auferstehung des Anlasses wurde auf den 19. Juni 2000 festgelegt. Um wetterunabhängig zu bleiben, wurde die Turnhalle zum Festsaal umfunktioniert, mit Bühne, Getränkeausgabe, Kuchenbuffet usw. Auf dem Pausenplatz konnten die Besucher sich mit Fleisch, Salat, Pommes frites, Crêpes, Hotdogs usw. eindecken. Auch ein Besuch an der Bar lohnte sich. Seit 2007 hat Winterberg ein eigenes, nur für das Winterbergerfest von der Brauerei Euelwies in Winterthur gebranntes Bier. Fleissige Hände versehen sämtliche Bierflaschen mit der Etikette: *Winterberger Festbier*. Auch die Glacé vom Bauernhof Vollenweider aus Illnau erfreut sich seit 2008 grosser Beliebtheit. Dank den Sponsoren sind die Preise sehr moderat.

Bis heute hat sich nicht viel verändert, abgesehen von der Kinderdisco, die mangels Zulauf aus dem Angebot gekippt wurde. Das Winterbergerfest soll vor allem ein Begegnungsfest für Jung und Alt sein, wo man alte Freunde wieder trifft und neue Kontakte knüpfen kann. Marco's Band spielt jeweils zum Tanz auf.

Ohne Mithilfe von vielen Freiwilligen wäre ein Dorffest nicht möglich. Idealismus und Freude an der Sache sind das Herz des Winterbergerfestes. Mancher Besucher macht sich zu später Abend- oder früher Morgenstunde mit einem grösseren oder kleineren Gewinn aus der Tombola auf den Heimweg. Wer einmal mit den Winterbergern gefeiert hat, der kommt bestimmt wieder.

Chilbi Lindau

Die ältesten Einwohner von Lindau erinnern sich: Die Chilbi hat schon immer am vierten Sonntag im August und am darauf folgenden Montag stattgefunden. So ist es auch heute noch. Dass dieser Brauch bei uns eine lange Tradition hat, liegt darin, dass das Wort «Chilbi» von Kirchweih kommt und Lindau seit Jahrhunderten eine Kirche hat.

Zu unserer Chilbi existiert eine kuriose Geschichte aus dem Jahr 1807. In diesem Jahr herrschte landesweit eine Hungersnot. Da soll zwischen Nürens Dorf und Lindau ein eigenartiger Handel stattgefunden haben. Der «Bären»-Wirt und Gemeindepräsident von Nürens Dorf, Rudolf Schellenberg, überbrachte seinem Amtskollegen und «Rössli»-Wirt Kuhn von

Lindau sieben Säcke Apfelstückli, dies als Entgelt für die Abtretung des Chilbirechts von Lindau nach Nürensdorf. Das Recht zur Durchführung der Chilbi in Nürensdorf sollte erstmals für das Jahr 1817 gelten. Der herrschenden Hungersnot wegen einigte man sich auf einen Bezug in Naturalien. Auf die Festsetzung eines Geldbetrags wurde, der Not gehorchend, verzichtet. Das Abkommen wurde von den beiden Gemeindepräsidenten gegengezeichnet.

So kam Nürensdorf ohne Kirche zu einer Chilbi oder Kirchweih. Bis zum heutigen Tag feiert Nürensdorf jeweils im August seine Chilbi, auch wenn man immer noch vergeblich nach einer Kirche Ausschau hält. Ob nach der Abtretung des Chilbirechts an Nürensdorf in Lindau weiterhin eine Chilbi gefeiert wurde, ist nicht dokumentiert. Seit der Kirchweih der neuen Kirche im Jahr 1896 hat die Chilbi wieder ihren festen Termin im Kalender.

Zur Chilbi gehören verschiedene Marktstände, ein Karussell, Autoscooter, Schiessbuden und selbstverständlich auch eine Wirtschaft. Es war 1975, als der «Rössli»-Wirt in Aussicht stellte, aus welchen Gründen auch immer, sein Restaurant am Chilbimontag geschlossen zu halten. Dem Gemeindepräsidenten Robert Weiss war das nicht egal, und er forderte die Leute der Feuerwehr auf, im Rohbau des neuen Feuerwehrlokals eine kleine Wirtschaft zu betreiben. Die Wirtschaft an der Chilbi war gerettet und das nicht nur für ein Jahr. Die Gemeinde stellt das Feuerwehrlokal weiterhin als Chilbibeiz unter dem naheliegenden Namen «Schluuch» zur Verfügung. Das Feuerwehrlokal wird jeweils durch einen Zeltanbau vergrössert. Trotz Sommer wird traditionell im Schluuch Raclette angeboten, welche immer reissenden Absatz findet.

Mit dem Zusammenschluss der Feuerwehren von Lindau und Effretikon musste für den Schluuch eine neue Trägerschaft gefunden werden. Die Gründung des Chilbivereins 2007 sicherte den Weiterbestand der Chilbibeiz. Bis zu 150 Leute werden benötigt, um einen geordneten Wirtschaftsbetrieb samt Einrichten und Aufräumen zu gewährleisten. Als Dank veranstaltet der Chilbiverein für alle Helfer und Helferinnen jeweils im Frühjahr ein Helferfest. Schon mancher Neuzugezogene fühlte sich nach der Mithilfe im Schluuch und nach dem Helferfest viel heimischer in Lindau.

An der Chilbi präsentieren etwa 15 bis 20 Vereine und Schausteller ihr Angebot. Für die Kinder aus der ganzen Gemeinde ist die Chilbi ein willkommenes Ereignis, denn der Nachmittag des Chilbimontags ist stets schulfrei.

Sehr beliebt ist die vor Jahren von der Schützengesellschaft Tagelswangen ins Leben gerufene und seit 2002 vom Waldbeizverein Tagelswangen geführte Waldschenke «im Loo». Ein Jeep mit Anhänger verbindet im Pendelverkehr die beiden Festplätze miteinander. Für viele ist aber der Weg zur Waldschenke hin oder zurück ein willkommener Verdauungsspaziergang.

Gröschtlor Dorffest

Einmal im Jahr feiern die Gröschtlor ihr Dorffest. Fand es in den ersten 20 Jahren jeweils am letzten Wochenende der Sommerferien statt, wird es seit 2005 vor den Sommerferien durchgeführt. Grund für die Verlegung des Festes war die Einweihung der neuen Turnhalle. Das Fest am 9. Juli 2005 wurde ein voller Erfolg und bewog die Organisatoren, den Termin für das Gröschtlorfest endgültig in den Juli zu verlegen.

Wie kam Grafstal überhaupt zu seinem Dorffest? Am 6. Mai 1986 kamen einige «alte» Gröschtlor im «Frieden» zusammen. Ausschlaggebend für das Treffen war die Idee eines Dorffestes. Sie waren nach einer kurzen Diskussion schnell einig: «*Unsere lebendige Dorfgemeinschaft soll mit einem fröhlichen, ungezwungenen Anlass gepflegt und vertieft werden.*» Mit viel Elan und Zuversicht nahmen sie die Vorbereitungen in Angriff. Schon drei Monate später, am 9. August 1986, feierte Grafstal das erste Gröschtlor Dorffest.

Der Nachmittag gehört den Kindern. Mit Hilfe vieler Freiwilliger gibt es verschiedene Plauschwettkämpfe und Attraktivitäten. Eigentlicher Höhepunkt ist das Rennen um den Titel «Dä schnällscht Gröschtlor». Angespornt von den Angehörigen rennen die Kinder um die Wette. Mit Stolz präsentieren die Sieger ihre Medaillen.

Die Festwirtschaft im Hof des Schulhauses ist schon am Nachmittag in Betrieb. Doch erst gegen Abend kommen die Würste, Spiessli und Steaks auf den Grill. Nicht wegzudenken sind Spaghetti bolognese oder al sugo. Grossen Anklang finden die von vielen Frauen aus Grafstal selbst gebackenen Kuchen und Torten. Auch der Kaffee «avec» findet im Laufe des Abends grossen Zuspruch. Rege Gespräche werden an von Gröschtlor Frauen schön dekorierten Tischen oder an der Bar geführt. Auch Tanzfreudige – ob jung oder alt – kommen auf ihre Rechnung.

Das Fest bietet den Einwohnern von Grafstal die Gelegenheit, Freundschaften zu vertiefen und neue Kontakte zu knüpfen. Viele Heimweh-

Gröfschtler benutzen die Gelegenheit, alte Freunde oder Bekannte zu treffen. Mit dem Fest soll auch eine Brücke zu den anderen Dorfteilen der Gemeinde Lindau geschlagen werden.

Die Organisationsgruppe Gröfschtler Dorrfest ist nicht als Verein organisiert. Die Gruppe setzt sich auf das Fest hin jeweils neu zusammen und kann jeweils auf tatkräftige Hilfe zählen. Als Dank werden alle Helferinnen und Helfer jedes zweite Jahr zu einem gemütlichen Anlass eingeladen. Einzelne Mitglieder im Dorrfest-Team sind seit den Anfängen dabei. Abgänge zu ersetzen, war nicht immer leicht. Doch das Team ist zuversichtlich, immer wieder aktive Gröfschtler für die Organisation zu finden. Durch das grosse Wachstum der Einwohnerzahl ist das Potenzial für neue Helfer gegeben.

4. Die Vereine geben Zusammenhalt

Das Vereinswesen hat eine lange Tradition. Schon im 15. Jahrhundert wurden die ersten vereinsähnlichen Institutionen registriert, damals von reichen Bürgern gegründet. Sie verfolgten in erster Linie wohltätige Ziele, wie Bekämpfung von Armut und Hunger sowie Hebung der Bildung. Es entstanden aber auch naturforschende oder militärische Gesellschaften. Im 19. Jahrhundert gab es vermehrt Arbeitervereine oder solche mit patriotischem Gedankengut. Gegen Ende des Jahrhunderts traten vermehrt Geselligkeit und Unterhaltung in den Vordergrund.

Waren in früheren Zeiten die meisten Vereine den Männern vorbehalten, entstanden Frauenvereine gemäss der traditionellen Rollenverteilung für wohltätige oder gemeinnützige Aufgaben. Diese Frauenvereine bildeten sich vor allem bei kriegerischen Ereignissen oder in Krisensituationen und wurden wieder aufgelöst, sobald die Not gelindert war.

Laut Vereinsprotokollen ist bekannt, dass in unserer Gemeinde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits Vereine bestanden oder gegründet wurden. Mit dem Aufschwung der Maggi-Nahrungsmittelfabrik in Kempththal entfaltete sich eine vielfältige Vereinskultur, die das Dorfleben nachhaltig prägte, und Bauern, Unternehmer, Handwerker und Arbeiter zu einer Gemeinschaft verband. Julius Maggi unterstützte eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung seiner Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Er gehörte bei vielen Vereinsgründungen zu den Initianten. Einige dieser Firmenvereine blieben bis zum Verkauf der Fabrik den Mitarbeitern vorbehalten.

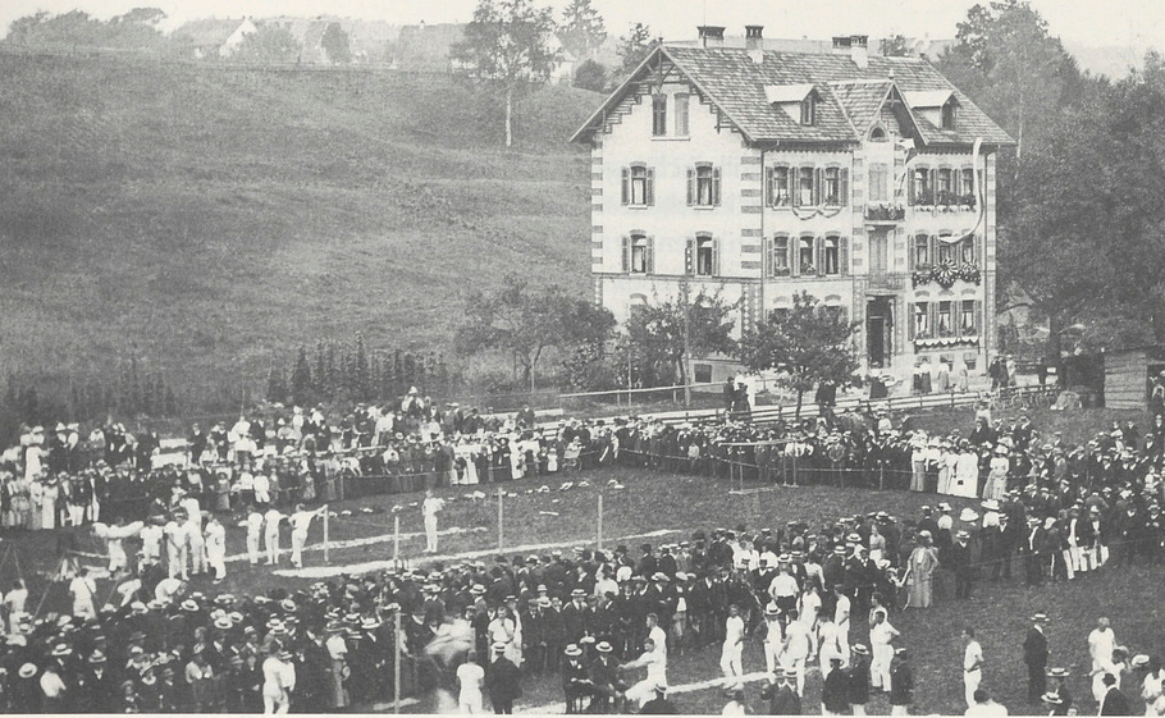
Unternehmungsfreudige Männer dominierten vorerst das Vereinsleben, doch auch die Frauen begannen sich mit Singen, Turnen und im Sozialen in Vereinen zu organisieren. In der damaligen Zeit, ohne freien Samstag, mit langer Tagesarbeitszeit und mit wenig oder keinen Ferien war das Mitmachen in einem Verein für grosse Teile der Bevölkerung eine willkommene Auflockerung des Alltags.

Im Laufe des 20. Jahrhunderts änderten sich Ziele und Zwecke der Vereine, einerseits durch das zunehmende Angebot der Freizeitgestaltung, andererseits durch die sich ändernden Bedürfnisse der Bevölkerung. Die traditionellen Vereine verloren an Bedeutung, und der Nachwuchs fehlte. So auch unser langjähriger Frauenverein, dessen traditionelle Aufgabe im Laufe der Zeit durch andere Institutionen übernommen wurde. Als Beispiel für die «Erosion» der Vereine in der Gemeinde Lindau seien auch die Gesangsvereine erwähnt. Von den insgesamt sechs Chören ist nur noch der Männerchor Kempththal-Winterberg übrig geblieben.

Neue zeitgemässe Organisationen entstanden, so der «Jugend- und Familienverein» mit dem Zweck der Förderung der allgemeinen Familien- und Jugendinteressen, dann der Verein Lindau Lebt mit dem Ziel, die Dorfgemeinschaft zu fördern, oder die Ladenvereine in Winterberg und Lindau zur Erhaltung der Dorfläden sowie weitere Vereine wie der Chilbiverein, Verein Unihockeyteam und andere. Waren früher Vereine üblich, um gemeinsame Ziele zu erreichen, sind es heute vielfach Interessengemeinschaften ohne Statuten und Vorstand. Sie werden spontan gebildet, um bestimmte Ziele zu verfolgen. Nach Erreichen der Ziele werden solche Gruppierungen in der Regel wieder aufgelöst oder auf neue Ziele ausgerichtet.

Eine Vereinigung mit den ursprünglichen Zielen eines Vereins ist die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG), die 1810 gegründet wurde. 1836 fand die Gründungsversammlung der heutigen Gesellschaft des Bezirks Pfäffikon statt, und 1892 wurde die Sektion Lindau gegründet. Die SGG fördert die Wohlfahrt in unserem Land, unterstützt in Not geratene Einzelpersonen, entwickelt, fördert und verbreitet innovative Ideen und modellhafte Projekte.

Die Vereine in der Gemeinde Lindau engagieren sich für soziale Anliegen, für Kultur, Sport und anderes mehr. Sie fördern und pflegen den Zusammenhalt der Generationen und die Integration von Menschen aus verschiedenen Berufen und Kulturen. Sie organisieren Anlässe, helfen aber auch bei Veranstaltungen in der Gemeinde mit. Der gesellschaftliche Wert der Vereine hat immer noch eine grosse Bedeutung.



Inspektionstag Turnverein Grafstal 1909

Turnverein Grafstal

Unter dem Motto der 4 F «Frisch, Fromm, Fröhlich, Frei» wurde 1889 der Turnverein Grafstal ins Leben gerufen. Stamm- und Gründungslokal war der Gasthof Frieden in Grafstal. Die Dorfbevölkerung nahm den neuen Verein mit Wohlwollen auf, stand ihm doch Lehrer «Herr» Zuppiger vor. Auf dem Turnplatz im Ried beim alten Schulhaus (heute Steig) begann ein eifriger Turnbetrieb. Verschiedene Geräte wie ein Turnpferd, einen Barren und zwei Sprungstangen konnte der Verein vom TV Wila kaufen. In Fronarbeit wurde der neue Turnplatz geebnet und verbessert.

Bereits ein Jahr nach der Gründung nahm der Verein mit mässigem Erfolg am Turnfest in Pfäffikon teil. Ohne Kranz kehrte die Riege heim. Den ersten Kranz erzielte der Verein erst nach drei Jahren am Turnfest in Dübendorf, und 1906 erturnte der Verein den ersten Lorbeerkranz am eidgenössischen Turnfest in Bern.

Zwei junge Lehrer brachten 1906 neuen Schwung in die Reihen der Turner. Bei der Friedau in Kemptthal führte der Verein 1909 den Inspektionsturntag des Kreisturnverbandes Winterthur durch. Das volkstümliche Turnen umfasste die sechs Disziplinen Weitsprung, Kugelstossen, Dreisprung, Steinstossen, Klettern und Schnelllauf.

Nach der Kriegsmobilmachung 1914 konnte man den Turnbetrieb eine Zeitlang nicht aufrecht erhalten. Es fehlten rund zwei Drittel der Aktivturner. Aus diesen Gründen verzichtete der Verein anlässlich des 25-jährigen Bestehens auf eine Feier.

Ende 1920 fanden erste Gespräche der Dorfvereine und Lehrer mit der Gutswirtschaft Maggi statt. Es ging um ein Wiesenstück im Gschwächel für die Erstellung eines Sportplatzes. Die Verhandlungen schlugen jedoch fehl. Dank dem Entgegenkommen der Gutswirtschaft Maggi einigte man sich 1921 auf die Wiese des heutigen Sportplatzes.

1923 wurde die Sektion Jugendriege gegründet. Sekundarlehrer Burkhard übernahm die Leitung. 1926 kam auch das weibliche Geschlecht zum Turnen. Der Damenturnverein Kempttal wurde gegründet, nicht als Sektion des Turnvereins, sondern als selbstständiger Verein.

Mit der Einweihung des Schulhauses und der Turnhalle in Grafstal ging 1930 ein lang ersehnter Wunsch des Vereins in Erfüllung. Im Einvernehmen mit der Schule durfte der Verein die Infrastruktur der Turnhalle benutzen, sodass man vom Wetter unabhängig wurde.

Immer wieder organisierten Vereine gemeinsame Unterhaltungen. 1933 gestaltete der Turnverein zusammen mit dem Frauen- und Töchterchor eine abwechslungsreiche Abendunterhaltung in der Hammermühle. Solche Anlässe bedeuteten für alle Vereine immer eine gute Werbung.

1938 wurde Kemptthal sogar eidgenössisch. Der TV organisierte für den eidgenössischen Kunstturnerverband in der Hammermühle die erste Runde der Gerätemeisterschaft.

50 Jahre TV Grafstal wurde 1939 mit einem Jubiläumsturnen und der Einweihung der von Lehrer Alfred Stammbach entworfenen Fahne gefeiert. Nur eine Woche später erfolgte die Generalmobilmachung der Armee. Der Zweite Weltkrieg bescherte den Vereinen schwierige Zeiten. Äussere Umstände bestimmten das Vereinsleben. Nach Ende des Krieges, am 8. Mai 1945, musste der normale Turnbetrieb wieder aufgebaut werden. Hermann Baumgartner wurde neuer Oberturner.

Es wurde nicht nur geturnt, sondern auch Handball gespielt. Die neu gegründete Handballriege erfreute sich zunehmender Beliebtheit, vor allem bei den Jungen. Der Turnbetrieb kam zu neuen Höhepunkten. An grösseren Turnfesten wirkte der Verein in verschiedenen Disziplinen mit, so auch im Korbball und Faustball.

Im Jahr 1959 trennten sich die Handballer vom Stammverein und gründeten den Handballclub Grafstal. Der HC Grafstal stieg bis in die Nationalliga B

auf. 1969 erfolgte die Namensänderung in HC Effretikon. 1974 fusionierte der HC Effretikon mit dem Verein Pfadi Effretikon. Daraus entstand dann der Handballclub Grünweiss Effretikon.

Mit Stolz blickte die Turnerfamilie 1964 auf 75 Jahre Vereinsgeschichte zurück. An vielen Turnfesten hatten Einzelturner aus Grafstal immer wieder Spitzenränge erreicht, sowohl in der Leichtathletik als auch im Kunst- und Nationalturnen.

1967 wurde die Jugendturnkommission der Gemeinde Lindau geschaffen. Man freute sich, dass der Nachwuchs aus beiden Turnvereinen finanzielle Unterstützung durch die Gemeinde erhielt.

Am eidgenössischen Turnfest 1967 in Bern wurde die weisse Turnerschar erstmals farbig. Die Körperschule, heute Gymnastik genannt, konnte erstmals mit Musik geturnt werden. Für die Grafstaler ein voller Erfolg. Sie erreichten das höchste Resultat im Bezirk Pfäffikon.

Der Verein zeichnete sich auch bei der Organisation von Anlässen aus. Ein Höhepunkt war die Durchführung des dezentralisierten schweizerischen Mädchenriegotages durch die beiden Turnvereine. 3000 Mädchen turnten und spielten bei strahlendem Wetter auf dem Sportplatz und den Schulanlagen in Grafstal.

«*Ein kleines Dorf feiert ein grosses Fest*» war das Motto am Verbandsturntag 1979 in Grafstal mit über 1200 Turnerinnen und Turnern.

Der 100. Geburtstag 1989 wurde mit verschiedenen Feierlichkeiten begangen. Höhepunkt war der vom TV organisierte kantonale Nationalturntag in Grafstal.

Auch bei anderen Gelegenheiten trat der Turnverein in Aktion. So bei der 100-Jahr-Feier der Firma Maggi, bei der Einweihung des Vereinsarchivs und anderen mehr.

Mit der Einweihung des Schulhauses Buck in Tagelswangen stand neben einer neuen Turnhalle auch ein Saal mit Bühne zur Verfügung. Der Bucksaal wird von den Vereinen oft genutzt. Der alte Saal der Hammermühle wurde nun für andere Zwecke gebraucht.

Mit dem erweiterten Turnhallenangebot stiegen auch die Aktivitäten des TVs. Unter anderem fand das beliebte «Turnen für Jedermann» einen festen Platz im Jahresprogramm des Turnvereins, aber auch bei der Bevölkerung. Aus der strammen weissen Schar ist ein bunter, polysportiver Verein mit vielen Sektionen wie Jugendriege, Aktive, Männerriege 40+ bis zur Männerriege 60+ und sogar einer Skiriege geworden. Für alle etwas. Am 22. Juli 2011 feierte der altgediente Turner Ruedi Wegmann von Tagelswan-

gen ein beachtenswertes Jubiläum: Vor 70 Jahren errang er im 3000-Meter-Lauf an den Schweizer Meisterschaften den zweiten Gesamtrang. Es gab noch keine Medaillen, geschweige denn ein Preisgeld. Damals wurde diese Leistung einfach zur Kenntnis genommen. In der heutigen Zeit dürfte mit etwas mehr Beachtung gerechnet werden.

Damenturnverein Grafstal

Schon im Jahr 1910 tauchte erstmals der Wunsch nach einer Damenriege auf. Weil geeignete Räumlichkeiten fehlten, blieb es lange beim Wunsch. Erst 16 Jahre später, am 3. Mai 1926, war es dann so weit. Im etwas abseits gelegenen Sekundarschulhaus Kempththal an der Poststrasse fanden sich neun junge Damen zur ersten Turnstunde zusammen, unter der Leitung von Lehrer Reinhold Weilenmann.



Damenturnverein Grafstal
am kantonalen
Frauenturntag 1931

Natürlich fehlte es nicht an Kritikern und vor allem an Spöttern. Doch die Fräuleins besuchten unbeirrt die Turnstunden. Mitte Juni 1926 fand unter dem Vorsitz von Lehrer Weilenmann die erste Versammlung statt, an der ein selbstständiger Verein mit dem Namen Damenturnverein Kemptthal (DTV) gegründet wurde. Vorerst durften verheiratete Frauen nicht als Aktivmitglieder aufgenommen werden. Doch bereits 1928 wurde dieser Beschluss aufgehoben.

Nur zwei Jahre nach der Gründung zeigten die Turnerinnen ihr Können an einer Abendunterhaltung. Einige Teilnehmerinnen turnten barfuss, ohne Strümpfe, was einige Frauen des Vereins als sittliches Vergehen empfanden. Für zwei ging das so weit, dass sie ihren Austritt aus dem Verein gaben.

Die neuerstellte Turnhalle in Grafstal brachte eine grosse Verbesserung für die Turnerinnen und damit einen rasanten Aufschwung. 17 Neueintritte waren zu verzeichnen. Somit war auch die Grundlage für bessere öffentliche Auftritte geschaffen. Am 50-Jahr-Jubiläum des Schiessvereins Grafstal-Kemptthal im Jahr 1932 traten die Turnerinnen auf Einladung des feiernden Vereins am Festakt mit einem Schleiertanz auf. Diese Aktion zeigte, dass die Vereine untereinander ein gutes Einvernehmen pflegten. Auch die Eröffnung des neuen Schwimmbades in Grafstal 1939 war ein weiterer Grund für einen feierlichen Auftritt.

Während der Kriegsjahre 1939–1945 waren die Turnhalle und Teile der Schulanlage oft mit Militär belegt. Bei schönem Wetter turnte man deshalb am Abend auf dem Sportplatz. Nach dem Krieg kam wieder viel Bewegung in den Verein. Vor allem von der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts an ist in der Vereinsgeschichte viel aufgezeichnet. 1959 gründete der Verein die Sektion Mädchenriege, und 1962 fasste man den Beschluss, den Verein in Damenturnverein Grafstal umzubenennen. 1966 traten 20 Frauen der neuen Sektion Frauenriege bei. Es wurde erstmals mit Musik geturnt. 1967 wurden die Meitli- und Buebejugi in der Jugendturnkommission der Gemeinde Lindau zusammengefasst. Ebenfalls aufgezeichnet aus dieser Zeit sind die Frauenturntage in Luzern, die wegen Dauerregens in eher unangenehmer Erinnerung blieben.

Der Damenturnverein zeichnete sich auch bei der Organisation von Anlässen aus. Der erste kantonale Mädchenriegotag mit 600 Teilnehmenden fand nämlich in Grafstal statt, und 1969 kam es auf den Turnanlagen in Grafstal zu einem weiteren Höhepunkt. 3000 Mädchen turnten am dezentralisierten schweizerischen Mädchenriegotag. Die Begeisterung war bei den Mädchen wie bei den Zuschauern sehr gross. Viele Mitglieder aus dem

Damenturnverein, aber auch aus anderen Vereinen und aus der Dorfbevölkerung haben unter der OK-Führung von Eugen Jenni mitgeholfen, dass dieser Anlass zum Erfolg wurde und in die Dorfgeschichte einging.

Ende der 1960er Jahre hat Christian Stricker die Kunstturnerinnenriege aufgebaut, eine Riege, die den DTV weit herum bekannt machte. Der damalige Nationaltrainer Urs Straumann wurde auf die Turnerinnen aus Grafstal aufmerksam. Gabi Krainer aus Grafstal wurde Mitglied des Nationalkaders und zum Zugpferd für viele junge Turnerinnen im Verein. Viele Spitzenrangierungen brachten Gabi Krainer ganz nach oben. Im Einzelwettkampf der Elite belegte sie den zweiten Rang hinter Romy Kessler. Auch Doris Ursprung schaffte den Sprung ins Nachwuchskader.

Unter der Führung von Kurt Stahl organisierte der DTV in der Sporthalle Eselriet in Effretikon einen Kunstturnerinnen-Länderkampf Holland–Israel–Schweiz. Die Anforderungen waren sehr hoch, wurde doch auf internationalem Niveau geturnt, mit Stufenbarren, Schwebebalken, Sprung und Bodenturnen. Wieder konnte der DTV bei der Organisation und Durchführung auf eine treue, vertraute Helferschar zählen und erhielt dafür von allen Seiten sehr viel Lob. Auch bei der Organisation des eidgenössischen Turnfestes 1984 in Winterthur gehörten beide Turnvereine – DTV und TV Grafstal – zur Trägerorganisation. Wieder leisteten die Mitglieder beider Vereine viele Frondienststunden.

Viel zu diskutieren gab der Zusammenschluss des Frauenturnverbandes mit dem eidgenössischen Turnverband. Von Seiten der Frauen kam einiger Widerstand auf. Männer- und Damenturnverein wollten eigenständig bleiben, und so ist es bis heute geblieben. Beide sind damit zufrieden, die Zusammenarbeit funktioniert nach wie vor gut. An vielen Unterhaltungen und Anlässen, wie etwa dem Korbballturnier auf dem Sportplatz, wird eng zusammengearbeitet.

Ein weiteres Aushängeschild des DTV ist die Damenkorbballmannschaft. Sie erzielt immer wieder glänzende Resultate und Turniersiege. Den Höhepunkt erreichte die erste Mannschaft 1999 mit dem Titel des Schweizermeisters. Das war ein Riesenerfolg für die Grafstaler Damen.

Mit dem Ausbau der Sportanlage in Grafstal setzte die Gemeinde 1991 einen wichtigen Markstein in der Vereinsgeschichte. Das neue Garderobengebäude dient nun allen Sportvereinen in der Gemeinde. Vor allem das Feld mit dem Tartanbelag wird von Turnerinnen und Turnern oft und gerne benutzt. Der DTV ist nicht nur ein Sportverein, er bietet in vielen verschiedenen Riegen für alle Altersgruppen eine sinnvolle Freizeitgestaltung. Mit

seinen vielen aktiven und motivierten Frauen und Mädchen trägt er auch wesentlich zum Zusammenhalt der Bevölkerung und der Generationen bei.

Die Schiessvereine

Schiessvereine gab es bereits im Mittelalter. Bis zur Entwicklung der Feuerwaffen im 15. Jahrhundert wurde noch mit Armbrust, Pfeil und Bogen geschossen. Das erste dokumentierte Schützenfest im Kanton Zürich fand 1472 statt.

Vor allem bei der Entstehung des Bundesstaates im 19. Jahrhundert hatten die Schützen nebst Turnern und Sängern ihren festen Platz in der Gesellschaft. Schiessen war damals vielleicht etwas mehr als nur ein Hobby. In jener unruhigen Zeit und weit bis nach dem Zweiten Weltkrieg war das Mitmachen im Schiessverein für die meisten Männer eine Selbstverständlichkeit. Nicht nur zum verlangten Obligatorischen, auch zu zusätzlichen Übungen fühlte man sich fast verpflichtet. Mit dem Zusammenbruch des Ostblocks hat sich die Situation geändert. Das Schiessen entwickelte sich zu einem anspruchsvollen Leistungssport. In neuerer Zeit verdrängen hochpräzise Sportgewehre und -pistolen die Armeewaffen.

Der Gemeindeschiessverein Lindau

Entstanden ist der Gemeindeschiessverein Lindau am 1. Januar 1994 durch den Zusammenschluss der Schiessvereine von Lindau, Grafstal-Kemptthal und Winterberg. Die Schützengesellschaft Tagelswangen stiess erst im Jahr 2002 dazu. Diese ehemaligen Schiessvereine blickten auf eine mehr als hundertjährige Tradition zurück.

Wann in der Gemeinde Lindau der erste Schiessverein gegründet wurde, ist nicht bekannt. Dokumentiert ist aus den Anfängen nur, dass die Schützen von Lindau, Grafstal und Tagelswangen unter dem Namen «Schiessverein Lindau» Schiessanlässe besucht haben. Dieser Verein wurde aus unbekanntem Gründen 1882 aufgelöst.

Im gleichen Jahr entstand der Schiessverein Grafstal, drei Jahre später die Schiessvereine von Lindau und Winterberg und 1888 die Schützengesellschaft Tagelswangen. Um diese Zeit gab es auch noch den Schiessverein Kemptthal, der sich aber nach wenigen Jahren den Gröfschtlern anschloss.

Nach diesem Zusammenschluss erfolgte die Namensänderung auf Schiessverein Grafstal-Kemptthal.

Alle Vereine hatten ihren eigenen Schiessplatz. Diese eher rudimentär und nicht mehr ganz zweckmässig eingerichteten Anlagen bewogen die Gemeinde im Jahr 1912, am heutigen Standort eine für die damalige Zeit moderne und den Sicherheitsanforderungen entsprechende gemeinsame Schiessanlage mit Schützenhaus und Zeigerstand zu erstellen.



Der Schiessverein Lindau um 1930

Mehr als 100 Jahre betrieben die vier Vereine mehr oder weniger unabhängig voneinander ihren Sport. Etwa ab 1980 begannen sie vermehrt, ihre Übungen und Anlässe gemeinsam durchzuführen. Wie viele andere Vereine litten auch sie unter Mitgliederschwund und bekamen mehr und mehr Probleme, genügend Leute für die Vorstandsarbeit zu gewinnen. Aus der Not wuchs langsam die Idee eines gemeinsamen Vereins.

1990 war der Schiessplatz Lindau externer Austragungsort des Eidgenössischen Schützenfestes Winterthur. Die vier Vereine waren beauftragt, den Schiessbetrieb und die Festwirtschaft zu führen. Am 14. Juli begann das Schützenfest. Während 16 Tagen herrschte Hochbetrieb. Etwa 40 Leute standen dauernd im Einsatz, wovon 18 Schüler als Warner. (Der Warner

sitzt hinter dem Schützen im Schiesstand an einem Pult. Er notiert die vom Zeiger im Scheibenstand angezeigten Treffer des Schützen.) Das ganze Fest verlief reibungslos.

Mit dem Ende dieses grossen Festes waren auch die Stunden des Schützenhauses gezählt. Bis zum Frühling 1991 entstand unter tatkräftiger Mithilfe der Mitglieder aller vier Schiessvereine eine neue Schiessanlage.

Die Zusammenarbeit beim grossen Fest und beim Bau des neuen Schützenhauses stärkte die Erkenntnis, dass man gemeinsam mehr erreichen konnte. Das war vermutlich der Durchbruch. Nun begannen die vier Vereinspräsidenten mit je einem weiteren Mitglied einen Vorschlag für eine mögliche Fusion auszuarbeiteten. Die Wahl des Vereinsnamens führte zu längeren, emotionalen Diskussionen. Am Schluss einigte man sich auf Grund der Gemeindestruktur auf den Namen Gemeindeschiessverein Lindau. Trotz stichhaltigen Argumenten für einen gemeinsamen Verein bekundeten einige langjährige Mitglieder Mühe mit dem Zusammenschluss. Im Sommer 1993 stimmten die Vereine von Lindau, Grafstal-Kemptthal und Winterberg an gleichzeitig stattfindenden Generalversammlungen dem Zusammenschluss zu. Tagelswangen lehnte ab. Somit schlossen sich nur die drei zustimmenden Schiessvereine am 1. Januar 1994 zum Gemeindeschiessverein Lindau zusammen. Tagelswangen blieb vorerst selbstständig. Erst 2002 war es so weit, dass sich die Schützengesellschaft Tagelswangen dem Gemeindeschiessverein Lindau anschloss.

Armbrustschützen Tagelswangen

Im Februar 1996 verstarb Gusti Schmid, das letzte Gründungsmitglied des Armbrustschützenvereins Tagelswangen. Als Zwölfjähriger war er massgeblich bei der Gründung des Vereins beteiligt. Das Interesse an diesem Sport hat sein Leben geprägt. Schon als junger Bursche war ihm die damalige Armbrust nicht gut genug. Laufend versuchte er, das Sportgerät zu verbessern. Die Folge seiner Experimentierfreude war der Aufbau einer eigenen Armbrustfabrikation. Ebenso erfolgreich wie mit seiner Firma war er auch als Schütze. Als Mitglied der Nationalmannschaft belegte er immer vorderste Ränge.

Am 10. Oktober 1919 fanden sich Gusti Schmid und weitere junge Burschen zusammen, um den Armbrustschützenverein Tagelswangen zu gründen, mit dem Zweck und Ziel, das Armbrustschiessen in kameradschaftlichem

und sportlichem Geiste zu pflegen. Ein Mitgliederbeitrag von 25 Rappen pro Monat deutet auf den engen finanziellen Spielraum der damaligen Zeit hin. Mit Bussen bei versäumten Übungen versuchte der Verein, den kargen Kassenbestand etwas aufzubessern. In den Anfängen stellte ein Mitglied seine private Armbrust als einzige Vereinswaffe zur Verfügung. Später wurde jede Möglichkeit wahrgenommen, preisgünstige Waffen zu erwerben. Geübt wurde vorerst auf privatem Grund.

Bereits am 20. Juni 1920 organisierten die wackeren Schützen ein kleines Schützenfest mit den Nachbarsektionen im Baumgarten von Gustav Schmid in Tagelswangen. Die Suche nach einem offiziellen Schiessplatz gestaltete sich nicht einfach. Nach langwierigen Verhandlungen mit den Ortsbehörden fand man eine Lösung im Rosenacher, wo damals noch Kies ausgebeutet wurde. Von der einfachen Scheibenwand bis zur zeitgemässen Schiessanlage vergingen Jahre.

Jeder Verein erlebt Höhen und Tiefen, so auch die «Armbrüstler». Schon drei Jahre nach der Gründung verflog die Euphorie, und der junge Verein war dem Zusammenbruch nahe. Doch mit dem Beitritt zum Zürcher Kantonalverband im Jahr 1924 ging es wieder aufwärts. Die Armbrüstler besuchten viele regionale, kantonale und eidgenössische Schiessanlässe. 1932 wagten sie sich an die Organisation eines grösseren Schützenfests. Über 450 Schützen besuchten den Anlass, der zu einem richtigen Dorffest wurde. Der Erlös von 350 Franken war für die damalige Zeit ein guter Erfolg. Während den Kriegsjahren musste der Schiessbetrieb eingestellt werden. Das hinderte den Verein nicht, 1944 in einem bescheidenen Rahmen sein 25-Jahr-Jubiläum zu feiern. Zum Anlass erschienen immerhin 35 Mitglieder und deren Angehörige. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges nahm der Verein seine Aktivitäten wieder auf.

Erwähnenswert ist das Jahr 1973. Am kantonalen Schützenfest in Turbenthal holten sich die Tagelswanger den Sieg in der 2. Kategorie. Im gleichen Jahr erkämpfte sich Emil Honegger den Titel eines Schweizermeisters, nachdem er bereits 1972 Kantonalmeister geworden war.

In den Jahren 1974 bis 1980 war das Vereinsgeschehen mehr von Tiefs als von Hochs gekennzeichnet. 1977 nahmen am Berner Kantonal-schützenfest gerade noch acht Tagelswanger teil. Es stand sogar die Vereinsauflösung zur Diskussion. Nach 1980 ging es mit dem Armbrustschiessen wieder aufwärts. Vermehrt fanden auch junge Mädchen und Burschen Interesse an diesem Sport. In den darauf folgenden Jahren waren die Armbrustschützen recht erfolgreich. Der Mitgliederbestand blieb stabil.

Die lange Zeit eher rudimentär eingerichtete Anlage im Rosenacher genügte den Bedürfnissen und technischen Anforderungen nicht mehr. 1947 begannen die Vorarbeiten, und am 11. Mai 1948 war der Spatenstich für eine neue Schiessanlage am selben Ort. Ein Jahr später konnte sie den Betrieb aufnehmen. Mit einem Sport-Toto-Beitrag von 1500 Franken, einem Gemeindebeitrag von 500 Franken und einer Anleihe von 2000 Franken stand etwas Geld zur Verfügung. Mit diesem bescheidenen Finanzpolster entstand die Anlage fast ausschliesslich in Fronarbeit.

Bis 1983 genügte diese Anlage. Doch dann stand eine Standerweiterung mit Küche und WC auf der Wunschliste des Vereins. Der Gemeinderat stellte das Projekt vorerst zurück.

Im Zuge der Sportstättenplanung reichte der Verein im Januar 1986 ein Projekt für einen Neubau ein. Am 4. Juli 1988 genehmigte die Gemeindeversammlung einen Kredit für das neue reduzierte Projekt. Ein halbes Jahr später erfolgte der Spatenstich, und am 13. August 1990 nahm der Verein die Anlage in Betrieb.

Finanziert wurde die neue Anlage mit einem Subventionsbeitrag von 250 000 Franken vom Zürcher Kantonalverband für Sport. Die Gemeinde leistete einen Pauschalbeitrag von 100 000 Franken, stellte das Land im Baurecht zur Verfügung und übernahm die Erschliessungskosten sowie den



Der Armbrustschützenstand in Tagelswangen

Ausbau der Hinterrietstrasse bis zum Schützenhaus. Nach der Endabrechnung stand der Neubau dank Spenden und unermüdlicher Fronarbeit schuldenfrei da.

Noch während der Bauzeit, am 8. April 1989, überraschte eine Hiobsbotschaft die Armbrustschützen. Das alte Schützenhaus wurde ein Raub der Flammen. Obwohl die Brandursache nie geklärt werden konnte, kann davon ausgegangen werden, dass das Schützenhaus durch einen Brandanschlag zerstört wurde.

Das neue Schützenhaus mit der heimeligen Schützenstube erfreut sich reger Benützung. Der Verein gewann an Attraktivität, und der Zusammenhalt wurde gestärkt. Er organisiert jährlich ein von allen Seiten geschätztes öffentliches Volks- und Firmenschiessen für jedermann. Die Armbrüster gelten mit ihrer wechselvollen Geschichte als ein geselliger Verein mit festem Mitgliederbestand. In ihrer Schützenstube wurden schon viele Jubiläen und Geburtstage gefeiert.

Pistolenschützenverein Lindau

«Neben einem reibungslosen Schiessbetrieb geben wir Ihnen Gewähr, vor oder nach dem Schiessen bei Speis und Trank die Kameradschaft pflegen zu können.» So stand es unter anderem als Willkommensgruss im Festführer zum 50-Jahr-Jubiläumsschiessen. Interessant ist, dass zum Verein nebst guten Schützen auch langjährige Mitglieder zählen, die nur wenig oder gar nicht schiessen. Ihnen bedeuten Geselligkeit und Kameradschaft mehr als das Schiessen.

«Erfolge, aber auch Enttäuschungen, Freundschaften, Bekanntschaften zeigen, dass unser Verein einen guten Stellenwert innerhalb unserer Gemeinde und Gemeinschaft hat.» Mit diesen Worten beendete der damalige Präsident die Begrüssungsworte im Jubiläumsfestführer.

Die Identifikation mit dem Verein zeigte sich ganz besonders beim Bau des Pistolenschützenhauses im Jahr 1964 und beim späteren Umbau. Es herrschte nie Mangel an freiwilligen Mithelfern. Auch bei Reparaturen oder bei der jährlichen «Hüsliputzete» stehen genügend Helfer zur Verfügung. Das wöchentliche Training am Mittwochabend und vor allem der anschliessende gemütliche Hock sind für viele ein Muss.

Die Gründung des PSV Lindau am 17. November 1947 war noch geprägt von den Ereignissen des zu Ende gegangenen Zweiten Weltkrieges. Der

erste Artikel der damaligen Statuten lautete: *«Der Pistolenschützenverein der Gemeinde Lindau bezweckt die Ausbildung seiner Mitglieder zur Schiesstüchtigkeit, die Förderung des Schiessens mit der Faustfeuerwaffe im Interesse der Landesverteidigung und die Pflege der Kameradschaft sowie vaterländischer Gesinnung.»*

Bis zum Bau der heutigen Pistolenanlage in den 1960er Jahren schossen die «Pistöleler» auf selbst gebauten einfachen Einrichtungen gegen den verlängerten Scheibenwall der 300-Meter-Anlage. Damals beschränkte sich die Schiesserei auf das Feld- und Bezirksschiessen sowie auf Bundesübungen. Mit dem Einzug ins neue Schützenhaus nahmen die Aktivitäten stark zu. Es wurde intensiver trainiert und regelmässig an regionalen, kantonalen und selbstverständlich auch an eidgenössischen Schützenfesten teilgenommen. Der Verein war erfolgreich und stieg in die zweite, zeitweise in die erste Kategorie auf eidgenössischer Ebene auf. Immer wieder erzielten die Lindauer hervorragende Einzel- und Sektionsresultate.

Die Förderung des Schiessens im Interesse der Landesverteidigung verlor mit der Zeit zunehmend an Bedeutung. Die Armeepistole kam je länger je weniger zum Einsatz, meistens nur noch beim Feldschiessen oder bei den Bundesübungen. Anstelle der Armeepistole traten verschiedene Modelle von hochentwickelten Kleinkaliberpistolen. Geschossen wird auf einer Distanz von 50 Metern, vermehrt aber auch auf 25 Metern.



Pistolenschiesverein
Lindau nach einem
Schützenfest

Eine Vereinsmitgliedschaft von mehr als 50 Jahren war auch früher eine Seltenheit. Karl Schenkel oder Karli, wie ihn seine Freunde nannten, bleibt vielen in Erinnerung als markanter Lindauer, Pöstler, Stumpenraucher und vor allem als Pistöleler. Als junger Leutnant war er die treibende Kraft bei der Gründung eines Pistolen- oder Revolververeins. Er verfasste auch die ersten Statuten und unterzeichnete sie als Präsident. Während vieler Jahre war er in verschiedensten Funktionen tätig und somit eine tragende Stütze des Vereins. Für seine aussergewöhnlichen Leistungen um den Schiessport und den Verein wurde ihm 1975 der Titel eines Ehrenpräsidenten verliehen. Das hinderte ihn aber nicht, seine Dienste weiterhin dem Verein zur Verfügung zu stellen. Sehr am Herzen lag ihm die Schützenstube. Mit Engagement war er viele Jahre dafür zuständig, bis er gesundheitlich etwas kürzer treten musste. Wenn die Schützenstube genannt wurde, war auch immer Karli gemeint. Die zunehmenden Altersbeschwerden brachten ihn nicht davon ab, bis zu seinem Tod im Jahr 2003 die Schützenstube so oft wie möglich zu besuchen.

FC Kempttal

«Eine Gruppe sportbegeisterter «Maggianer» hatte die Idee, sich zu einer freien Vereinigung zusammenzuschliessen, um abends nach Büroschluss in der freien Natur Fussball zu spielen. Die Firma Maggi unterstützte die Initianten (körperliche Ertüchtigung nach der Arbeit konnte für Büroleute nur gut sein!) und stellte ihnen eine Wiese zur Verfügung, wo Fussball gespielt werden durfte. So trafen sich einige Sportler am 21. Oktober 1905 zur Gründungsversammlung mit dem Ziel, so schnell als möglich die notwendigen Vorkehrungen zu treffen, und dann am 5. November die definitive Gründung eines Fussballclubs mit Statuten und Vorstand zu verkünden.» So steht es in der Jubiläumsschrift «100 Jahre FCK – 1905–2005».

Anfänglich war der FC Kempttal (FCK) ein reiner Firmenclub, dem nur Angestellte der Firma Maggi angehören durften. Der entsprechende Passus in den Statuten wurde später dahingehend geändert, dass mindestens zwei Drittel der Spieler Maggianer sein mussten. Trainiert wurde zuerst zweimal, später sogar dreimal die Woche. Mindestens ein Trainingstag war obligatorisch. Spieler, die zum obligatorischen Training nicht erschienen, wurden mit 20 Rappen gebüsst. Der fleissigste Teilnehmer an den Trainings erhielt eine Prämie von fünf Franken. Als Trainings- und Spielplatz stellte die

Maggi die Erbswiese bei der Thalegg zur Verfügung. Im ersten Jahr wurde nur vereinsintern gespielt. Ende 1905 zählte der Club bereits 34 Aktiv- und 32 Passivmitglieder.

Ein Jahr nach der Gründung, am 14. Oktober 1906, spielte der Club zum ersten Mal gegen eine auswärtige Mannschaft, den FC Töss. In beiden Spielen obsiegte der FC Töss, im Heimspiel 3:1, beim Retourspiel 5:2. In den folgenden Jahren wurden nur Freundschaftsspiele durchgeführt, die alle verloren gingen. Im Protokoll der Monatsversammlung heisst es denn auch: *«Die hohe Geschäftsleitung würde es begrüessen, wenn wieder einmal ein Spiel gewonnen werden könnte!»*

In den Jahren 1916 bis 1918 ruhte das Vereinsleben mehr oder weniger. Nach Ende des Ersten Weltkriegs sollte der Verein wieder aktiviert werden. Aber die Erbswiese war inzwischen ihrem ursprünglichen Zweck zugeführt worden, und so musste auf eine stark abschüssige Wiese beim Schürliacher ausgewichen werden.

Im Jahr 1920 trat der FCK dem Schweizerischen Fussballverband SFAV bei und nahm erstmals an der Meisterschaft teil. Das Notfeld beim Schürliacher entsprach nicht den Anforderungen für ein faires Spiel. Unter Mithilfe der Maggi konnte 1923 erstmals auf einem Spielfeld des heutigen Sportplatzes in Grafstal ein Spiel ausgetragen werden.

Eine Mannschaft braucht auch eine einigermaßen einheitliche Bekleidung. Für Hosen und Stulpen reichte das Geld nicht; einheitliche Blusen mussten genügen. Fussballschuhe wurden vielfach durch den Materialverwalter für einen Tag ausgeliehen. Sie glichen eher Wander- als Fussballschuhen. Wer keine Turnhose besass, kürzte seine langen Arbeitshosen auf die moderne englische Länge.

In den folgenden Jahren war der FCK in einem Hoch und organisierte 1926 sogar ein eigenes Turnier. Hingegen konnte der Spielbetrieb von 1933 bis 1939 wegen Spielermangel nur beschränkt aufrechterhalten werden, und während des Zweiten Weltkrieges musste er komplett eingestellt werden. Im Jahr 1948 machten sich einige Ehemalige daran, den FCK wieder zu aktivieren. Das Material wurde mehrheitlich aus dem eigenen Sack bezahlt. Die Tornetze erhielt der Verein vom Grasshoppers Club Zürich. Sie durften aber nur an Sonntagen benützt werden. 1949 trat der FCK mit einer Mannschaft zur Meisterschaft in der 4. Liga an.

1963 feierte der FCK in der 4. Liga den Gruppensieg. Diesen Erfolg konnte er 1966 wiederholen, und ein Jahr später erfolgte, nach einer beeindruckenden Leistung von 13 Siegen und einem Unentschieden, mit dem Aufstieg

in die 3. Liga die Krönung. Die Anzahl der Aktivmitglieder erlaubte es dem Verein, eine zweite Mannschaft zu bilden, die in der 4. Liga mitspielte. So konnte der Nachschub für die erste Mannschaft sichergestellt werden. Die zweite Mannschaft musste jedoch 2002 mangels Spielern aufgelöst werden. Bis zur Saison 1981/1982 spielte der Club in der 3. Liga, dann kam der Abstieg in die 4. Liga. Aber nur drei Jahre später schaffte er erneut den Sprung in die 3. Liga; eine Saison später stieg er wieder ab, um ein Jahr später wieder aufzusteigen. Der Aufstieg in die 2. Liga am 13. Juni 1993 gehört zu den Highlights in der Geschichte des FCK. Drei Jahre konnte er sich dort halten. Dann stieg die Mannschaft zuerst in die 3. Liga ab und zwei Saisons später sogar in die 4. Liga.

1955 gründete der Verein eine Juniorenabteilung. Der Vorstand hatte erkannt, dass die Jugend Garant für das Weiterbestehen des Vereins sein würde. 1997 spielten 110 Junioren in insgesamt acht Mannschaften. Mit der Ausbildung der Junioren konnten Lücken in der ersten Mannschaft aus dem eigenen Nachwuchs geschlossen werden. Aufgrund des starken Zulaufs an neuen jungen Spielern, aber fehlender Betreuer musste der Vorstand im Dezember 2010 schweren Herzens einen Aufnahmestopp erlassen.

Sein 75-jähriges Bestehen feierte der FCK 1980 mit einem grossen 3-tägigen Fest. Neben dem obligatorischen Spiel Kempttal–Töss, einer Wiederholung des ersten Wettkampfs des FC Kempttal, konnte man beim Propagandaspiel von «Club 73» gegen «Senioren Grasshoppers» altbekannte Fussballspieler bewundern.

Im gleichen Jahr gründeten ehemalige Aktivspieler des Vereins gegen den Widerstand des Vorstandes eine Seniorenabteilung. So hatten viele Ehemalige wieder Gelegenheit, dem Ball nachzurrennen. Mit einem Freundschaftsspiel feierten am 28. August 1993 einige über 40-jährige die Taufe der Veteranen. Der Grundstein für eine weitere Mannschaft im FCK war gelegt. Höhepunkt war der Aufstieg 1998 in die höchste Spielklasse der Senioren. In sportlicher Hinsicht konnte die Mannschaft dank grosser Kameradschaft, Kampfgeist und Wille lange an der Ranglistenspitze mithalten.

Auch die Damen wollen es wissen! Im Herbst 2000 nahm erstmals eine Damenmannschaft an der Meisterschaft teil. Anfänglich taten sich die Mädchen schwer, kassierten zum Teil hohe Niederlagen. Doch mit der Zeit konnten sie sich dank ausgeprägtem Teamgeist und unermüdlichem Eifer stark verbessern und die ersten Siege einfahren.

Die Finanzen sind immer ein Thema. Willkommene Einnahmen ergaben sich aus Grümpel- und Fussballturnieren, Papiersammlungen, Sponsoren-

läufen, Bandenwerbung, Beiträgen der Supporter-Vereinigung, Werbung im Clubheft «Offside» usw. Bereits 1930 musste der Club dem SC Veltheim eine Ablösesumme von 40 Franken für einen Spieler bezahlen.

Im Herbst 2005 wurde der 100. Geburtstag des Vereins gefeiert. Einige Prominente aus Sport und Politik waren beim Fussballspiel dabei. Beim grossen Galaabend im Festzelt waren auch viele ehemalige «Tschütteler» anwesend, die sich einiges aus früheren schönen Zeiten zu erzählen hatten. Die Ausstattung des grossen Spielfeldes mit einer Flutlichtanlage im gleichen Jahr kann als Jubiläumsgeschenk der Gemeinde interpretiert werden. Die ausführliche Festschrift zu diesem Jubiläum ermöglicht einen Einblick in die wechselvolle Geschichte des FCK. Darin sind auch die vielen Aktivitäten und Erlebnisse aufgezeichnet, die das Vereinsleben in den letzten Jahren prägten.

Dem FCK ist nicht nur das Fussballspiel wichtig; die Pflege der Kameradschaft ausserhalb des Spielfeldes hat einen ebenso hohen Stellenwert. So werden immer wieder Anlässe für Mitglieder und deren Angehörige, Sponsoren, Supporter organisiert wie Grill- und Risottofeste, Chlausabende, Ski-Weekends, Reisen usw. Solche Anlässe beleben das Vereinsleben und stärken die Kameradschaft.



Der FC Kempttal bleibt am Ball

Der Samariterverein

Was heute gang und gäbe ist, war bis weit ins 20. Jahrhundert keine Selbstverständlichkeit. Fühlen wir uns krank oder sind wir verletzt, gehen wir heute einfach in die Apotheke oder zum Arzt. Früher hingegen mussten die Kranken und Verletzten durch Familienmitglieder, Freunde oder Bekannte verarztet und gepflegt werden. Ein Arzt wurde nur im äussersten Notfall beigezogen. Viele Familien auf dem Land konnten sich einen Arzt gar nicht leisten, und eine Krankenkasse war für viele unerschwinglich.

Die Diagnose und die damit verbundene medizinische Pflege erfolgten nach Überlieferungen. So wie die Grossmutter es getan hatte, so machte es die Mutter, und sie gab ihr Wissen an die nächste Generation weiter. Meistens waren die Frauen für die medizinische Betreuung zuständig. Die Mittel, die man zur Heilung brauchte, holte man im Garten, auf der Wiese oder im Wald.

Die Kenntnisse über Pflege und Hygiene waren in vielen Fällen mangelhaft. Das Bedürfnis nach mehr Wissen, nach Erfahrungsaustausch war gross. Dieses Anliegen sollte in irgendeiner Form erfüllt werden. Deshalb gründeten 25 Personen am 22. Mai 1910 den «Samariterverein Kempththal und Umgebung». Gemäss Artikel 1 der Statuten bezweckte der Samariterverein Kempththal und Umgebung die theoretische und praktische Ausbildung von Samariterinnen und Samaritern sowie die Verbreitung und Förderung des Samariterwesens durch Vorträge, Übungen, Kurse für Samariter und Krankenpflege und vieles mehr. Diese Aufgabe nimmt der Verein jedes Jahr wahr. Die Samariterinnen und Samariter kennen sich auch in den Heilkräften von Pflanzen und Kräutern aus, die wir in der freien Natur antreffen und die mehr und mehr in Vergessenheit geraten. Aber die erste und wichtigste Aufgabe der Samariterinnen und Samariter ist es zu helfen.

Der Zweck des Vereins hat sich seit seiner Gründung nicht gross verändert. Noch immer werden die Samariter für gleiche und ähnliche Aufgaben beigezogen. Ausserdem – wer kennt sie nicht, die Frauen mit den weissen Schürzen und die Männer mit der Armbinde mit rotem Kreuz – sind sie bei sportlichen Veranstaltungen, Anlässen, Volksversammlungen usw. unentbehrlich und leisten Erste Hilfe. Aber auch beim Samariterverein lief nicht immer alles nach Wunsch. Im Jahresbericht von 1911 hält die Vereinsführung leicht enttäuscht fest: *«Unsere grösste Misère bildete der Besuch der Übungen seitens der Mitglieder. Man sollte glauben, zu einer Übung im Monat sollte die Zeit ausreichen, im Vergleich zu anderen Vereinen, die*



Der Samariterverein

ihre wöchentlichen Übungen genau einhalten. Es ist für den Vorstand wie für den Hilfslehrer bemügend, wenn sie zusehen müssen, wie der Sache so wenig Interesse entgegengebracht wird. Ist es doch von grossem Nutzen für den Einzelnen selbst.»

Eine grosse und willkommene Hilfe waren die Dienste des Samaritervereins bei der Pflege der vielen Kranken, die von der gegen Ende des Ersten Weltkrieges ausgebrochenen Grippeepidemie betroffen waren. Hier war fachmännische Hilfe unerlässlich. Auch bei anderen Aktionen ist der Einsatz des Samaritervereins sehr wertvoll, so zum Beispiel bei der zweimal im Jahr durchgeführten Blutspendeaktion, bei Sportanlässen, Veranstaltungen wie der Chilbi und vielem mehr. Auch bei Unfällen, Bränden usw. leisten die Samariter unschätzbare Dienste und sind vielfach erste Ansprechpersonen. Viele Veranstaltungen könnten mit grösster Wahrscheinlichkeit nicht durchgeführt werden, wenn die Dienstleistungen des gemeinnützigen Samaritervereins bei anderen Organisationen eingekauft werden müssten. Darum ist es für die Gemeinde Lindau und seine Vereine eminent wichtig, dass der Samariterverein Lindau weiterbesteht und er nicht das gleiche Schicksal erleidet wie andere Samaritervereine.

Der Hauspflegeverein Lindau

Auf den 22. September 1944 luden einige Initianten die Dorfbevölkerung zu einer öffentlichen Orientierungsversammlung ein. Nur wenige folgten der Einladung. Ziel der Initianten war unter anderem die Einstellung einer Gemeindecrankenschwester. Der anwesende Gemeindecreiber Büchi lehnte diesen Vorschlag aus finanziellen Gründen ab, da die Gemeinde wegen des Krieges andere Lasten zu tragen habe. Den Antrag von Pfarrer Maag hingegen, einen Hauspflegeverein zu gründen, nahm die Versammlung einstimmig an. Der Erfolg durch Werbung von Mund zu Mund übertraf die kühnsten Erwartungen der Initianten. Nach nur einem Jahr zählte der Verein bereits 230 Mitglieder. Der Jahresbeitrag betrug drei Franken.

Dank den vom Pfarramt Lindau gespendeten 3720 Franken Startkapital und den zusätzlichen 1000 Franken von der Gemeinde konnte der Verein fürs Erste seinen Aufgaben nachkommen. Bereits im ersten Jahr standen in Lindau und Grafstal Teilzeitpflegerinnen im Einsatz. Die Tarife betragen sechs Franken pro Tag, drei Franken pro Halbtage und acht Franken für eine Nachtwache. Für Mitglieder waren die ersten acht Tage gratis, Nichtmitglieder mussten vom ersten Tag an bezahlen. 1945 konnte der Verein die erste Hauspflegerin zu einem Jahreslohn von 600 Franken anstellen.

Die 1944 festgelegte Zielsetzung, allen in der politischen Gemeinde Lindau wohnhaften Familien einen geeigneten Hauspflegedienst anzubieten, wurde schon in den ersten Jahren erreicht. Die Mitgliederzahl war mittlerweile auf 571 Personen angestiegen. Der Vorstand bestand aus elf Mitgliedern, davon vier Männern. Als Präsident amtierte in den Anfangsjahren Pfarrer Maag. Von 1951 an lag die Führung ausschliesslich in Frauenhänden. Ab 1982 hatte der Hauspflegeverein eine vollamtliche Hauspflegerin und 3–4 Hilfspflegerinnen, die stundenweise eingesetzt werden konnten. Neben dem üblichen Hauspflegedienst übernahm der Verein auch die Aufgaben des Hauspflegedienstes für Betagte. Finanziert wurden die Aufgaben von den Mitgliedern durch Entrichtung eines Jahresbeitrages von mindestens 10 Franken, Beiträgen der politischen Gemeinde von jährlich 6000 Franken, Beiträgen der reformierten und der katholischen Kirchgemeinden, der Gemeinnützigen Gesellschaft, von Firmen und Privaten, durch Beerdigungskollekten u.v.m. Einen wesentlichen Zustupf erhielt der Verein von der Brockenstube. Dank diesen Einnahmen konnte er die Taxen für seine Dienstleistungen sehr tief halten. Seine Dienste wurden auch gerne in Anspruch genommen. Das Arbeitspensum nahm im Laufe der

Jahre stetig zu. So erbrachten zwei Angestellte mit einem 50-Prozent- bzw. 30-Prozent-Pensum sowie fünf teilzeitbeschäftigte Frauen im Jahr 1982 insgesamt 2709 Arbeitsstunden.

Die Geschichte der Lindauer Brockenstube geht zurück bis ins Jahr 1962. Damals veranstalteten Vorstandsmitglieder des Hauspflegevereins regelmässig einen Flohmarkt oder Basar. Der Erlös floss vollumfänglich in die Kasse des Hauspflegevereins. Erst 1969 wurde die Brockenstube ins Leben gerufen. In den ersten Jahren befand sie sich im unterirdischen Schutzraum des Kindergartens Oberwis, später an der Wangenerstrasse 10, wo bis anhin nur Möbel angenommen und abgegeben wurden. Wegen Verkauf der Liegenschaft musste im Herbst 1993 die Entgegennahme und der Verkauf von Möbeln aufgegeben werden, während die «Brocki» mit Küchengerätschaft, Kleidern, Büchern usw. an der Wangenerstrasse 35 weitergeführt wurde. Zehn Jahre später musste auch dieses Lokal geräumt werden, um dem Bau von drei Einfamilienhäusern Platz zu machen. Trotz intensiver Suche konnte der Verein keine Lokalitäten mehr für die Weiterführung der Brockenstube finden.

Die ehrenamtlich und von vielen Frauen unentgeltlich geführte Brockenstube erwirtschaftete in den 1990er Jahren regelmässig einen Jahresgewinn von bis zu 25 000 Franken. Am Schluss waren es noch zwischen 12 000 und 14 000 Franken jährlich. Insgesamt erzielten Flohmarkt und Brockenstube von 1962 bis 2004 einen satten Gewinn von 560 796 Franken.

Der Hauspflegeverein hatte im Laufe der Jahre vor allem dank den Erlösen aus der Brockenstube und insbesondere dank dem unentgeltlichen Einsatz der Vereinsmitglieder ein ansehnliches Vermögen anhäufen können. Der Vorstand schlug deshalb vor, eine «Stiftung für Hauspflege Lindau» zu gründen und 300 000 Franken aus dem Vereinsvermögen auf die Stiftung zu übertragen. Diesem Vorschlag stimmte die Versammlung zu.

Am 1. Januar 1996 trat das neue Krankenversicherungsgesetz in Kraft, das unter anderem zwischen kassenpflichtigen und nichtkassenpflichtigen Leistungen unterschied. In Lindau versahen zwei Organisationen die Krankenpflege, einerseits die der Gemeinde unterstellte Gemeindegemeinschaft, andererseits das vom Hauspflegeverein gestellte Personal. Neben der Krankenpflege erbrachte der Hauspflegeverein auch hauswirtschaftliche Leistungen. Der Tarif für Krankenpflege war vorgeschrieben, denjenigen für die hauswirtschaftlichen Leistungen konnte der Verein in eigener Regie festsetzen. Dank Geld aus der Stiftung für Hauspflege Lindau konnte der Stundenansatz der hauswirtschaftlichen Leistungen tief gehalten werden.

Mit der Errichtung vom Spitex-Stützpunkt im Erweiterungsbau der Alterssiedlung in Winterberg begannen die Diskussionen über einen Zusammenschluss der drei Spitex-Kerndienstleistungen Haushilfe, Hauspflege und Krankenpflege. Auslöser für den Zusammenschluss im Jahr 1999 waren die Subventionsgeber Bund, Kanton und Gemeinde. Gleichzeitig mit dem Zusammenschluss änderte der Hauspflegeverein seinen Namen in Spitex-Verein. Schliesslich wird ab 2013 die Spitex Lindau zusammen mit der Spitex Illnau-Effretikon ins neue Alterszentrum Bruggwiesen integriert.

Der Musikverein Kempptal

Es war das Jahr 1897, als sechs Musikanten aus Winterberg und Grafstal die Musikgesellschaft Winterberg-Grafstal gründeten. Sie hatten den Wunsch, nicht mehr allein, sondern miteinander zu musizieren und die Blasmusik weiteren Kreisen bekannt zu machen. Geprobt wurde anfänglich in Privathäusern von Mitgliedern. Bald erfreute sich der Verein eines grossen Zuwachses, vor allem von Musikanten, die in der Maggi-Fabrik tätig waren.

Im Jahr 1907 nahm der Verein den neuen Namen Musikverein Kempptal an. Damit wollte er seine Verbundenheit mit der Maggi-Fabrik in Kempptal zum Ausdruck bringen. Als Vereins- und Probelokal diente die Hammermühle. Immer wieder musste der Präsident die Musikanten ermahnen, fleissiger an den Proben teilzunehmen, da die Disziplin nachliess. Bereits ein Jahr später erstand sich der Verein erstmals eine Uniform. Vom Musikverein Seebach konnte er getragene Uniformen für nur je 15 Franken erwerben. Die 21 Mitglieder des Vereins hegten gleichzeitig auch den Wunsch nach einer Vereinsfahne. Dieser Wunsch ging jedoch erst Jahre später in Erfüllung.

Im Mai 1934 war dann eine neue Uniform fällig. Die alte, die mehr als 25 Jahre bei Auftritten ein einheitliches Bild vermittelte, hatte ausgedient. Zum Stückpreis von 134 Franken erwarb der Verein 30 dunkelbraune Uniformen. Sie wurden im Sommer des gleichen Jahres an einem Musikfest dem Publikum präsentiert.

Der Musikverein wurde auch immer wieder von den Einheimischen als «Morfenmusik» bezeichnet, weil fünf Brüder Morf aus Eschikon im Verein den Ton angaben und viele Jahre zum guten Gedeihen des Vereins beige-tragen haben.

Während der Zeit des Zweiten Weltkrieges musste der Verein wegen des Aktivdienstes vieler Mitglieder die Probenzahl stark reduzieren. Kurz nach Ende des Krieges feierte der Verein 1947 mit einem grossen Fest sein 50-jähriges Bestehen. Von den anderen Vereinen der Gemeinde Lindau erhielten die Musikanten ein neues Flügelhorn geschenkt, womit das gute Einvernehmen unter den Vereinen bezeugt wurde.

Zum Thema Uniform wurde in einem Protokoll festgehalten, dass sich bei einzelnen Mitgliedern zeige, wie sich im Laufe der Zeit die Versorgung mit Lebensmitteln stark verbessert habe. Einige mussten ihre Uniform vergrössern lassen oder gar neu beschaffen. 1961 beschloss der Verein, wieder eine neue Uniform anzuschaffen, die im Herbst 1962 mit einem grossen Fest, sogar mit internationaler Beteiligung, eingeweiht wurde. Eine Kapelle aus dem deutschen Altenburg war zur Feier eingeladen.

War der Musikverein mehr als 75 Jahre eine Domäne von Männern, änderte sich das im Jahr 1964. Erstmals durfte eine Frau mitspielen. 1965 wurde Erika Budliger als erste Frau Aktivmitglied des Musikvereins Kempthal. In der Folge stiessen vermehrt Frauen zum Verein, was für die weitere Existenz von grosser Bedeutung war.

Die 1911 erworbene Vereinsfahne war inzwischen in die Jahre gekommen und nicht mehr zeitgemäss. Zudem hatte sie durch den vielen Gebrauch auch etwas gelitten. Anlässlich des 75-Jahr-Jubiläums schenkte sich der Verein eine neue Fahne, was wieder Grund für ein grosses Fest bot. Als Patin konnte die Stadtmusik Illnau-Effretikon gewonnen werden.

«Die vierte Einkleidung in 85 Jahren», so titelte der «Landbote» 1982 den Artikel zur grossen Feier der neuen Uniform. Das dreitägige Fest auf dem Sportplatz Grafstal begann am Freitagabend mit Darbietungen der Mädchenriege Grafstal und der Tanzgruppe LIWITA. Der Musikverein Henggart bot ein gefälliges Konzert. Den Festakt am Samstag eröffnete der Gemeindepräsident mit einer Ansprache. Darin zeigte er sich auch erfreut über die vielen jungen Musikanten im Verein. Umrahmt wurde die Feier vom Männerchor Kempthal-Winterberg. Die Tanzgruppe zeigte ihr Können mit Jazz-Gymnastik. Unter den Klängen der Patensektion Stadtmusik Illnau-Effretikon zogen die Kempthaler neu eingekleidet ins Festzelt ein, begleitet von Ehrendamen, Fahnen und drei Ehrenmitgliedern in den drei früheren Uniformen.

Der dritte Festtag begann mit einem ökumenischen Gottesdienst mit den beiden Pfarrherren Zipperlen und Boos und selbstverständlich begleitet vom neu eingekleideten Musikverein. Mit verschiedenen Musikvereinen



Der Musikverein 1922

und Kapellen aus der näheren und weiteren Umgebung fand das Fest am Sonntagabend einen würdigen Abschluss.

Mehrmals nahm der Verein an regionalen, kantonalen und eidgenössischen Musikfesten teil. Am eidgenössischen Musikfest 1986 in Winterthur blieb der erhoffte Erfolg aus. Mit einem derart bescheidenen Resultat hatte wohl niemand gerechnet. Der Misserfolg belastete den Verein so sehr, dass sogar dessen Auflösung zur Diskussion stand. Die positiven Stimmen behielten zum Glück die Oberhand. Das Durchhalten wurde belohnt. Fünf Jahre später, am eidgenössischen Musikfest in Lugano, erhielt der Verein für seine Darbietungen eine sehr gute Bewertung. Bei einem grossen Empfang vor dem Gemeindehaus Lindau gratulierten Behörden, Dorfvereine und Bevölkerung den heimkehrenden Musikanten zum Erfolg.

«Kleider machen Leute», doch Kleider allein machen noch keinen Musikverein. Ein Verein mit so vielen öffentlichen Auftritten sollte sich zeitgemäss präsentieren. Zum 100-Jahr-Jubiläum 1997 gönnte sich der Musikverein wieder ein neues Gewand. Früher noch mit schwerem Zweireiher oder mit Stehkragen mit weissem «Krälleliabschluss», dann die klassische Uniform, macht diese fünfte Einkleidung einen recht lockeren Eindruck und zeigt den Wandel der Zeit. Wieder organisierte der Verein mit seinen 34 Mitgliedern ein dreitägiges Fest, diesmal auf dem Strickhof. Unter Mitwirkung aller Dorfvereine und mit einem attraktiven Unterhaltungsprogramm feierte er diesen runden Geburtstag. Hundert Jahre, das sind doch einige Musikantengenerationen, die den Verein getragen haben.

Der Verein genießt einen guten Rückhalt in der Bevölkerung. Immer wieder zeigt er sein Können an verschiedenen Anlässen. Oft kann man auch kurzfristig auf die Mitwirkung der Musikanten zählen. Einen festen Platz im Jahreskalender haben die Abendunterhaltung, der Neujahrsapéro und der erste August. Tradition hat auch das jährlich stattfindende Jubilarenkonzert zusammen mit dem Männerchor. Ein Anlass, der immer wieder vielen Senioren Freude bereitet. Die sporadischen Platzkonzerte in den Dörfern finden nach wie vor Anklang. Bei vielen weiteren Anlässen wird mit der Mitwirkung des Musikvereins gerechnet. Lindau ohne Musikverein – fast nicht vorstellbar.

Singen, Chöre

Singen war früher neben Schiessen und Turnen eine der beliebtesten Freizeitbeschäftigungen. Jedes Dorf hatte in der Regel mindestens einen Gesangsverein. So auch die Gemeinde Lindau. Die ersten Gründungen gehen bis ins 19. Jahrhundert zurück. Die Aktivität von Männer- und Töchterchören zeigte sich meist nur in der jährlichen Unterhaltung mit Theateraufführung.

Sehr fortschrittlich waren die Frauen in Grafstal, als sie 1898 ihren Gesangsverein gründeten. Schon im dritten Vereinsjahr wagten die unternehmungslustigen Frauen eine für die damalige Zeit längere Reise auf die Rigi. Mit immer mehr Möglichkeiten der Freizeitgestaltung schwand die Freude am Singen. Der Frauen- und Töchterchor Grafstal war nach 80 Jahren Singen am Ende. Der gleichnamige Verein in Winterberg, etwas später gegründet, beschloss schon Ende der 1950er Jahre seine Auflösung.

In Tagelswangen entstand nebst dem Männerchor im Jahr 1936 noch der Gemischte Chor Tagelswangen. In der Gunst des Publikums stand der Chor mit den schönen Heimattheatern unter der Leitung des Dorfschullehrers Emil Honegger. Die Aufführungen fanden im «Löwen» beim Bahnhof Effretikon statt. Doch 1979 wurde auch dieser Chor aus Mangel an Mitgliedern aufgelöst.

In Lindau wurde über lange Zeit in zwei Chören gesungen. Der Männerchor hatte einen guten Namen, bis sich aus diesem Verein eine Untergruppe bildete, die sogenannte Knabengesellschaft, die mit etlichen Streichen in der Umgebung Aufsehen erregte. Etwas gehobener ging es im Kirchenchor Lindau zu. Doch die gesanglichen Ansprüche des Pfarrers waren etwas zu

hoch. Viele Sängerinnen und Sänger brachten dafür wenig Verständnis auf. Der Chor musste Ende der 1950er Jahre aufgegeben werden.

In neuerer Zeit besteht die Möglichkeit, im Gospel- oder im Ad-hoc-Chor mitzusingen.

Von den ehemaligen Gesangsvereinen ist einzig der Männerchor Kempththal-Winterberg übriggeblieben.

Männerchor Kempththal-Winterberg

Der Männerchor Grafstal wurde im Jahr 1880 gegründet. Am 11. Januar 1908 schlossen sich der Männerchor Grafstal und der Gesangsverein «Chränzli», ein Männerchor von Mitarbeitern der Maggi-Nahrungsmittelfabrik, zum Männerchor Grafstal-Kempththal zusammen. Ein wichtiger Meilenstein in der Geschichte dieses Vereins war die Durchführung des Bezirkssängerfestes im Jahr 1948, anlässlich seines 40-Jahr-Vereinsjubiläums.

Einige gesangsfreudige Winterberger gründeten schon im Jahr 1887 im Restaurant Kreuzstrasse ihren eigenen Männerchor. Die beiden Chöre von Grafstal und Winterberg erlebten eine bewegte Zeit mit vielen Höhen und Tiefen.

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ging die Zahl der aktiven Sänger stark zurück. Die Präsidenten des Männerchors Grafstal-Kempththal und des Männerchors Winterberg schlugen ihren Mitgliedern aus diesem Grunde einen Zusammenschluss beider Chöre vor. Die Mitglieder nahmen den Vorschlag wohlwollend auf und gründeten demzufolge am 13. März 1963 den «Männerchor Kempththal-Winterberg». Kempththal durfte im Vereinsnamen an erster Stelle stehen, weil der Verein von der Firma Maggi finanziell unterstützt wurde.

Der Chor trat bei vielen kulturellen und öffentlichen Anlässen in Erscheinung. Beim ersten grossen Auftritt anlässlich der Einweihung der Schulanlage Bachwis zeigte der Chor sein Können.

Noch mehr Schwung in den Verein brachte Kurt Strebel, der 1973 die Chorleitung übernahm. Nicht nur die Sänger hatte er im Griff, auch mit dem Organisieren diverser Vereinsreisen machte er sich beliebt. Mit dem Verein ging es aufwärts.

Zwei Grossanlässe prägten die Vereinsgeschichte. Zuerst war es die Fahnenweihe 1981, mit allem was dazu gehört. Die Fahne stiftete die Maggi AG, und der Strickhof stellte den Festplatz zur Verfügung. 1988 fand



Der Männerchor
«auf hoher See»

das 25-Jahr-Jubiläum des Chors statt, welches mit dem Bezirkssängertag zusammen gefeiert wurde. Zu dieser Zeit sangen 41 Männer im Chor. Aber auch der Männerchor ist dem heutigen Trend unterworfen. Die Rekrutierung neuer Mitglieder wurde um die Jahrtausendwende immer schwieriger. Es fehlt vor allem an jüngeren Sängern. Schade, dass sich immer weniger für das gemeinsame fröhliche Singen und die Kameradschaft im Verein entschliessen können.

Das Vereinsarchiv Grafstal

«Mit Volldampf der Vergangenheit eine Zukunft geben», mit diesem Motto wurde die Idee eines Archivs für die Vereine in der Gemeinde Lindau lanciert. Es fehlten Archivräume für aufbewahrenswertes Vereinsgut. Die Aufbewahrung von wesentlichen Dokumenten eines Vereins ist eine der wichtigsten Aufgaben des jeweiligen Vorstandes. Richtig archivierte Akten sind das Gedächtnis des Vereins.

Als Glückfall erwies sich, dass nach der Reorganisation der Feuerwehr das Lokal, in dem früher Schläuche getrocknet wurden und die Feuerwehrspritze lagerte, leer stand. Nachdem ein klares Konzept für ein Vereinsarchiv bestand, wurde dieses 1928 erbaute und sanierungsbedürftige Gebäude von der Gemeinde zur Verfügung gestellt. Unter der Führung des Forums Lindau nahmen die Schiessvereine Lindau und Grafstal, die Schützengesellschaft Tagelswangen, der Damenturnverein Grafstal sowie der Turnverein Grafstal an der Gründungsversammlung vom 3. Mai 1988 teil. Ein Trägerverein, verantwortliche Instanz gegenüber der Gemeinde,

wurde gegründet. Eine auf Pergament geschriebene Urkunde wurde von allen Beteiligten unterschrieben und ist seit der Eröffnung im Lokal ausgestellt. Ein Projekt für eine sanfte Renovation wurde ausgearbeitet. So musste das Dach bis auf die Sparrenkonstruktion abgetragen, isoliert und mit den alten Ziegeln wieder eingedeckt werden. 81 Personen aus verschiedenen Vereinen leisteten 1172 Stunden Fronarbeit. Da viele der an der Renovation beteiligten Firmen ihre Leistungen vergünstigt oder unentgeltlich erbrachten, reichten die von der Gemeinde bewilligten 47 000 Franken.

Am 9. Mai 1989 konnte der sehr gefällige Raum eingeweiht werden. In Glasvitrinen stellen sich die Vereine vor. Ausgestellt ist auch eine Uniform des Musikvereins Kempttal von 1934. Weil die Kapazitäten nach kurzer Zeit ausgeschöpft waren, stellte die Gemeinde dem Trägerverein die im Parterre nicht mehr benützte Militärküche mit Vorratsraum für weitere Archivschränke zur Verfügung.

Dass das Vereinsarchiv einem echten Bedürfnis entspricht, zeigte sich daran, dass im Laufe der Jahre zu den Gründungsvereinen unter anderem der Männerchor Kemptthal-Winterberg, der Samariterverein und der Tennisclub Archivraum beanspruchten. Andere Vereine oder Organisationen wie der FC Kempttal, die Gemeinnützige Gesellschaft Lindau,



Vereinsmitglieder bei der Sanierung des Vereinsarchivs

«Der Lindauer», der Hauspflegeverein Lindau, die FDP Lindau, der Verein LindauLebt haben Schränke gemietet. Im Obergeschoss finden regelmäßig Sitzungen von Vereinen, aber auch Ausstellungen, Vernissagen und Lesungen von namhaften Schriftstellern statt. Gelesen haben unter anderen Lukas Hartmann, Jürg Acklin, Hugo Lörtscher und Hanna Johansen. Erwähnenswert ist vor allem die Fotoausstellung des Forums Lindau anlässlich der Festivitäten «1250 Jahre Winterberg und Grafstal» im Jahr 1995.

Viele Besucher vermissten jahrelang eine Toilette, deren Einbau aus Kostengründen immer wieder aufgeschoben wurde. Am Ende eines Gemeinderundgangs der Behörden wurden diese zu einer Besichtigung des Archivs eingeladen. Einige suchten verzweifelt die Toilette und wunderten sich, dass diese fehlte. Nach diesem Rundgang wurde die Bewilligung problemlos und schnell erteilt und die Toilette wurde unverzüglich realisiert.

Im Jahr 1999 übergab die reformierte Kirchenpflege dem Archivverein einen Ausschnitt des Zifferblattes und die Zeiger der alten Kirchenglocke von Lindau, die heute an der Nordfassade des Archivgebäudes zu sehen sind. Das Zifferblatt musste aber relativ rasch höher aufgehängt werden, weil Schulbuben die Zeiger immer wieder verstellten, um den Abwart zu ärgern.



Vitrine im Obergeschoss
des Vereinsarchivs

5. Menschen, die in der Gemeinde Spuren hinterlassen haben

Wer die Wahl hat, hat die Qual. Wer Leute vorstellen will, die den Namen einer der vier Ortschaften der Gemeinde Lindau in die Welt hinaus getragen und bekannt gemacht haben, kann aus dem Vollem schöpfen. Aber in der Wahl liegt die Qual. Darum ist die Auswahl an dieser Stelle willkürlich und sehr restriktiv. Es kann nur die Rede von einer kleinen Auswahl sein, von der fliegenden Reporterin und Fotografin Rosmarie Schmid zu den Pianoentertainern Chris & Mike aus Tagelswangen, Severin Hosang, dem Blockflötenvirtuosen, Claire Schmid aus Lindau, die für ihren Blockflötenlehrgang den Worlddidac Award erhielt, der talentierten Nachwuchskletterin Alina Ring, den Malerinnen Barbara Waldmann, Rosmarie Vescoli und Heidi Bild, dem Zeichner Ernst Bossert, dem Krippenbauer Hanspeter Beer und weiter zu den Sportlern Urs Vescoli, der 1985 an der Skeleton-Europameisterschaft die Bronzemedaille gewann, Roger Kern, der sich dank seinem Podestplatz am Zürich-Triathlon für den «Ironman» Hawaii qualifizieren konnte, Erich Ehrensperger, der während 17 Jahren in der ersten Mannschaft des ZSC spielte und mehrere Spiele mit der Schweizer Nationalmannschaft absolvierte und last, but not least von den Initiantinnen und Organisatoren des Kreativ-Märts, der vor allem den Künstlern und Künstlerinnen der Gemeinde eine Plattform gibt, ihre Werke einem breiten Publikum zu präsentieren. Erwähnt sei auch Turi Meier, der die Waldwege in der Gemeinde beschildert hat. Einige der zahlreichen Prominenten seien hier kurz porträtiert.

Julius Maggi

Den Namen Maggi werden viele nicht mit Lindau in Verbindung bringen, sondern mit Kempptthal. Julius Maggi, mit vollem Namen Julius Michael Johannes Maggi, wurde am 9. Oktober 1846 in Frauenfeld geboren und starb am 19. Oktober 1912 in Küsnacht. Als Gründer der Firma Maggi und Erfinder der Maggi-Würze war er einer der Pioniere der Lebensmittelindustrie. Er war zweimal verheiratet und hatte vier Töchter und zwei Söhne. Julius Maggi war das jüngste von fünf Kindern eines italienischen Einwanderers aus der Lombardei. Nach unruhigen Jahren mit häufigen Schulwechseln und vorzeitig abgebrochener kaufmännischer Lehre absolvierte er die Rekrutenschule der Schweizer Kavallerie. Von 1867 bis 1869

arbeitete er – zunächst als Praktikant, später als Vizedirektor – bei der Ersten Ofen-Pester Dampfmühle AG in Budapest. 1869 übernahm er von seinem Vater die Hammermühle in Kempththal und setzte damit den Grundstein für ein Imperium, das in aller Welt bekannt wurde. 1947 fusionierte Maggi mit der heutigen Nestlé S.A.



Julius Maggi

Kempththal kennt vermutlich noch die Mehrheit der Bevölkerung in der Schweiz, aber wenige wissen, dass Kempththal zur Gemeinde Lindau gehört. Heute erinnern der Industrie- und Naturweg der Kempt entlang, die Julius-Maggi-Strasse in Grafstal und das Familiengrab auf dem Friedhof in Lindau an den Pionier, Arbeitgeber und Wohltäter. Er und das Maggi-Nahrungsmittelunternehmen haben das Leben in der Gemeinde Lindau und Umgebung stark geprägt. Noch heute profitiert die Bevölkerung vom sozialen Engagement von Julius Maggi. Die katholische Kirche St. Joseph, das Schwimmbad, die Tennisplätze, die Bocciabahn und der Sportplatz – alle in Grafstal – wären ohne sein Wohlwollen nicht möglich gewesen.

Frank Wedekind

Julius Maggi war auch Arbeitgeber von Frank Wedekind. Der Dramatiker kam am 24. Juli 1864 als Sohn des Arztes Friedrich Wilhelm Wedekind und dessen Ehefrau Emilie, geb. Kammerer, in Hannover zur Welt. Die Familie musste 1871 aus politischen Gründen Deutschland verlassen und nahm in Lenzburg Wohnsitz. Frank Wedekind war kein guter Schüler und erhielt Privatunterricht. Nach der Matura studierte er zuerst deutsche und französische Literatur in Lausanne und wechselte auf Wunsch des Vaters

zum Jurastudium nach München. 1886 kam es wegen mangelnder Studienleistungen zum Bruch mit dem Vater. Im gleichen Jahr kehrte Wedekind in die Schweiz zurück und arbeitete bis 1887 im Reklame- und Pressebüro der Firma Maggi. Im Sommer 1888 nahm er das Studium der Rechtswissenschaft in Zürich wieder auf, das er aber nach dem Tod seines Vaters im Oktober 1888 wieder abbrach. Das geerbte Vermögen gewährte ihm finanzielle Unabhängigkeit. 1889 übersiedelte Wedekind nach München. Die Verbreitung eines satirischen Gedichtes über Kaiser Wilhelm II bescherte ihm eine Verurteilung wegen Majestätsbeleidigung. Er sass seine Strafe vom 21. September 1899 bis zur Begnadigung im Februar 1900 in der Festung Königstein ab. Frank Wedekind starb am 9. März 1918 infolge von Komplikationen nach einer Blinddarmoperation.

Wedekind war nicht der einzige Mitarbeiter bei der Maggi, der schriftstellerische Erfolge erlangte. Auch die beiden Schweizer Schriftsteller Paul Ilg und Richard Schreier haben als Werbetexter bei der Maggi gearbeitet.

Paul Ilg

Paul Ilg wurde am 14. März 1875 in Salenstein (Thurgau) geboren. Er wuchs auf dem Bauernhof seiner Grosseltern auf und wurde nach deren Tod als Verdingbub ins Appenzellerland geschickt. Verschiedene Berufslehren brach er ab. Im Alter von 30 Jahren begann er zu schreiben. 1902 wurde er Redaktor bei der «Berliner Woche» und lebte bis 1914 in Berlin. Dort arbeitete er als freier Schriftsteller und Zeitschriftenredaktor. Er erlangte verschiedene Auszeichnungen und Ehrungen, u.a. den Preis der Schweizerischen und Deutschen Schillerstiftung. Paul Ilg starb 1957 in Romanshorn. Zu seiner Tätigkeit bei der Maggi schreibt er in seiner autobiographischen Skizze «Mein Weg»:

«Als die schöne Ausstellungszeit (gemeint ist die Genfer Landesausstellung 1896) zu Ende ging, fand ich wiederum eine gute Stellung als erster Korrespondent und Propagandist einer weltbekannten Nahrungsmittelfabrik. Zehn Jahre vorher hatte der inzwischen berühmt gewordene Dichter Frank Wedekind diesen Posten versehen. Er wie ich haben dabei nicht lange ausgeharrt. Bald verfasste ich an meinem Pult mehr Gedichte und Skizzen als Reklameartikel. Eines Tages wurde ich dabei vom Direktor ertappt und, da ich ausserdem ein unruhiger Geist war, der die Kollegen zu Sport und Spiel verleitete, kurzerhand vor die Türe gestellt.»

Richard Schneider

Richard Schneider, geboren am 3. Februar 1876 in Wien, besuchte die Kantonsschule in Frauenfeld, machte eine Lehre als Kaufmann bei einer Winterthurer Baumwollagentur, arbeitete u.a. in Nordafrika, in einer Westschweizer Uhrenfabrik und einer Versicherungsgesellschaft in Strassburg. Ab 1910 war er während 16 Jahren Chef und Prokurist der Korrespondenz und der Propaganda der Verkaufsabteilung Schweiz der Nahrungsmittelfabrik Maggi in Kemptthal. Ab 1937 lebte er als freier Schriftsteller in Luzern und später in Chardonne. Er schrieb vor allem Heimatstücke in Mundart. Für sein Stück «Die Helden von St. Jakob», das er als Festspiel für die Landesausstellung in Bern schrieb, erhielt er einen Preis. Er starb am 7. Februar 1947 in Chardonne.

Karl Moser

Heute noch gut sichtbar sind die Werke des Architekten Karl Moser. Er kam am 10. August 1860 in Baden auf die Welt. Nach dem Besuch der Gemeinde- und Bezirksschule sowie der Kantonsschule trat Karl Moser 1878 in die Bauschule des Eidgenössischen Polytechnikums Zürich ein. Nach weiteren Studien in Paris und Mitarbeit unter anderem bei seinem Vater ging er 1885 nach Wiesbaden. Dort traf er seinen späteren Partner Robert Curjel, einen Schweizer mit dänischer Abstammung. Von 1888 bis 1915 bildeten sie zusammen eine Assoziation. 1915 folgte Moser dem Ruf der ETH und wurde Professor für Baukunst. 1928 trat er vom Lehramt zurück. Karl Moser starb am 28. Februar 1936 an den Folgen eines Schlaganfalls.

In Grafstal und Kemptthal stehen zwei von Karl Moser im Auftrag der Maggi erstellten Häuser, das unter dem Namen «Kolonie» bekannte Mehrfamilienhaus und das Doppeleinfamilienhaus Koloniestrasse 4/6.

Marianne Berger

Für jede Hausfrau, aber auch für jeden Hobbykoch, war Marianne Berger in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts ein Begriff. Sie stand den Hausfrauen mit mannigfachen Rezepten, Ratschlägen und Dienstleistun-

gen bei. Es hat sich vermutlich mancher gefragt, wer dahintersteckte. Das musste ja ein Universalgenie gewesen sein, das nicht nur noch besser kochen konnte als andere Frauen, sondern auch sonst besser Bescheid wusste. Nun, dahinter steckte weder eine Frau noch ein Mann, sondern ein Dienstleistungsteam der Maggi-Nahrungsmittelfabrik in Kempththal. Ins Leben gerufen wurde das Marianne-Berger-Institut im Jahr 1957. Zu seinem Namen kam es auf Grund einer Umfrage beim Personal. Schon damals gab es bei der Maggi ein Mitwirkungsrecht der Belegschaft. Der Beratungsdienst bestand auch darin, die Verwendungsmöglichkeiten der Maggi-Produkte an die Hausfrauen zu bringen. Das Team hat im Laufe seines Bestehens viele Rezepte in Form von Büchern herausgegeben und immer wieder in den Tageszeitungen publiziert. Die im Institut tätigen Frauen mit unterschiedlichem Fachwissen traten nicht einzeln in Erscheinung, sondern immer als Team.

Jürg Federspiel

Der Vater von Jürg, Georg Federspiel, arbeitete während der Jahre 1929 bis 1939 bei der Maggi in verschiedenen Verwaltungsabteilungen. Anfang der 1930er Jahre übersiedelte er von Zürich nach Grafstal und nahm Wohnsitz im neuen Schulhaus, wo Jürg Federspiel am 28. Juni 1931 zur Welt kam. Georg Federspiel stammte von einer alten Bündner Familie ab. Aus gesundheitlichen Gründen ging er ins Bündnerland zurück, wo er Gedichte schrieb, die gesammelt unter dem Titel «Erdenwanderer» erschienen. Später zog er wieder nach Zürich. Dort war er als Redaktor der Fachzeitschrift «Schweizer Reklame» und als Werbeberater tätig. Er starb bereits 1950 während eines Aufenthaltes im Tessin.

Jürg Federspiel wuchs in Grafstal und Davos auf und besuchte die Realschule in Basel. Von 1951 an war er als Reporter und Filmkritiker tätig und lebte längere Zeit in Deutschland, Frankreich, Grossbritannien und den USA. Er gehörte zu den fantasievollen und leidenschaftlichen Schriftstellern. Hansjörg Schneider, Autor der Hunkeler-Krimis, schrieb über Jürg Federspiel: *«Er ist einer der autonomsten Schweizer Schriftsteller, die ich kenne. Vital und sensibel, blitzschnell und rücksichtslos, wenn es sein muss. Seine Neugier ist phänomenal. Er ist neugierig auf das Leben, auf Menschen, er hasst nichts so wie Langeweile.»* In der «Neuen Zürcher Zeitung» charakterisierte Werner Weber Jürg Federspiels Talent u.a. wie folgt:

«Das erste Buch *Orangen und Tode* zeigt ihn als einen Dichter von eigenem Temperament; das heisst, man kann ihn unter den vielen heraushören. ... Da ist ein Mann mit dem Zeug zum Erzähler.»

Für seine Werke erhielt er etliche Auszeichnungen und Ehrungen. Jahrelang litt Jürg Federspiel unter Diabetes und der Parkinsonkrankheit. Er starb am 25. Februar 2007.

Carl Burckhardt

Ein weiterer Künstler, der seine Wurzeln in Lindau hat, ist der Schweizer Maler und Bildhauer Carl Burckhardt. Er wurde am 13. Januar 1878 in Lindau als Sohn von Pfarrer Abel Burckhardt geboren. Der Vater wurde 1880 nach Rüti berufen, wo er 1883 starb. Die Mutter zog mit Carl und seinen vier Geschwistern nach Basel. Mit 18 Jahren entschloss er sich, Künstler zu werden. Er besuchte Schulen in München und Rom, und zwar als Maler. In Rom entdeckte er sein Interesse für die Bildhauerei. Er gewann einen Wettbewerb für die Gestaltung der Nischenfiguren und des Fassadenreliefs am Kunsthaus Zürich und einen weiteren Preis für die Figur des Ritters Georg. Verschiedene seiner Werke sind heute noch zugänglich, so das Portalrelief an der Pauluskirche und die Bronzestatue des Ritters Georg am Kohlenberg in Basel sowie zwei Brunnen vor dem Badischen Bahnhof in Hirzbrunnen mit den Namen «Vater Rhein» und «Mutter Wiese». Carl Burckhardt starb am 24. Dezember 1923 in Ligornetto.

Caspar Appenzeller

Caspar Appenzeller wurde am 6. Juli 1820 als drittes von vier Kindern in Höngg geboren und wuchs in höchst bescheidenen Verhältnissen auf. Im Jahr 1836 begann Caspar Appenzeller die 3½ Jahre dauernde kaufmännische Lehre in einer Firma, die mit Rohseide handelte. Noch in der Lehre begann er, mit dem Import von Reis, Salami und Nähseide aus Italien auf eigene Rechnung zu handeln. Mit 26 Jahren heiratete er Anna Landolt. Bald bekamen sie Nachwuchs, ein Mädchen. Seinem Drang nach Selbstständigkeit folgend, eröffnete er am 1. Januar 1850 die Firma Caspar Appenzeller, deren Tätigkeit aus dem Handel mit Seide aus Italien bestand. Jahre später legte er den Grundstein zur eigenen industriellen Tätigkeit, einer

kleinen Seidenzwirnerie in Wangen bei Dübendorf. Durch den Zukauf eines weiteren Gebäudes konnte die Anlage erweitert werden. In seinem Haus eröffnete Caspar Appenzeller am 11. November 1857 eine Mädchen-erziehungsanstalt, die bald die grosse Nachfrage nicht mehr befriedigen konnte. Das veranlasste Caspar Appenzeller, nach weiteren Lokalitäten Ausschau zu halten. Er kaufte 1869 das Gasthaus Landhus samt Umgebung in Tagelswangen, und nach einigen baulichen Anpassungen wurde es am 17. Juni 1869 als Mädchenerziehungsanstalt Annagut eröffnet. Appenzeller hat noch weitere Erziehungsanstalten unterhalten, in Wangen bei Dübendorf, im «Rössli» in Brütisellen und im «Schwanen» in Baltenswil. Dauerhaftes Ansehen hat Appenzeller nicht nur durch seine wirtschaftlichen Erfolge erreicht, sondern auch durch die Art und Weise, wie er gleichzeitig zum Erzieher von gefährdeten Jugendlichen wurde. Jede Anstalt war neben der Erziehung der Jugendlichen mit einer industriellen Tätigkeit verbunden. Für Appenzeller stand aber die Erziehung im Vordergrund, nicht die Arbeit in den Fabrikationsbetrieben. Er schreibt dazu u.a:

«Ist's nicht schuldige Dankbarkeit, dass derjenige, dem die Mittel gegeben werden, solche als getreuer Hausvater mit der nötigen Klugheit, die ihm von oben geschenkt werden muss, zum Wohle Leidender verwendet? Wie könnte einer, der die armen verschupften Kinder sieht, der Mittel und Wege kennt, sich ihrer anzunehmen und ihnen in Liebe ein menschenwürdiges Asyl zu bieten, sein Herz der Sache verschliessen?»

Zwei Drittel der Erträge seines Vermögens setzte er auf Grund eines Gelübdes für wohltätige und gemeinnützige Werke ein. Caspar Appenzeller starb am 10. Februar 1901.

Otto Wegmann-Wild und sein Sohn

Otto Wegmann-Wild (1901–1980), genannt «Hauptme Otti», war der letzte Präsident der Zivilgemeinde Tagelswangen. Er war der Initiant für eine Kehrichttour. Kurz nach 1960 begann er zusammen mit seinem Knecht, den Güsel mit Ross und Wagen einzusammeln und das Abfallgut einer Grube zuzuführen. Das war eine Zeit, als man noch nicht gewohnt war und man sich fast schämte, eine Zeine mit Abfall an die Strasse zu stellen. Sein Sohn Otto Wegmann-Baier (geb. 1926) war nicht nur Landwirt, sondern auch Präsident des Lieferantenverbandes und bis zum Jahr 2001 Pferdlieferant für die Schweizer Armee. Er hielt 15 bis 25 diensttaugliche Pferde für Train

und berittene Offiziere. Die Pferde mussten zum Einrücken gut beschlagen sein, um sie an die vom Militär bestimmten Orte in der ganzen Schweiz abliefern zu können. Für Hochzeitsfahrten und das Zürcher Sechseläuten hielten die Wegmanns stets vier bis fünf Schimmel und verschiedene Kutschen bereit. Für Gesellschaften kam ein Bockwagen zum Einsatz.

Hans Huber

Hans Huber war während 34 Jahren Gemeindeschreiber. Die ersten Jahre nach dem Amtsantritt 1954 waren nicht einfach. Mit der Verwaltung stand es nicht zum Besten, und auch politisch war einiges los. Als konsequente und integre Persönlichkeit konnte er sich aber durchsetzen und die Achtung aller erwerben. Ratsuchende wussten, dass sie sich auf seine Verschwiegenheit verlassen konnten. Für ihn war die Vorbildfunktion des Chefs keine leere Phrase, und in seinem «Laden», wie er die Verwaltung nannte, wurden keine Halbheiten geduldet. Hans Huber trug viel dazu bei, dass die Gemeinde Lindau einen guten Namen hatte. Er verstand es auch ausgezeichnet, auf die verschiedenen Charaktere der immer wieder wechselnden Behördenmitglieder einzugehen.

Vier Präsidenten und 21 Gemeinderäte konnten während seiner Amtszeit von den gesammelten Erfahrungen profitieren. Er war rechtlicher Berater. Auch scheute er sich nicht, seine Meinung zu sagen und höflich aber bestimmt zu mahnen, wenn unerledigte Geschäfte zu lange liegen blieben. Nach seiner Pensionierung 1988 zog er sich in seinen bevorzugten Ferienort «Pension Birch in Tagelswangen», wie er sein Heim nannte, zurück. Wie üblich bei pensionierten Amtsträgern in der Gemeinde Lindau, mischte er sich nicht mehr in die Politik ein.

Robert Weiss

Eine Persönlichkeit, welche die Entwicklung der Gemeinde Lindau nachhaltig geprägt hat, war Robert Weiss. Aufgewachsen in Winterthur, studierte er an der ETH Zürich Agronomie und schloss an der Abteilung für Landwirtschaft als Ingenieur ab. Danach erwarb er das Patent als Sekundarlehrer. Nach mehrjährigem Praktikum in verschiedenen Bereichen trat er 1959 als Landwirtschaftslehrer und -berater in die Dienste der kantonalen Land- und

Hauswirtschaftsschule Weinland in Winterthur Wülflingen ein, wo er bis zu seinem Tode 1990, kurz vor seiner Pensionierung, blieb. Gegen Ende 1954 nahm er Wohnsitz in der Gemeinde Lindau. Nur vier Jahre später wählten ihn die Stimmbürger in den Gemeinderat, wo er verschiedene Ressorts führte. Das Amt als Gemeindepräsident übte er während zwölf Jahren aus, von 1970 bis zu seinem Rücktritt 1982. Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, hier alle seine Verdienste aufzulisten. Aber drei wichtige Ereignisse verdienen, erwähnt zu werden.

Robert Weiss gelang es, nach jahrelangen Bemühungen des Gemeinderates und trotz des damaligen Notstands in der medizinischen Versorgung der Bevölkerung, den ersten Arzt, Dr. Michael Vetstein, in die Gemeinde zu holen. Im Weiteren verbesserte Robert Weiss mit der Einführung des monatlichen Blattes «Der Lindauer» die Kommunikation zwischen Behörden und Bevölkerung. Die erste Ausgabe erschien am 1. Oktober 1981, in der er unter anderem schrieb: *«Der Gemeinderat ist aber auch der Meinung, dass die besondere Struktur unserer Gemeinde – die Dörfer Lindau, Tagelswangen, Winterberg, Grafstal – eine zusätzliche Anstrengung erfordert, um die Bewohner einander näherzubringen, die Probleme der einzelnen Dörfer besser zu verstehen und Verbesserungen irgend welcher Art im eigenen Dorf anzuregen.»*

Zu den Aufgaben als Gemeinderat und später als Gemeindepräsident übernahm Robert Weiss 1968 zusätzlich das Amt des Leiters der kommunalen zivilen Schutzorganisation, die neu auf- und ausgebaut wurde. Dieses Amt bekleidete er bis 1986.

Robert Weiss engagierte sich aber auch ausserhalb seiner behördlichen und beruflichen Aufgaben. Besonders zu erwähnen ist sein totaler Einsatz nach der Flugzeugkatastrophe von Dürrenäsch im Herbst 1963, bei der 43 Personen aus der Gemeinde Humlikon ums Leben kamen. Davon betroffen waren auch 12 Landwirtschaftsbetriebe und zahlreiche Familien, unter anderem auch solche mit Kleinkindern, wo beide Elternteile ihr Leben verloren. Zur Hilfeleistung der Gemeinde wurde ein Kuratorium gegründet, in dem Robert Weiss als Berater und Koordinator und später als dessen Präsident amtierte. Dank seinem Einfühlungsvermögen, Einsatz und Organisationstalent gelang es, die nötigen Arbeitskräfte zu mobilisieren.

Michael Vetstein

Am 7. Juli 2003 haben auf dem Friedhof der israelitischen Gemeinde Winterthur am Rosenberg viele Lindauer vom geschätzten Arzt Michael Vetstein, der am 3. Juli nach kurzer, schwerer Krankheit gestorben war, Abschied genommen.

«Sie suchen einen Arzt? Ich heisse Vetstein. Professor Dr. med. Fehr vom Kantonsspital Winterthur hat mich auf Veranlassung von Dr. med. H. Schoch vom Lindberg zu Ihnen geschickt.» So begrüßte Dr. Vetstein den damaligen Gemeindepräsidenten Robert Weiss. Dieser Besuch war Balsam nach den jahrelangen Bemühungen, Hoffnungen und Enttäuschungen des Gemeinderates um die Ansiedlung eines Arztes in unserer Gemeinde. Mit vierzehn Ärzten wurden Gespräche geführt. Vergeblich. Alle sagten ab, hauptsächlich mit der Begründung, eine Praxis in einer Gemeinde mit lediglich 2500 Einwohnern sei nicht existenzsicher.

Nach einigen Verhandlungen hat Dr. Vetstein im September 1971 zugesagt, und am 1. Februar 1972 eröffnete er seine Praxis in Tagelswangen in der Oberwis 1. Bereits vierzehn Tage später war die Praxis schon gut belegt. Seine Gattin Julia, ehemalige Operationsschwester, unterstützte ihn bei seiner Arbeit.

Michael Vetstein hat in Graz studiert, doktoriert und sich während einiger Jahre an ausländischen und schweizerischen Spitälern weitergebildet, so in Hamburg und nach seiner Einreise in die Schweiz 1962 am Spital Thun, in Rheinfelden, Langenthal, Glarus und während sechs Jahren am Kantonsspital Winterthur, wo er zuletzt einige Jahre als Oberarzt unter Prof. Fehr in der Chirurgie tätig war.

Dr. Vetstein führte während zehn Jahren erfolgreich eine allgemeine und chirurgische Praxis in Tagelswangen. 1982 übergab er den allgemeinmedizinischen Bereich an Dr. Ulrich Kuhn. Fortan beschäftigte er sich ausschliesslich mit den alternativmedizinischen Diagnose- und Therapieformen. Er erlernte die verschiedenen Methoden, insbesondere die Akupunktur, die Neuraltherapie, die Regulationsmedizin, die Ozonbehandlung und die Lasertherapie. Diese Behandlungen führte er in seiner Praxis und auch in der damaligen Bircher-Benner-Klinik in Zürich mit grossem Erfolg durch. Zusätzlich gab er sein Wissen in Studentenkursen an die nächste Generation weiter.

Frau Julia Vetstein ist am 30. April 2011 gestorben und hat dem Verein Spitex Lindau eine ansehnliche Erbschaft hinterlassen.

Der gelernte Wagner und Kleinbauer Hans Gerber fing klein an. Geboren 1932 in Lindau, startete er 1959 in Teilzeit als Sargschreiner für die Gemeinde Lindau. Was als Nebenerwerb begann, sollte einmal zum grossen Unternehmen werden. Seine Ehefrau Erika Herrmann, geboren 1935 in Zürich, unterstützte ihren Mann tatkräftig, sie führte Hof, Haushalt und Garten, war für die Erziehung der neun gemeinsamen Kinder zuständig und führte zusätzlich das Büro ihres Mannes.

1960 gründete Hans Gerber eine Einzelfirma. Sargfabrik und Bestattungsunternehmen Gerber war geboren. In der Scheune seines Bauernhauses entstanden die ersten Tannenholsärge. Es gab nur ein Standardsargmodell. Der Transport der Särge erfolgte per Leiterwagen oder auf dem Dach seines kleinen Personenwagens.

Wie bereits erwähnt, war Hans Gerber auch Landwirt. Es fiel immer viel Arbeit auf dem Milchviehbetrieb an, und trotzdem fand er die Zeit, auch noch teilzeitlich in anderen Firmen tätig zu sein.

Kreativität war bereits zu jener Zeit gefragt. Der Tüftler Hans Gerber war sehr vielseitig und war sich für nichts zu schade. Er produzierte Mörtelkübel für Maurer und Gipser oder beispielsweise die Holzsitze für die berühmten Kinderdreiradvelos von Wisa-Gloria in Lenzburg. Bereits zwei Jahre nach der Firmengründung erfolgte der Kauf des ersten Lieferwagens. Schon bald war der Arbeitsaufwand alleine nicht mehr zu bewältigen, und erste Mitarbeiter wurden eingestellt. Die Produktion von Holzsärgen wurde industrialisiert. Zu den Abnehmern gehörte das damalige Kantonsspital Zürich, das heutige Universitätsspital.

Vier Jahre später erfolgte der Kauf eines Opel Caravans, und die ersten Leichentransporte wurden durchgeführt. Kurze Zeit danach kaufte Gerber das Leichentransportgeschäft Ruppli, Zürich. Zwei weitere Leichenwagen vervollständigten damit den Fahrzeugpark. Arbeitsreiche, intensive Jahre des Firmenaufbaus folgten.

1992 zogen sich Hans Gerber und seine Frau aus der Firma zurück. Das Tessin wurde mehrheitlich zu ihrer Heimat. Der gelernte Möbelschreiner Hans Gerber jun. (geboren 1955) übernahm die Geschäftsführung. Bereits 2006 hielt die dritte Generation Gerber in der Firma Einzug. Die zwei der vier Kinder von Hans Gerber jun. und Shelley Gerber, Dominik und Sabrina, stiegen in die Mitarbeit im inzwischen grossen Betrieb ein. Im Folgejahr überliess Hans Gerber sen. den Jungen das Feld und trat als

Verwaltungsratspräsident der Hans Gerber AG zurück. Sein Sohn Daniel Gerber übernahm das Präsidium, Hans Gerber sen. blieb als Hauptaktionär im Verwaltungsrat.

Im Zuge der Zeit hielten diverse Neuerungen Einzug beim Bestattungsunternehmen. Der erste Roboter wurde durch zwei leistungsfähigere Maschinen ersetzt. Diese zwei neuen Roboter produzierten täglich bis zu 80 Normsärge im Schichtbetrieb. Mittlerweile werden pro Jahr rund 16 000 Holzsärge aus Pappel- und Tannenholz hergestellt. Dazu werden rund 600 m³ Pappelsperholz sowie 400 m³ Tannenholz benötigt. Die Sargfabrik Gerber gehört mittlerweile zu den drei bedeutendsten Sargproduzenten der Schweiz.

Die Hans Gerber AG ist offizieller Bestatter für über 100 Gemeinden. Vier Leichenwagen stehen Tag und Nacht im Einsatz, und rund 30 Angestellte verdienen hier ihr Auskommen. Traditionsbewusstsein, Weitsicht und unerschütterlicher Arbeitswille haben Hans Gerber das gebracht, was er sich von jeher wünschte: eine solide, gut funktionierende Firma.

Edith Ehrensperger

Eine Person voll Tatendrang und Energie, die auch im Alter kein bisschen Elan eingebüsst hat! Edith Ehrensperger-Baumann wurde 1936 in Hegnau geboren, wo sie auch aufgewachsen ist. Wie schon ihr Vater wuchs auch sie als Einzelkind auf einem kleinen Bauernbetrieb auf. Bereits früh lernte Edith mitanzupacken. Die Kriegsjahre gingen auch an der Familie Baumann nicht spurlos vorüber. Der kleine Bauernbetrieb warf nicht allzu viel ab, und so führte ihr Vater zusätzlich Regiearbeiten auf dem Flughafen Dübendorf aus, um seine kleine Familie ernähren zu können.

Für die damalige Zeit war Edith Ehrensperger eine sehr emanzipierte Frau. Nichts, das sie nicht angepackt hätte. Bereits nach der 3. Sek. absolvierte sie das bäuerliche Lehrjahr in Tagelswangen, wo sie schon in jungen Jahren ihren zukünftigen Ehemann Alfred kennen lernte. Und das an der Lindauer Chilbi! Doch bis Edith eingefleischte Lindauerin wurde, zogen noch einige Jahre ins Land.

Sie besuchte eine Einführung für die bäuerliche Ausbildung für Frauen auf dem Schloss Uster. Damals hatte die Nahrungsmittelproduktion einen sehr hohen Stellenwert, Überfluss war ein Fremdwort. Nach dieser Grundausbildung zog es Edith in die Westschweiz, wo sie ein Jahr lang den Haushalt

einer Gärtnerfamilie in Payerne führte. Neben der gelegentlichen Mithilfe im Gärtnereibetrieb war sie vor allem für die Verköstigung einer 12-köpfigen «Mannschaft» sowie den Haushalt zuständig. Danach folgte ein halbes Jahr Handelsschule Gademann in Zürich, die ihr keine Mühe bereitete, da sie bereits in der 3. Sek. erste Englischkenntnisse erwerben konnte. Damals eine Seltenheit für eine kleine Landgemeinde wie Volketswil! Doch damit nicht genug. Edith wurde Mitglied des Stenographenvereins und nahm eine Stelle in einer Samenhandlung in Dübendorf an. Die Powerfrau konnte nicht still sitzen und absolvierte noch die Bäuerinnenschule in Wülflingen. Arbeit fand sie danach auf einem Gemüsebetrieb in Dietlikon.

1958 heiratete sie Alfred Ehrensperger und zog in ihr neues Heim in der Pünt in Tagelswangen. Der kleine Bauernbetrieb von 8 Hektaren warf für die Familie nicht genügend ab, und so arbeitete ihr Ehemann vorerst über den Winter als Aushilfspöstler. Später dann wurde er Vollzeitpöstler. Mit den beiden Kindern (Jahrgänge 1961 und 1966) war die Familie Ehrensperger komplett.

Die ausserordentlich aktive Edith Ehrensperger arbeitete nicht nur viel und vielseitig, nein, sie fuhr auch sehr früh Töff! Eine BSA 250 konnte sie ihr Eigen nennen, die sie jedoch nur mit Unterschrift ihres Vaters fahren durfte, da sie noch nicht 20 und somit nicht volljährig war.

Die Autoprüfung war für sie kein Problem, auch wenn der damalige Experte meinte, sie hätte keine Ahnung vom Einspuren. Die schlagfertige Edith gab ihm zur Antwort: «Ich musste bis anhin ja auch nur mit zwei Kühen und dem Graswagen auf der Zürcherstrasse einspuren!»

Überhaupt hat sich seit damals einiges verändert. So machte Edith Produktionskostenrechnungen für Zuckerrüben, bei denen noch Einsatzstunden der Kühe fürs Hacken verrechnet wurden!

Den bäuerlichen Betrieb konnten Edith und ihr Mann 1975 von den Schwiegereltern übernehmen. Schon bald kristallisierte sich heraus, dass ihr Weg der Ackerbau sein würde. Vor allem das Herbstgeschäft mit den weissköpfigen Räben für die Sauerkrautfabrik Masshard in Hinwil war eine wichtige Einnahmequelle für die Familie. Aber auch die rotköpfigen Räben für die traditionellen Räbeliechtliumzüge in der Umgebung nahmen einen grossen Teil der Arbeitszeit in Anspruch. So fanden jährlich rund 10 000 Stück den Weg in Kinderhände und erfreuten auch Erwachsene mit ihrem warmen Licht. Gewaschen wurden diese Räben im Dorfbrunnen Tagelswangen. Wer kann sich noch daran erinnern, wie unkompliziert man eine Räbe kaufen konnte? Einfach das Geld auf den Brunnen legen. Dieses

Geschäft betrieb die Familie Ehrensperger bis 2009 und ermöglichte vielen Lindauer Kindern, eine Räbe durch den kalten Winterabend tragen zu können.

Überhaupt waren die Ehrenspergers sehr innovative Landwirte, die gar noch Kartoffellieferungen nach Zürich machten. Sie gehörten zu den ersten, die Anfang der 1990er Jahre Soja anpflanzten und somit der ETH eine Versuchsfläche zur Verfügung stellten. Mit der FAT in Tänikon starteten sie einen Versuch im Hanfanbau. Die erste Ernte wurde gar gefilmt, ohne grosse Technik: Der Kameramann musste sich auf dem Traktorendach festbinden, um möglichst gute Aufnahmen zu erhalten! Auch im Maisanbau gehörten sie zu den Vorreitern.

Ediths Herz schlug aber immer für den Wald, sie verschrieb sich mit Leib und Seele der Wald- und Jungwaldpflege. Und, man kann es kaum glauben, wenn man diese kleine, zierliche Person ansieht, sie arbeitet heute noch, im Alter von 77 Jahren, mit der Motorsäge im Wald! Nebst all den anfallenden Arbeiten war Edith Prüffrau am Schweizerischen Institut für Hauswirtschaft in Zürich. Sie publizierte viele Artikel für die Gemeinde und war zugleich im Tagesjournalismus tätig. Sie war Mitglied im Samariterverein und in der kantonalen Vereinskommission für Information und Presse zuständig. Da damals die Zürcherstrasse sehr stark frequentiert war, musste sie im Schnitt alle 14 Tage wegen eines Verkehrsunfalls ausrücken. Und damit nicht genug, war sie 16 Jahre lang Mitglied der Gesundheitsbehörde Lindau.

Edith hat ein Flair für Geschichte. Ein wertvolles Gut, von dem sie uns einiges mit auf den Weg geben kann. Sie sammelt alte Schriften, die sie aus der alten deutschen Schrift übersetzt. Dokumente aus längst vergangenen Tagen besitzt oder beschafft sie, wenn es nötig ist. Ihre Familiengeschichte hat sie minutiös dokumentiert. Zudem ist sie Mitglied im historischen Verein Winterthur. Für sie interessante Stunden, während denen sie zuhören und mehr über längst vergangene Zeiten erfahren kann.

Berty Imhof

Berty Imhof wurde am 17. Oktober 1919 in Hegi bei Winterthur geboren und ist in Illnau aufgewachsen. Später wohnte sie auch in der Gemeinde Illnau-Effretikon, bis sie im Jahr 1962 im Wiesengrund, Kemptthal, ihr Zuhause fand. In einem alten Bauernhaus mit Baujahr 1855, das der Maggi-Fabrik

gehörte, lebte sie mit ihrem Mann Paul, zwei Töchtern und zwei Söhnen. Das Schreiben war für sie immer Erholung, Zeit zum Auftanken und Verarbeiten. Ehemann Paul war während 38 Jahren als Schreiner bei der Firma Maggi tätig. Er verstarb 1996, Berty blieb noch weitere sechs Jahre im Wiesengrund. Die Maggi hatte ihr das Wohnrecht auf Lebzeiten in die Hand versprochen. Doch 2002 beschloss die Geschäftsleitung der Nestlé, im Zusammenhang mit der Geschäftsaufgabe des Standortes Kempththal das Haus zu verkaufen. Schweren Herzens beschloss sie deshalb, an die Wiesenstrasse in Effretikon zu ziehen. Ein gewaltiger Einschnitt, der Abschied von Kempththal, aus einem grossen Haus in eine kleine Zweizimmerwohnung, weg von all dem Vertrauten, den vielen Erinnerungen. Auch diesen Schritt hat sie in einem ihrer Tagebücher verarbeitet.

Berty Imhof hatte bereits als Kind vieles für sich aufs Papier gebracht. Da sie in der Primarschule unter einem bösen Lehrer litt, der sie andauernd kritisierte, war ihr Selbstvertrauen nicht allzu gross, und so schrieb sie unter einem Pseudonym.

Ihr Vater verstarb, als sie gerade mal zwölf Jahre alt war. Der Schicksalsschlag warf sie aus der Bahn. Erst in der Sekundarschule begann sie langsam, Vertrauen in ihr Können zu fassen. Nach Vollendung der Schulzeit musste sie ihr Geld als Fabrikarbeiterin verdienen und das Schreiben rückte in den Hintergrund. Nach dem Tod ihres Mannes kramte sie längst vergessene Schriftstücke wieder hervor und fand Trost und Anerkennung beim Schreiben.

Eine Lindauerin konnte sie davon überzeugen, ihre Geschichten und Gedichte in verschiedenen Heften festzuhalten. Wesentlich daran beteiligt war auch der damalige Lindauer Pfarrer, der an einem Altersnachmittag dazu aufforderte, Gedanken aus der Jugend zu pflegen und aufschreibend zu verarbeiten.

Die Gemeinde Lindau wird immer ihre Heimat bleiben. Ihr ältester Sohn montierte das goldene Kreuz auf der Kirche Grafstal. Bei der Renovation der reformierten Kirche in Lindau 1963 hatte ihr jüngster Sohn die goldene Kugel auf dem Kirchturm angebracht. Beide Söhne heirateten in der Kirche Lindau, ihre Enkel wurden dort getauft.

Auch ihre Lesungen nahmen ihren Anfang in Lindau, und zwar 1996. Es folgten diverse Lesungen in Kyburg, Bernhardzell, im Hotzehus in Illnau, bei der «Fähre», einer Institution der reformierten Kirchgemeinde Illnau-Effretikon, sowie bei verschiedenen Altersstubeten. Eines ihrer Gedichte wurde sogar vertont!

Berty Imhof nahm auch an verschiedenen Wettbewerben teil, und für jedes ihrer Kinder verfasste sie ein Büchlein mit dem Titel «Aus dem Garten der Erinnerung». Sie wollte mit ihren Gedichten und Geschichten Freude und Trost bringen, und sie war dankbar, dass sie das in ihrem hohen Alter alles noch erleben durfte. Sie verstarb 2012. In ihren Gedichten und Geschichten wird sie in den Herzen vieler Lindauerinnen und Lindauer weiterleben.



Berty Imhof

Zum Schluss drei Kurzgedichte von Berty Imhof:

Über den Wolken

Durch eine Lücke im Wolkengestöber,
hab ich den blauen Himmel gesehen.
So musste ich mir zum Troste sagen:
Die Sonne scheint dennoch, wenn wir sie nicht sehen!

Obwohl alles düster, bedrohlich ringsum,
Einer bleibt über Allem besteh'n!
Drum hab Vertrauen, denn über den Wolken
ist trotzdem der blaue Himmel zu sehen.

Feierstunden

Auf einer Bank am Waldesrand,
geniess ich hie und da,
wenn's föhning ist,
die Berge zum Greifen nah!
Wenn dann bei Sonnenuntergang
die Gipfel alle glüh'n,
weckt das in mir Gedanken,
die durch die Seele zieh'n.
Nicht Wehmut ist's,
nein, Dankbarkeit!
Ich konnt' viel Schön's erleben!
Ein unaussprechliches Gefühl!
So viel zum Weitergeben!

Oft frag ich mich

Du schreibst und schreibst. Warum? Wieso?
Liest wohl ein Mensch das irgendwo?
Fühlt er dein Glück? Spürt er dein Leid?
Das wär für dich die grösste Freud!
Ein Wort, ein Lob hilft doch so viel!
Machst auch du Freud? Ist das dein Ziel?
Mach weiter so, glaub fest daran,
dass was du schreibst, erfreuen kann.

A. Die katholische Kirche Teil II

Die Kirchengeschichte

Über die Entstehung und die Entwicklung der katholischen Kirche in der Schweiz, insbesondere in Kanton Zürich, wird auf Grundlage der Historie zurückzuführen.

Die Reformation im Kanton Zürich

Im Jahr 1518 wurde Ulrich Zwingli zum ersten Mal als Stadtschreiber in Zürich gewählt und gewährt ihm dieses Amt ein grosses Ansehen. Für viele war Zwingli der Mann der Zukunft seiner Stadt und kraft seines Wortes in der Lage sein Volk zu erlösen. Sein Ziel war die Einheit von Kopf und Hand. Seine Lehren wurden sich sehr schnell auf andere Gebiete der Eidgenossenschaft aus. Auch die Unterstützung aus politischen Gründen in der Schweiz und die Aufhebung des Priestertums. Im Jahr 1522 im Stille die Witwe Anna Reinhard und später auch John Calvin. Die beiden Gläubigen gingen im Jahr 1525 einmündig den Weg für die Reformation. Ein Jahr später wurden die Kunstwerke zerstört und viele Kunstwerke vernichtet. Am 22. April 1525 verlor die Stadt die Messe und führte das Abendmahl ein. Im August 1525 übernahm der Stadtrat die Kirchengüter und die Verwaltung der Kirche und wurde dem Erbkönig unter anderem für die Bewilligung und die Schulwesen ein, verpflichtete sich im Gegenzug aber, den Rat der Kirche zu übernehmen. Obwohl Zwingli seine Ideen weit verbreitete durch Predigten und Gespräche. Jedem wollte, führte die neue Lehre zu Unzufriedenheit innerhalb der Eidgenossenschaft, denn die Katholiken, Luthern, Zwingli und Freising lehnten die neue Lehre entschieden ab. Die Kirche für Zwingli war

Eisenstunden

Teil II

Auf einer Bank am Walderand,
genießt ich hier und da,
wenn's möglich ist,
die Berge zum Greifen nah!
Wenn dann bei Sonnenuntergang
die Gipfel alle glüh'n,
weicht das in mir Gedank'n

Die Kirchengeschichte

Der Menschheit
wird's nicht fehlen,
die Geschichte
des Christentums
zu lesen.

Ein Weg ist auch

Du schreibst und schreibst, Warum? Warum?
Liest wohl ein Mensch das irgendwo?
Führt er dein Glück, macht er dein Leid?
Das wäre dich die größte Freud!
Ein Wort, ein Lob, ein doch so viel!
Machst auch du Freud? Ist das dein Ziel?
Mach weiter so, glaub fest daran,
dass was du schreibst, erleben kann.

A. Die katholische Kirche

Um die Entstehung und Entwicklung der katholischen Kirchgemeinde Grafstal und Umgebung und den Bau der katholischen Kirche in Grafstal nachvollziehen zu können, ist es sinnvoll, bis zur Reformation in der Schweiz, insbesondere im Kanton Zürich, und zur Gründung der Maggi-Fabrik in Kempththal zurückzublenden.

Die Reformation im Kanton Zürich

Im Jahr 1518 wurde Ulrich (Huldrych) Zwingli zum Leutpriester am Grossmünster in Zürich gewählt und gewann mit seinen Predigten grosses Ansehen. Für viele war Zwingli der Mann, der dank seiner Ausstrahlung und kraft seines Wortes in der Lage sein könnte, die Kirche zu reformieren. Sein Ziel war die Einheit von Staat und Kirche. Seine Lehre breitete sich sehr schnell auf andere Gebiete der Eidgenossenschaft aus. Bald erhielt er auch Unterstützung aus politischen Kreisen. Er forderte die Freiheit der Predigt und die Aufhebung des Priesterzölibats. Er selber heiratete 1522 im Stillen die Witwe Anna Reinhard und feierte zwei Jahre später öffentlich Hochzeit. Die beiden Glaubensgespräche im Jahr 1523 öffneten den Weg für die Reformation. Ein Jahr später wurden viele Gotteshäuser ausgeräumt und viele Kunstwerke vernichtet. Am 12. April 1525 verbot der Rat der Stadt die Messe und führte das Abendmahl ein. Im Zuge der Reformation übernahm der Staat die Kirchengüter und die Vermögen der Klöster und setzte deren Erlöse unter anderem für die Armenfürsorge und das Schulwesen ein, verpflichtete sich im Gegenzug aber, die Besoldung der Pfarrer zu übernehmen. Obwohl Zwingli seine Ideen und Vorstellungen durch Religionsgespräche fördern wollte, führte die neue Lehre zu Spannungen innerhalb der Eidgenossenschaft, denn die Urkantone, Luzern, Zug und Freiburg lehnten die neue Lehre entschieden ab. Die politische Einigkeit der

Eidgenossenschaft stand auf dem Spiel. Beide Seiten suchten Unterstützung bei fremden Mächten, die aber die Gemüter nicht besänftigen konnten. Im Gegenteil, die gegenseitige Abneigung schwelte weiter an. Zwingli drängte zum Krieg in der Hoffnung, so seiner Lehre in der ganzen Schweiz zum Sieg zu verhelfen. Und so kam es zu den Glaubenskriegen bei Kappel. Beim ersten Aufeinandertreffen im Sommer 1529 konnte eine kriegerische Auseinandersetzung durch Vermittlung des Landammanns Aebli aus Glarus noch abgewendet werden. Der geschlossene Friede hatte aber für die Katholiken – im Gegensatz zu den Reformierten – grosse Nachteile, denn sie mussten ihr Bündnis mit Österreich aufgeben. Zwingli war mit dem Resultat auch nicht zufrieden und versuchte weiterhin, auch die Inner-schweiz für die Neuerung zu gewinnen. Die von Zürich und Bern im Mai verhängte Nahrungsmittelblockade gegen die Inneren Orte (Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug), auch «die fünf Orte» genannt, führte am 11. Oktober 1531 zum zweiten Kappelerkrieg, bei dem Zwingli ums Leben kam. Die Reformierten erlitten eine empfindliche Niederlage. Zwei Wochen später folgte eine weitere, entscheidende Niederlage der Reformierten am Gubel bei Zug. Mit diesen Niederlagen war die Macht Zürichs gebrochen. Die Reformierten konnten trotz militärischer Überlegenheit ihre katholischen Miteidgenossen nicht zum neuen Glauben zwingen. Der zweite Kappelerfrieden hatte leichte Vorteile für die siegreichen Katholiken, aber er war – im Gegensatz zum ersten – massvoll für die besiegten Reformierten. Die Ausbreitung der Glaubenserneuerung fand damit ein Ende, und einige Orte kehrten ganz oder teilweise zum alten Glauben zurück. Fortan konnte jeder eidgenössische Stand die Konfession in seinem Gebiet selbst bestimmen. Es kam aber immer wieder zu konfessionellen Auseinandersetzungen, so im Jahr 1712 bei Villmergen, die zugunsten der Reformierten endeten. Die unterlegenen Stände büssten ihren Einfluss in der Eidgenossenschaft ein.

Die französische Revolution und die nachfolgende Herrschaft Napoleons riefen zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach einer Neuordnung der Bistümer. Nach langen Verhandlungen mit dem Apostolischen Stuhl wurde der Kanton Zürich, der dem Bischof von Konstanz unterstand, dem Bistum Chur zugeteilt.

Die Reformation und ihre Auswirkungen auf die römisch-katholische Kirche im Kanton Zürich

Während die Zentralschweiz katholisch blieb, trat die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung des Kantons Zürich der Reformation bei. Die Katholiken bildeten im Kanton Zürich in der Folge eine kleine Minderheit. Im Rahmen der Glaubens- und Gewissensfreiheit wurde die römisch-katholische Kirche zwar toleriert, ihre Rechte wurden aber eingeschränkt. Im Jahr 1831 fand die erste Trennung von Staat und Kirche im Kanton Zürich statt. Die Kirche wurde eine eigene Körperschaft, die zwar dem Staat unterstellt blieb, die aber ihre inneren Angelegenheiten selbstständig und in eigener Verantwortung zu regeln hatte. Der Staat behielt die Pfründe, übernahm aber weiterhin die Besoldung der Pfarrer.

Im Jahr 1870 verkündete Papst Pius IX. am 1. Vatikanischen Konzil die Unfehlbarkeit des Papstes. Das Unfehlbarkeitsdogma betonte den alleinigen Wahrheitsanspruch der Kirchenhierarchie. Dieser Entscheid stiess bei vielen Gelehrten im In- und Ausland, aber auch bei vielen liberalen Katholiken auf Ablehnung. Auch im Kanton Zürich erlangten die freisinnigen Katholiken 1873 die Mehrheit und bildeten mit Unterstützung der Regierung eine romfreie Gemeinde. Sie erhielt die Augustinerkirche zugesprochen. Die Vertreter der romfreien Gemeinden schlossen sich am 14. Juni 1875 in Olten zur «christkatholischen Kirche der Schweiz» zusammen und gaben sich eine Kirchenverfassung. Weil der Papst die Benützung der Kirchen mit den Altkatholiken verbot, standen viele Katholiken ohne Kirche da. Am 19. April 1874 wurde die neue Bundesverfassung angenommen. Sie schränkte die Freiheit der katholischen Kirche stark ein. Der Kulturkampf tobte weiter, konnte aber die Katholiken nicht von ihrem Glauben abbringen. Viele Politiker sahen die Nutzlosigkeit dieses Kampfes ein; zudem war das Volk des Streitens müde. Die Politik realisierte, dass sie auf ihre katholischen Mitbürger angewiesen war. In Zürich entstanden zahlreiche katholische Kirchen und Kirchgemeinden. Bereits 1874 wurde in Zürich Aussersihl eine Notkirche, die «Armenleute-Kirche St. Peter und Paul», gebaut. Die Gründung neuer Pfarreien erfolgte immer nach dem gleichen Muster: Es wurde eine Pfarrkirchenstiftung errichtet, die Besitzerin der Kirche und der kirchlichen Liegenschaften wurde. Damit konnte ein Debakel wie 1873 vermieden werden, bei dem es zur Kirchenspaltung kam, in deren Folge zahlreiche Kirchen den Altkatholiken zugesprochen worden waren.

Bevölkerungsentwicklung in der Gemeinde Lindau

Im Zuge der Industrialisierung hatte Julius Maggi (1846–1912) 1872 in Kempththal eine Fabrik für Nahrungsmittel gebaut. Zur Deckung des Personalbedarfs musste er, wie andere Industrielle auch, Arbeitskräfte ausserhalb des Kantons Zürich suchen. Sowohl der Kanton Zürich als auch die Gemeinde Lindau bezogen somit einen erheblichen Teil der wachsenden Bevölkerung über die Zuwanderung aus anderen Kantonen, insbesondere aus den ärmeren Kantonen der Inner- und der Ostschweiz sowie aus Württemberg, Österreich und Italien. Innert zwölf Jahren, zwischen 1888 und 1900, nahm die Einwohnerzahl in der Gemeinde Lindau mit dem Zuzug von 498 Personen um 44 Prozent zu. Zählte sie 1888 1129 Einwohner, lebten im Jahr 1900 bereits 1627 Personen in den verschiedenen Ortschaften der Gemeinde. Davon waren 1402 reformiert und 219 katholisch, die restlichen sechs konfessionslos oder gehörten einer anderen Religion an. Grafstal und Kempththal stellten mit 201 die Mehrheit der in der Gemeinde lebenden Katholiken. Wie viele Katholiken in der näheren Umgebung verfügten auch sie nicht über einen Raum, wo sie beten und ihre Gottesdienste feiern konnten. Viele Katholiken der Gemeinde Lindau werden deshalb wohl Sonntag für Sonntag nach Winterthur zum Gottesdienst gepilgert sein, denn im Jahr 1863 hatte der Grosse Rat das Gesetz betreffend das katholische Kirchenwesen im Kanton Zürich verabschiedet, in dessen Folge die Katholiken in Winterthur, Töss, Wülflingen, Oberwinterthur und Seen eine neue katholische Kirchgemeinde bildeten. Zur Finanzierung des geplanten Kirchenbaus erhielt die Kirchgemeinde aus dem Vermögen des 1862 aufgehobenen Klosters Rheinau einen Geldbetrag und wertvolle Gegenstände. Die Stadt Winterthur stellte ein Grundstück zum Bau der Kirche St. Peter und Paul unentgeltlich zur Verfügung.

Auch die Katholiken in Grafstal blieben nicht untätig. Mit viel Engagement richteten sie Anfang 1900 in einem Gebäude – etwas unterhalb der heutigen Kirche – einen Gebetsraum ein. Dieser Ort war für sie, vor allem für die katholischen Arbeiterinnen und Arbeiter der Maggi-Nahrungsmittelfabrik, ein Stück Heimat. Der Keim für eine eigene Pfarrei war gelegt. Es dauerte aber zwei Jahrzehnte bis zur Gründung des Kultusvereins Grafstal und Umgebung und fast drei Jahrzehnte bis zum Bau einer eigenen Kirche.

Der Kultusverein Grafstal und Umgebung

Kurz nach dem Ersten Weltkrieg strebte die katholische Minderheit im Kanton Zürich, die dank der Zuwanderung aus anderen Kantonen und dem Ausland stark gewachsen war, nach öffentlicher Anerkennung. Die Mehrheit der Stimmberechtigten lehnte die öffentliche Anerkennung jedoch ab. Die katholische Kirche verblieb in der Folge noch auf Jahrzehnte hinaus (bis 1963) in der «Kegelklub-Situation» (so Pfarrer Alfred Teobaldi, 1943) eines privaten Vereins, der sich in Sammel- und Bettelaktionen bei den Gläubigen finanzieren musste. Im Jahr 1921 schritt Pfarrer Sylvester Hörzinger zusammen mit einer Anzahl Katholiken zur Gründung des «Kultusvereins Grafstal und Umgebung», wie der teilweise Auszug aus dem Gründungsprotokoll zeigt.

*«Versammlung» Sonntag, den 2. Januar 1921
nach Beendigung des Hauptgottesdienstes in der Kapelle in Grafstal*

Auf Veranlassung von H.H. Pfarrer Hörzinger versammelten sich nach Schluss des Hauptgottesdienstes die Glaubensgenossen im Gottesdienst-Lokal, um durch Gründung eines Kultus-Vereins den Bestand und Ausbau der katholischen Missions-Pfarrei sicher zu stellen. Zu diesem Zwecke bestellte die Versammlung eine Kommission bestehend aus den Herren

*Hochw. Pfarrer Hörzinger, als Präsident von Amtes weg.
Direktor A. Seiferle,
Direktor Dr. C. Schleich,
F. Strebel,
A. Scherrer,
F. Betschart,
A. Boos.*

... ..

Mit der Aufstellung von Statuten wurde die Kommission beauftragt, ebenso mit der Beratung der Erhebung der erforderlichen finanziellen Mittel.

*Grafstal, 2. Januar 1921
Der Präsident: S. Hörzinger, Pfr.
Der Aktuar i.V: A. Scherrer»*

Mitglied des Kultusvereins konnten alle getauften Katholiken werden, und alle über 20-jährigen Schweizer waren stimm- und wahlberechtigt. Dem Kultusverein Grafstal und Umgebung gehörten die Katholiken von Lindau, Illnau-Effretikon, Brütten, Geren, Kindhausen, Billikon (Gemeinde Kyburg) und Rossberg (Gemeinde Winterthur-Töss) an. Gemäss dem «Verzeichnis der Katholischgetauften in der Pfarrei Grafstal-Kempttal von 1931/1932» zählte der Verein 671 Mitglieder. Davon wohnten 86 in Grafstal, 79 in Kemptthal, 27 in Winterberg, 23 in Lindau, 24 in Tagelswangen, 7 in Neu- hof sowie 36 Saisonarbeiter mit Wohnsitz in der Gemeinde Lindau. Weitere 389 Mitglieder hatten ihren Wohnsitz in einem der weiteren zugewandten Orte. Die Zahl der Vorstandsmitglieder bestimmte der amtierende Bischof. In der Regel übernahm der Ortspfarrer das Präsidium. Sie waren in ihren Entscheidungen nicht frei, sondern mussten jeweils die Zustimmung der übergeordneten Instanz einholen. Im Falle des Kultusvereins Grafstal und Umgebung war diese Instanz der Diözesan-Kultusverein Chur mit Sitz in Disentis (Graubünden). Mitglieder des Diözesan-Kultusvereins Chur waren die örtlichen Kultusvereine des Bistums Chur.

Eine der Aufgaben der Kultusvereine war die Sicherstellung der materiellen Voraussetzungen für das Kirchenleben in der Pfarrei und für die Einhaltung der Zweckbestimmung der kirchlichen Lokalitäten. Finanzielle Unterstützung erhielt der Verein durch die freiwillige Entrichtung der Kirchensteuer, Spenden seiner Mitglieder, Zuwendungen anderer Pfarreien und – was besonders hervorgehoben werden muss – durch unentgeltliche Arbeit seiner Mitglieder. Der Bischof des Bistums Chur stellte in seinem Schreiben vom 25. März 1921 an das katholische Pfarramt Grafstal in Sachen Finanzen unter anderem klar:

«1. Kirchengut kann nicht in das Eigentum des Vereins übergehen. Die Kirchenopfer sind aber Kirchengut, ebenso die Paramente (im Gottesdienst verwendete liturgische Bekleidung), die Messstiftungen, die Collecten in anderen Kirchen, Schenkungen mit besonderer kirchlicher Zweckbestimmung.

2. Die Steuern sind nicht Kirchengut. Der Verein soll durch einen Kassier seiner Wahl dieses Vereinsvermögen verwalten und sich Rechenschaft geben lassen. ... Die Verwaltung des Kirchengutes aber ist im ganzen Bistum nach dem kath. Kirchenrecht Sache des Bischofs, der Bischof delegiert hiezu den jeweiligen Herrn Pfarrer, der ihm jährlich Rechnung ablegt, wie die anderen Pfarrer im

Kanton Zürich; wenigstens für die Diaspora ist das Verhältnis so geordnet. ...

3. Das Eigentum der vorhandenen Paramente sowie eventueller Bodenerwerbungen übernimmt der Dioecesan-Kultus-Verein Chur, welcher ein Organ des Bischofes ist. Dieser Verein wurde zu dem besonderen Zwecke gegründet, um für die Erwerbungen in der Diaspora ein sicheres Rechtssubjekt zu schaffen. Man muss nämlich vor Augen halten, dass die Gründung einer eigentlichen kath. Kirchgemeinde im Kant. Zürich sehr schwer, vielleicht sogar unmöglich ist; andererseits ist es auch gewagt, das Eigentum z.B. an einem Kirchenbauplatz einem Vereine zu übergeben, indem die Gefahr vorhanden ist, dass vielleicht einmal unzuverlässige Elemente die Oberhand im Vereine bekommen könnten; daher wurde dieser Ausweg gesucht und gefunden, dass der Dioecesan-Kultus-Verein Chur das Eigentum übernimmt, aber die Benutzung der jeweiligen Pfarrei überlässt.»

Wesentlichen Anteil am Gedeihen der Pfarrei hatten Adolf Seiferle und Dr. Karl Schleich, die beide bei der Maggi in leitender Funktion tätig waren. Sie haben nicht nur bei der Gründung des Kultusvereins mitgewirkt, sondern der Kirche auch wertvolle Gemälde, die Bestuhlung und die Kommunionbank sowie Teile des Kreuzweges geschenkt.

Nach 47 Jahren, am 3. Juli 1968, beschloss die Generalversammlung die Auflösung des Kultusvereins, nachdem dessen Aufgaben vollständig von der am 18. November 1963 konstituierten Kirchgemeinde übernommen worden waren.

Bau der Kirche

Julius Maggi, der Gründer und Namensgeber der Maggi-Nahrungsmittelfabrik, war nicht nur Unternehmer, Erfinder und Arbeitgeber, sondern setzte sich auch für das Wohlergehen seiner Arbeiter und Arbeiterinnen ein. Dieses soziale Engagement setzte sich auch nach seinem Tod im Jahr 1912 fort. Anfang 1927 übertrug die Maggi-Nahrungsmittelfabrik dem Kultusverein Grafstal und Umgebung ein Grundstück für den Bau einer katholischen Kirche. Unmittelbar nach der Übertragung des Grundstücks begannen die Bauarbeiten nach den Plänen der Architekten Fritschi und

Zangerl, Winterthur. Mit der Ausführung wurden die Vorfahren des Bauunternehmens Weilenmann AG in Oberkempttal beauftragt. Die Kirche wurde als moderner, industrieller Stahlskelettbau konstruiert und dann traditionell mit Mauerwerk verkleidet. Bemerkenswert für die damalige Zeit waren die Anordnung des eigentlichen Kirchenraumes im ersten Stock und der Einbau eines Gemeinschaftssaals im Eingangsgeschoss. Die Kirche erhielt damit nicht nur ein Gebetshaus, sondern auch einen sozialen Treffpunkt. Für die damaligen Verhältnisse eine ausserordentliche Errungenschaft mit Weitsicht.

Wegen des Verlustes ihrer Rechte im Jahr 1873 erhielt die römisch-katholische Kirche keine staatliche Unterstützung. Für die finanzielle Sicherung einer Pfarrei waren demzufolge mehrere Faktoren ausschlaggebend: die freiwillige Kirchensteuer, Spenden, Sammelaktionen aller Art und Beiträge der «Inländischen Mission». Auch der Kultusverein Grafstal und Umgebung war auf Spenden angewiesen. Der Pfarrer führte genau Buch und informierte die katholische Gemeinde periodisch darüber, wie ein Beispiel vom Juli 1922 zeigt:

«Für den Kirchenbau wurden gespendet von mehreren zusammen 55.– Fr., von einem Kinde 1.– Fr., Bauvermögen 409.– Fr. Gott vergelte es allen!»



Kath. Kirche
St. Joseph 1928

Die Einweihung

Unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung wurde die Kirche am 2. September 1928 von H.H. Dekan Canonicus Meyer von Winterthur feierlich eingesegnet und dem Heiligen Joseph in Obhut gegeben. Als Ministrant wirkte Viktor Schönbächler aus Töss mit, der spätere Abt des Klosters Disentis. Die Katholiken des Kultusvereins Grafstal und Umgebung, vor allem die vielen katholischen Arbeiter und Arbeiterinnen der Maggi-Fabrik, hatten endlich ein gemeinsames, sichtbares, religiöses Zuhause. Jeden Sonntag pilgerten viele Gläubige aus der Umgebung nach Grafstal zum Gottesdienst.

Glockenweihe und Glockenaufzug

Kirchenglocken haben seit jeher einen festen Platz in unserem religiösen Leben und in unserer Gesellschaft. Früher, als es weder Radio noch Fernsehen gab, riefen sie die Menschen nicht nur zum Gottesdienst oder zum Gebet, sondern warnten sie auch vor Gefahren wie Unwetter, Überschwemmungen, Lawenniedergängen oder verkündeten freudige Ereignisse wie Hochzeiten, Taufen, das Ende von Kriegen, aber auch traurige wie Todesfälle usw. Auch das Läuten der Glocken am frühen Morgen, am Mittag und am Abend hat eine lange Tradition. Früher standen die Bauern mit dem Glockengeläut auf und gingen zur Arbeit. Das «Elfiglöggli» rief die Arbeiter auf dem Feld zum Mittagessen, wie das Kinderlied *«S'Elfiglöggli lüüet scho, jetz isch s Ziit zum hei go ...»* schön Zeugnis ablegt. Auch ein anderes Kinderlied, das heute noch immer gesungen wird, *«Ich ghöre es Glöggli, das lüüet so nett, de Tag isch vergange, jetz gan ich is Bett ...»* widerspiegelt den damaligen Ablauf des Alltags. Aber wie so manch andere Tradition musste auch diese den Veränderungen des Tagesablaufs und den Wünschen der Bevölkerung nach Ruhe Tribut zahlen. Auch in Grafstal führte das Läuten frühmorgens zu Reklamationen. Aus Rücksicht auf die veränderte Lebensweise stellte die Kirche das Läuten am frühen Morgen ein.

Gleichzeitig mit der Einweihung der Kirche konnten vier Stahlglocken ihren Platz im Turm der Kirche St. Joseph einnehmen. Drei Glocken trugen die Jahreszahl 1928 und zudem folgende Inschriften (lateinisch):

1. *St.-Josephs-Glocke:*

Ton «c», Gewicht 300 kg
Heiliger Joseph, Patron der Sterbenden,
Schrecken der bösen Geister,
Schutzherr der Kirche, Bitte für uns.

2. *Christus-Glocke:*

Ton «f», Gewicht 180 kg
Unter dem Bügel die Buchstaben O A M D G d.h.:
Alles zur grösseren Ehre Gottes!
Du König der Herrlichkeit, Christus,
Komm den Deinen zu Hilfe,
Die Du mit Deinem kostbaren Blut erlöset hast.

3. *Muttergottes-Glocke:*

Ton «es», Gewicht 120 kg
Sei gegrüsst Maria, du unbefleckt Empfangene!
Zeige dich uns als Mutter, jetzt und in der Stunde des Todes.

Die vierte und kleinste Glocke aus Kupfer und Zinn

(Ton «as», Gewicht 60 kg) trug die Inschrift:

«1737 goss mich Christian Schmid von Bregenz».

Sie konnte die Bevölkerung mit ihrem Klang nicht lange erfreuen. Schon kurz nach der Weihung erlitt sie einen Sprung und verstummte für immer. Pfarrer Alphons Büchel schnitt kurzerhand das Glockenseil ab, damit sie nicht mehr geläutet werden konnte. Von wem die Kirche diese Glocke erhalten hat, ist nicht bekannt.

Pfarrer Alphons Büchel, erster Pfarrer von Grafstal

Während 13 Jahren, von 1928 bis 1941, leitete Pfarrer Alphons Büchel die Pfarrei Grafstal und Umgebung. Neben seinen seelsorgerischen Aufgaben hatte er in den ersten Jahren für die Inneneinrichtung der soeben fertiggestellten Kirche und vor allem für den Abbau des Schuldenbergs zu sorgen. Er war ein unermüdlicher Bettler, der Bettelbrief um Bettelbrief verschickte, religiöse Theaterstücke verfasste und sie mit seinen Schülern aufführte, um so mühsam Rappen um Rappen für die Tilgung der Schulden

zusammenzutragen. Er war ein Mann mit Weitsicht, denn er legte den Grundstein für eine katholische Kirche in Effretikon.

Die Innenausstattung

Der Innenraum der Kirche wurde von drei Altären geprägt: vom Hochaltar mit dem Gemälde von der Muttergottes mit dem Jesukind und dem Heiligen Joseph und von den beiden Seitenaltären mit Gemälden von Jesus, seiner Mutter und seinem sterbenden Vater und von der Immakulata. Alle drei Gemälde stammen von Prof. Gebhardt Fugel aus München und wurden der Kirche von der Familie Dr. Schleich, Direktor Adolf Seiferle und vom Kultusverein Grafstal und Umgebung geschenkt. Auch die vierzehn Stationen des Kreuzweges an den Seitenwänden stammten von Fugel und wurden der Kirche geschenkt. Obwohl Fugel nach Grafstal gereist war, um die Kirche kennen zu lernen, geriet das Gemälde des Hauptaltars zu gross. Pfarrer Alphons Büchel schrieb nämlich am 7. Juli 1929 an Dr. Karl Schleich-Hürlimann:

«Das obere Kirchenportal misst nur 2,20 m in der Höhe und die Diagonale 2,40 Meter, ist also viel zu klein. Einzig durch das lange Fenster auf der Empore wäre das Gemälde durch zu bringen, was ja auch eine doppelte Schwierigkeit bieten würde, erstens die Höhe von aussen und zweitens das Herausnehmen des Fensters.»

Sie fanden eine Lösung.



Der Hochaltar 1929



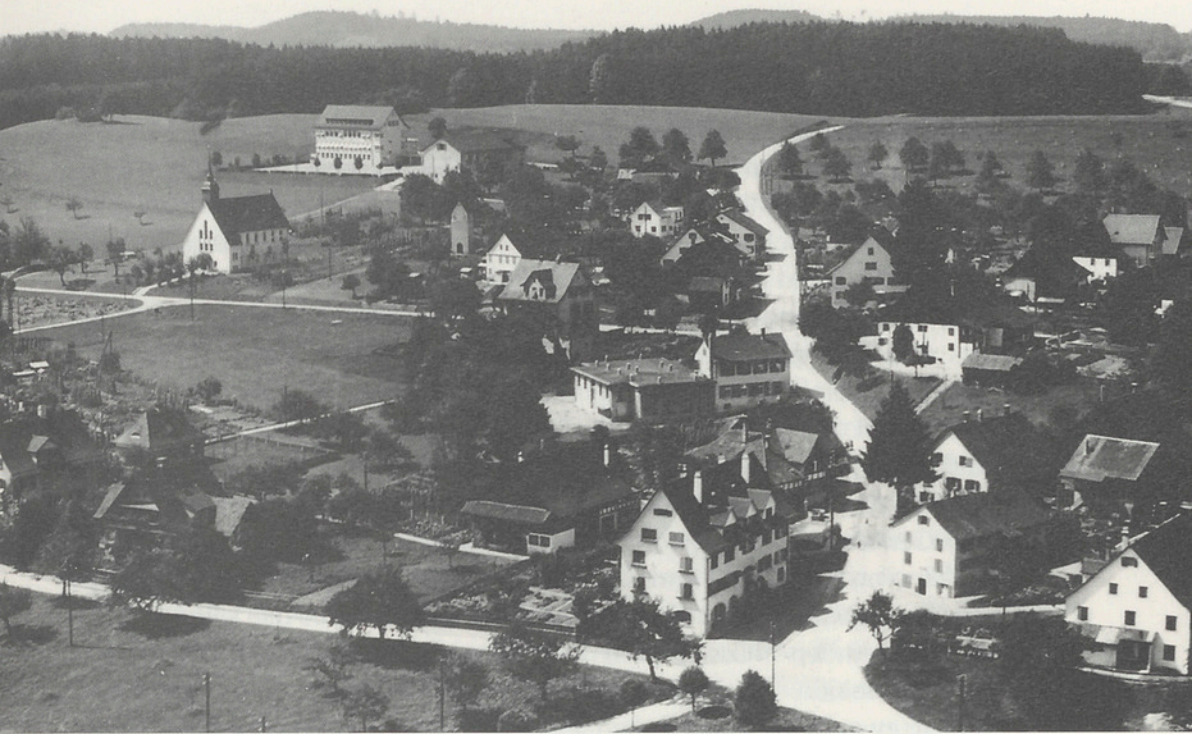
Innenraum mit Blick zum Eingang, links der Beichtstuhl, rechts der Taufstein

Im Pfarrblatt vom Januar 1970 wird aus dem «Werk Bistum Chur» u.a. zitiert:

«Der Besucher ist angenehm überrascht, in diesem kleinen Heiligtum abseits der Heerstrasse einen aussergewöhnlichen Bilderschmuck anzutreffen. In glücklicher Anpassung an die Raumverhältnisse hat es der Künstler (Prof. Gebhardt Fugel aus München) verstanden, dem Raum einen harmonischen und vornehmen Charakter zu verleihen. Das Bild über dem Hochaltar zeigt die heilige Familie in der Art italienischer Renaissance, flankiert wird der etwas vertiefte Apsisraum von den beiden Seitenbildern, in denen der Betende eine Unbefleckte Empfängnis Mariae und ein Gemälde mit dem Tode des heiligen Joseph sieht.»

Das Verhältnis der Gemeinde zur katholischen Kirchgemeinde

Für den Bau der Kirche benötigte der Kultusverein keine Baubewilligung, weil die Gemeinde Lindau zu dieser Zeit noch keine Bau- und Zonenordnung hatte. Weder in den Protokollen des Gemeinderates, noch in denen



Grafstal um 1933

der Gemeindeversammlung war der Bau ein Thema. Es kann davon ausgegangen werden, dass das Vorhaben des Kultusvereins zwar in der Bevölkerung diskutiert wurde, dass aber, weil es unter der Obhut der Maggi stand, keine offene Opposition erwuchs gegen den Bau einer katholischen Kirche in einer mehrheitlich reformierten Gemeinde. Es war mehr ein Nebeneinander als ein Miteinander.

Öffentlich-rechtliche Anerkennung der katholischen Kirche

Am zürcherischen Katholikentag vom 22. Oktober 1950 wurde in einer Resolution beschlossen, die Revision des *Gesetzes betreffend das katholische Kirchenwesen vom 27. Oktober 1863* zu verlangen. Es dauerte aber 13 Jahre, bis das neue Gesetz zur Abstimmung kam. Bei einer Stimmbeteiligung von 47 Prozent hat das Züchervolk am 7. Juli 1963 den Änderungen der zürcherischen Staatsverfassung mit 83 378 Ja gegen 39 366 Nein zugestimmt. Diese Änderungen waren Voraussetzung für die öffentlich-rechtliche Anerkennung der römisch-katholischen Kirche. Dem gleichzeitig zur Abstimmung gelangten Gesetz über das katholische Kirchenwesen stimmte

das Volk mit 77 441 Ja gegen 47 887 Nein ebenfalls zu (Gemeinde Lindau: 238 Ja (67%) gegen 115 Nein; Gemeinde Illnau-Effretikon: 564 Ja (58%) gegen 400 Nein). Mit der Annahme des neuen Kirchengesetzes erfolgte die öffentlich-rechtliche Anerkennung der kantonalen römisch-katholischen Körperschaft und ihrer 70 Kirchgemeinden. Kurz zuvor, am 3. Juni 1963, war Papst Johannes XXIII. gestorben. Die weltweite Anteilnahme am Tode des weit über das katholische Lager hinaus beliebten Papstes dürfte das Ergebnis beeinflusst haben. Einen weiteren Erfolg erzielte die katholische Minderheit 1963 mit der Wahl von Urs Bürgi (1909–1989), dem ersten Katholiken, in den Regierungsrat des Kantons Zürich.

Mit der Anerkennung kamen auch die katholischen Kirchgemeinden in den Genuss von Privilegien. Sie erhielten nun Staatsbeiträge und konnten zudem von natürlichen und juristischen Personen Steuern erheben. Diese Privilegien waren aber nicht umsonst zu haben, denn die katholischen Kirchgemeinden mussten sich verpflichten, demokratische Strukturen (Kirchgemeinde, Kirchenpflege, Rechnungsprüfungskommission) aufzubauen, zwecks Verwaltung der Gelder und des Vermögens, vor allem der Liegenschaften. Für die Katholiken von Kindhausen hatte die Abstimmung zur Folge, dass sie seelsorgerisch weiterhin bei der Pfarrei Grafstal blieben, dass sie die Kirchensteuer aber an die Kirchgemeinde Uster zu bezahlen hatten, wo sie auch stimm- und wahlberechtigt waren. 1966 trat Kindhausen auch seelsorgerisch der Pfarrei Uster bei.

Am 18. November 1963, vier Monate nach der öffentlich-rechtlichen Anerkennung, fand die konstituierende Kirchgemeindeversammlung der römisch-katholischen Kirchgemeinde Illnau-Lindau statt. Stimmberechtigt waren alle in der römisch-katholischen Kirchgemeinde Illnau-Lindau wohnenden römisch-katholischen männlichen Schweizer Bürger, die das 20. Altersjahr vollendet hatten und im Aktivbürgerrecht nicht eingestellt waren. Frauen waren noch nicht stimmberechtigt. Die römisch-katholische Kirchgemeinde Illnau-Lindau umfasste damals das Gebiet der politischen Gemeinden Brütten, Illnau und Lindau. Gewählt wurden die sieben Mitglieder der Kirchenpflege und die fünf Mitglieder der Rechnungsprüfungskommission.

Die erste Kirchgemeindeversammlung nach der Konstituierung fand am 27. Januar 1964 statt, bei der die römisch-katholischen Frauen mit Schweizer Bürgerrecht und Wohnsitz in der römisch-katholischen Kirchgemeinde Illnau-Lindau stimmberechtigt waren. Sie waren die ersten Schweizer Bürgerinnen, die im Rahmen einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft das

Stimmrecht ausüben konnten. Die Generalversammlung genehmigte den Voranschlag für das Jahr 1964, der einen Ausgabenüberschuss von 84 000 Franken vorsah, und legte einen Kirchensteuersatz von 28 Prozent der einfachen Staatssteuern fest.

Errichtung der katholischen Pfarrkirchenstiftung St. Joseph, Grafstal

Der Diözesan-Kultusverein Chur mit Sitz in Disentis errichtete am 8. Dezember 1958 mit Zustimmung des Bischofs von Chur unter dem Namen «Katholische Pfarrkirchenstiftung St. Joseph, Grafstal» eine kirchliche Stiftung nach schweizerischem Recht und den Rechtsbestimmungen des Codex Iuris Canonici (CIC). Als Stiftungsvermögen übertrug der Stifter die katholische Kirche mit Versammlungslokal auf die Stiftung zu Eigentum. Dem Stiftungsrat gehörten der römisch-katholische Pfarrer an der St. Josephskirche in Grafstal sowie der Generalvikar für den Kanton Zürich und der Dekan des Dekanates Winterthur von Amtes wegen an, wobei der Ortspfarrer zugleich den Vorsitz innehatte. Die Stiftung untersteht nach wie vor ausschliesslich der kirchenrechtlichen Oberaufsicht des Bischofs von Chur. Die Zusammensetzung des Stiftungsrates ist im Laufe der Zeit den neuen Gegebenheiten angepasst worden. In der Regel amtet der Ortspfarrer oder eine vom Generalvikariat eingesetzte Person als Präsident des Stiftungsrates. Die Stiftung kann neue Mitglieder für den Stiftungsrat vorschlagen. Alle Stiftungsräte bedürfen zur Einsitznahme im Stiftungsrat der Zustimmung des Bischofs.

Benützung der kirchlichen Liegenschaften

Die Pfarrkirchenstiftung St. Joseph in Grafstal als alleinige Eigentümerin der Kirche und des Pfarrhauses schloss mit der Kirchgemeinde einen Vertrag ab, in dem u.a. vereinbart wurde:

- Die Stiftung überlässt ihre Liegenschaften in Grafstal (Kirche und Pfarrhaus) der Kirchgemeinde Illnau-Effretikon zur Benützung.
- Die Kirchgemeinde hält die Liegenschaften einschliesslich Umschwung auf ihre Kosten in ordnungs- und zeitgemäsem Zustand.
- Die Kirchgemeinde trägt alle an die Liegenschaften geknüpften Kosten und Abgaben.

Ausserdem schloss die Stiftung mit der politischen Gemeinde Lindau am 18. Oktober 2001 einen Dienstbarkeitsvertrag ab. In diesem Vertrag räumt sie der politischen Gemeinde Lindau für unbeschränkte Dauer ein zinsloses Baurecht für eine unterirdische Zivilschutzanlage im östlichen Teil des Grundstücks ein.

Die Kirche erhält ein neues Gesicht

Die römisch-katholische Kirchenpflege und die Stiftung St. Joseph Grafstal befassten sich schon 1966 mit einer Renovation oder einem Neubau der fast 40 Jahre alten Kirche in Grafstal. Ernsthaft diskutiert wurden drei Varianten, nachdem die Idee eines Neubaus verworfen worden war:

- Gesamtrenovation
- Renovation mit Erweiterung, die zugleich die Bevölkerungsentwicklung der nächsten zehn Jahre berücksichtigen sollte
- Renovation mit Änderungen

Kirchenpflege und Stiftungsrat haben sich rasch für eine Renovation mit Erweiterung entschieden und luden die Architekten Niess und Fuchs zu einer Besichtigung der Kirche ein und zur Einreichung entsprechender Vorschläge unter Berücksichtigung der Bevölkerungsentwicklung in der Gemeinde Lindau der folgenden zehn Jahre. Es war mit einer Zunahme der Bevölkerung zu rechnen, weil die Firma Maggi die Absicht hatte, Bauland in Grafstal und Winterberg zu verkaufen. Die Kirchenpflege und Stiftung prüften die beiden Vorschläge eingehend und zogen die Rechnungsprüfungskommission zur Meinungsbildung bei. Nach eingehender Prüfung und angeregter Diskussion fiel der Entscheid auf den Vorschlag des Architekten Theo Niess. Am 18. Dezember 1968 bewilligte die Kirchgemeinde den Kredit für die Renovation mit Erweiterung der Kirche in Grafstal und erteilte den Auftrag zur Ausführung an Theo Niess.

Die Renovation umfasste eine Erweiterung des Kirchenraumes, den Ersatz der Bogenfenster durch Lichtschlitze und die Anpassung des Altarraumes an die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils. An der Rückwand des Altarraumes stehen das grosse Chorkreuz, daneben zwölf Leuchter, welche die zwölf Apostel symbolisieren. Rechts vom Altar steht der Tabernakel und links das Predigt-pult. Im vorderen Teil des Schiffes steht die Madonna und rechts vom Eingang befinden sich der Taufstein und der Kirchenpatron St. Joseph.



Sankt Joseph,
Kirchenpatron

Mit dem Einbezug der beidseitigen Sakristeiräume in den Altarbezirk, mit der Entfernung der Emporen, der Altäre und der drei Gemälde erhielt die Kirche ein ganz neues Gesicht. Der Altar steht im vorderen Teil des Altarraumes, so dass der den Gottesdienst feiernde Priester den Besuchern zugewandt ist. Schiff und Altar, Priester und Betende bilden dank dieser Erneuerung eine Einheit. Der Kirchenraum bietet heute 150 Sitz- und 40 Stehplätze. Die Kosten beliefen sich auf rund 430 000 Franken. Durch die Renovation wurde das Erscheinungsbild der Kirche innen und aussen signifikant verändert.

Einweihung

Die Einweihung des Neubaus, des Altars, des Tabernakels und der Apostel-leuchtern erfolgte in einem schlichten Rahmen am 14. Dezember 1969 durch den Abt des Klosters Disentis, Viktor Schönbächler, in Vertretung des Diözesanbischofs. Er hatte bereits im Jahr 1928 bei der Einweihung der Kirche als Ministrant mitgewirkt.

Neue Glocken

Am Sonntag, dem 13. Juli 1969, haben die alten Stahlglocken zum letzten Mal ihre harten Stimmen erhoben. Die Anpassung dieser Glocken für das elektrische Läuten hätte erhebliche Kosten verursacht. Deshalb entschied sich die Kirchgemeinde für die Anschaffung von drei neuen Glocken aus reiner Glockenspeise (Kupfer und Zinn) aus der Glockengiesserei Rüetschi in Aarau.

1. Glocke: Josephsglocke

Ton «as», Gewicht 442 kg, Durchmesser 95 cm

Inscription (Gravur): Heiliger Joseph bitte für uns!

2. Glocke: Dankesglocke

Ton «c», Gewicht 244 kg, Durchmesser 76 cm

Inscription (Prägung): Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich und Seine Güte währet ewiglich.

3. Glocke: Gallusglocke

Ton «es», Gewicht 160 kg, Durchmesser 64 cm

Inscription (Gravur und Prägung):

Heiliger Gallus, beschütze Land und Volk!

Zum Glockenaufzug am 17. August 1969 waren alle Schulpflichtigen von Grafstal, auch Kinder reformierter Konfession, eingeladen. Petrus hatte gar kein Einsehen mit den Gröschtlern, denn es goss wie aus Kübeln. Es dauerte aber noch einige Wochen, bis der erste Ton erklingen konnte. Zuerst mussten der Glockenstuhl neu hergerichtet und verschiedene Apparate installiert werden. Im September ertönten die Glocken zum ersten Mal. Auf den Glockenschlag zur Zeitangabe musste noch verzichtet werden.

Kirchenuhr

Gleichzeitig mit der Renovation und dem neuen Glockengeläute erhielt die Kirche auch eine Uhr mit einem einzigen Zifferblatt in Richtung Nordwesten. Damals stand die Kirche noch am Südrand von Grafstal. Bis zum ersten Stundenschlag dauerte es indes noch sieben Monate. Die Schalttafel hätte

zwar am 15. November 1969 geliefert werden sollen, aber zweimal musste sie retourniert werden, weil sie unvollständig war. Am 19. März 1970, am Josephstag, begannen die Zeiger sich zu drehen, und ein Zeitschlag ertönte alle 15 Minuten, am Tag und in der Nacht, was nicht überall auf Verständnis stiess. Vor allem der nächtliche Zeitschlag führte zu Reklamationen. Die Kirche installierte deshalb ein computergesteuertes System, das den Zeitschlag zwischen 22.00 und 6.00 Uhr unterdrückt. Ende Mai 2006 liess die Kirchgemeinde die verblassten Zeiger, das Zifferblatt, das Kreuz und die Kugel reinigen und neu vergolden. Zur Finanzierung der Kirchenglocke hat die damalige Zivilgemeinde Grafstal 1600 Franken gespendet.

Die Kirche erhält eine neue Orgel

Im Juli 1972 sagte die Kirchgemeindeversammlung Ja zum Einbau einer Orgel in Grafstal. Sonntag für Sonntag begleitete sie den Gottesdienst musikalisch. Aber nach zwanzig Jahren war sie anfällig auf Funktionsstörungen. Zudem war ihr Klang stumpf und ohne jegliche Brillanz. Eine Generalüberholung hätte viel Geld gekostet und viele Mängel nicht oder nur teilweise beseitigt. Die Kirchenpflege entschied sich auf Empfehlung der Musikkommission und der beiden Organisten für eine Orgel, die sich in der Klosterkirche St. Urban in Beromünster befand und dort nicht mehr gebraucht wurde. Die Kirchgemeinde bewilligte 1992 dafür einen Kredit von 42 000 Franken. Im Preis waren die Generalrevision, der Transport nach Grafstal und das Intonieren inbegriffen. Zusätzlich zu der Orgel verfügte die Kirche noch über ein Klavier, das eingesetzt werden kann beim ökumenischen «Mitenandmorge», zur Liedbegleitung in den Kleinkinderfeiern, bei Gottesdiensten am Samstagabend im Zusammenspiel mit anderen Instrumenten, wenn sich die Orgel als Begleitung nicht eignet, bei Tauffeiern und Andachten und vielem mehr.

Weitere Renovationen

Seit der umfassenden Renovation 1969 hat die Kirche kleine Anpassungen erfahren. So wurde u.a. am 18. April 1998 das für die Chorwand geschaffene Bild der Zürcher Künstlerin Irma Bamert eingeweiht. Das Bild hat durch seine Gestaltung und seine kräftigen Farben eine grosse Ausstrahlung

und strömt, wie der ganze Gottesdienstraum, eine wohltuende Ruhe und Zuversicht aus. Die Kirche lädt gerade durch ihre Einfachheit den Besucher zum Beten und stillen Verweilen ein.



Kath. Kirche St. Joseph 2004

Übergang von Grafstal nach Effretikon

Schon im Jahr 1928 beschäftigte sich der Pfarrer von Grafstal und Umgebung Alphons Büchel mit dem Bau einer Kirche in Effretikon, und bereits 1934 konnte der Kultusverein auf indirektem Weg das Land erwerben, auf dem heute die reformierte Kirche in Effretikon steht. In der überwiegend reformierten Gemeinde Illnau sahen nicht alle mit Freude eine katholische Kirche auf dem Rebbuck. Der Jahresbericht des Kultusvereins Grafstal und Umgebung vom 14. März 1948 vermerkt:

«Es vergeht kein Jahr, ohne dass in gewissen protestantischen Kreisen von Effretikon der Erwerb unseres Kirchenbauplatzes auf dem Rebbuck wieder in Vorschlag gebracht wird.»

Pfarrer Karl Baumgartner berichtete nach Chur:

«Es soll sogar von einer Expropriation des Rebbucks gesprochen worden sein.»

Auch in katholischen Kreisen hatte man nicht eitel Freude am künftigen Standort.

«Es sei den Katholiken doch nicht wohl, wenn sie als Minderheit die Kirche dort hätten.»

Die reformierte Kirchgemeinde war nämlich in dieser Zeit auf der Suche nach einem geeigneten Bauplatz. Aus diesem Grunde wurde 1947 in einem Leserbrief angeregt:

«Wäre es nicht möglich, dass der Gemeinderat (von Illnau) mit der katholischen Kultusgemeinde Fühlung nähme, um von dieser eventuell die Abtretung zu erwirken?»

Nach intensiven Verhandlungen einigten sich der Kultusverein Grafstal und Umgebung und die reformierte Kirchgemeinde Illnau 1954 auf einen Tauschhandel. Von den vorgeschlagenen Standorten wählte der Kultusverein die ca. 4000 m² an der Lindauerstrasse in Effretikon, den heutigen Standort des Pfarreizentrums.

Effretikon entwickelte sich in den 1960er Jahren vom Dorf zur Stadt. Die Anzahl der Katholiken wuchs kontinuierlich. Innert 15 Jahren, von 1960 bis 1975, stieg die Zahl der katholischen Bevölkerung von 1344 auf 5077 an. Es war deshalb naheliegend, die Rechte der Pfarrei von Grafstal auf die Pfarrei St. Martin in Effretikon zu übertragen. Somit hiess die Pfarrei neu «St. Martin Effretikon-Grafstal». Ab 1968, vier Jahre nach Inkraftsetzung des neuen Kirchengesetzes, wurde die Pfarrei in «Kath. Kirchgemeinde Illnau-Lindau» umbenannt.

Nach einem mehrjährigen Provisorium konnte Bischof Vonderach am 26. Juni 1984 in Effretikon die dem Heiligen Martin gewidmete Kirche und das neue Pfarreizentrum einweihen. Der Mittelpunkt verschob sich endgültig nach Effretikon. Als weitere Folge davon beschloss die Synode am 10. Dezember 1998 die Änderung des Namens auf «Römisch-katholische Kirchgemeinde Illnau-Effretikon». Die Katholiken von Illnau-Effretikon, Lindau und Brütten hatten eine neue Heimat. Pfarrer Gustav Wyss hielt in seinen Erinnerungen fest:

«Die Verlegung des Pfarramtes von Grafstal nach Effretikon ging – man ist versucht zu sagen – unmerklich vor sich.»

Grafstal wird ein Pfarrektorat

Mit bischöflichem Dekret vom 22. Juni 1966 wurde Grafstal zu einem eigenen, nicht selbstständigen Pfarrektorat erhoben. Das Dekret hielt das Gebiet fest, für welches das Pfarrektorat seelsorgerisch zuständig war. Der Pfarrektor hatte seinen Sitz in Grafstal. Das Verhältnis zur Pfarrei Effretikon-Grafstal hinsichtlich der finanziellen Belange wurde in einer eigenen Vereinbarung geregelt. Pfarrer Franz Egli war der erste Pfarrer des Pfarrektorats. Pfarrer Alois Boos, sein Nachfolger, blieb bis Ende April 1990. Dann gingen auch die seelsorgerischen Rechte und Pflichten für Grafstal auf den Pfarrer von Illnau-Effretikon über. Das Pfarrektorat war damit Geschichte.

Die katholische Kirche in Grafstal im heutigen Umfeld

Mit der Verlegung des Zentrums der katholischen Pfarrei nach Effretikon stellte sich die Frage: «Wie weiter mit der Kirche St. Joseph?» Lag die Kirche in Grafstal jahrelang am Rand des Dorfes, rückte sie Ende des letzten Jahrhunderts mehr und mehr ins Zentrum. Die Kirche mit ihrem Saal im Eingangsgeschoss bietet Möglichkeiten nicht nur für spirituelle Anlässe, sondern auch für Veranstaltungen wie Konzerte, Ausstellungen, Familienanlässe usw. Die Umsetzung einer der entwickelten Ideen erfolgte am 6. Januar 2007 mit der Eröffnung des ökumenischen Begegnungszentrums St. Joseph in Grafstal. Seither findet an jedem ersten Samstag im Monat ein schlichter ökumenischer Gottesdienst statt, abwechselnd von reformierter und katholischer Seite gestaltet. Damit wird die Möglichkeit geboten, Kontakte zu schaffen und zu pflegen. Mit diesem Gottesdienst wollen die katholische Kirchgemeinde Illnau-Effretikon und die reformierte Kirchgemeinde Lindau das Verbindende in den Vordergrund stellen und nicht das Trennende. Die Initiantin, Monika Schmid, Gemeindeleiterin der Pfarrei St. Martin, sagte dazu:

«Es ist schon lange meine Vision, Ökumene nicht als Event zu organisieren, sondern in den Alltag zu integrieren.»

Grafstal hat in den letzten Jahren eine starke Bevölkerungsentwicklung dank dem Zuzug vieler junger Familien mit Kindern erfahren. Der «Miteinander» für Eltern aller Konfessionen mit ihren Kleinkindern schafft die

Möglichkeit, Kontakte zu knüpfen und zu pflegen. Beide Kirchgemeinden laden Familien mit Klein- und Vorschulkindern zu diesem Anlass ein. Anschliessend an die Feier in der Kirche finden sich die Teilnehmer im Saal ein zu Gesprächen, zum Znüni sowie zum Spielen und Basteln. Die Kirche Grafstal ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Ort der Begegnung und steht allen Menschen offen, unabhängig ihrer Religion und Weltanschauung.

Als Pfarrer haben in Grafstal gewirkt:

Pfarrer Sylvester Hörzinger

Pfarrer Alphons Büchel

Pfarrer Karl Baumgartner

Pfarrer Gustav Wyss

Pfarrer Franz Egli

Pfarrer Alois Boos

Pfarrhaus

Im Frühjahr 1958 bewilligte der Kultusverein einen Kredit für den Bau eines Pfarrhauses in Grafstal. An der ausserordentlichen Generalversammlung vom 3. September 1958 orientierte die Baukommission über den Bau und dessen Finanzierung. An der gleichen Versammlung beschloss der Verein, die Steuereingänge je zur Hälfte dem Kultusverein bzw. dem Baufonds St.-Martins-Kirche in Effretikon zu überweisen. Von den Einnahmen aus gemeinsamen Sammelaktionen erhielt der Baufonds für das Pfarrhaus 15 Prozent, derjenige für die St.-Martins-Kirche 85 Prozent. Der Bau des Pfarrhauses schritt zügig voran. Bereits am 12. Juli 1959 konnte es besichtigt werden. Das Pfarrblatt berichtete dazu:

«Das neue Pfarrhaus ist wirklich ein Werk, das der Pfarrei zur Ehre gereicht. Zu diesem Bau kann man der Pfarrei nur gratulieren. Das war sicher die richtige Einstellung, die den Bau begleitete: Wenn schon, dann etwas Rechtes!»

Initiant des Baus war Pfarrer Karl Baumgartner. Er verliess Grafstal noch vor der Vollendung. Sein Nachfolger, Pfarrer Gustav Wyss, war der erste, Pfarrer Alois Boos der letzte Pfarrer, der darin Wohnsitz nahm. Pfarrer Wyss zitierte aus dem vierten Kapitel des Johannesevangeliums:

«Ein anderer ist es, der sät, und ein anderer, der erntet.»

Sammelaktionen zur Reduktion der Bauschulden waren in der Regel sehr erfolgreich. So wurden zwischen 1960 und 1963 in Grafstal und Umgebung rund 30 000 Franken gesammelt. In den Jahren 1985 und 1991 sanierte die Kirchgemeinde das Pfarrhaus. Weil sie keinen Eigenbedarf mehr hat, wird das Haus seither vermietet.

B. Die evangelische Kirche

Kirchliche Bauten

Die Kirchenrenovation von 1967/1968

Über die Vorgeschichte und die Renovation 1967/1968 hat Emil Honegger im Band I der Lindauer Geschichte geschrieben. Mit einigen interessanten Episoden möge die damalige Situation ergänzt werden.

Die Diskussionen zum ersten Projekt der Renovation 1967/1968 führten 1965 zu einer Spaltung der Kirchenpflege und infolge des negativen Entscheids der Kirchgemeindeversammlung zum Rücktritt der gesamten Kirchenpflege und zu Neuwahlen 1966. Dem zweiten Anlauf wird am 31. März 1967 von der Kirchgemeindeversammlung zugestimmt.

Die eigentliche Renovation verläuft ohne grössere Probleme. Während des Umbaus werden die Gottesdienste und Versammlungen im Saal des Restaurants Rössli abgehalten. Für die neunmonatige Benützung des Saals wird mit dem Rössliwirt ein Preis von 3500 Franken pauschal und 20 Franken pro Benutzung für die Reinigung vereinbart. Für Trauungen stellt die Zivilgemeinde Breite die Kapelle zur Verfügung.

Gemäss einem alten Brauch werden in die Kugel auf der Kirchturmspitze zeitgemässe Dokumente eingelötet. Bei der Renovation wird diese Kugel geöffnet. Leider sind alle Dokumente wegen der verrosteten Kasette vernichtet. Wie schon bei den Reparaturen am Turm von 1955 hält die Kirchenpflege im Protokoll fest, *«dass Turmende und Zifferblätter allzu eifrigen Schützen zur Zielscheibe gedient hatten»*.

Auch in die neue Kugel werden wieder aktuelle Dokumente eingelegt. Der beauftragte Bauschlosser legt aus eigenem Antrieb den «Blick» Nr. 221 vom 21. September 1967 in die Kasette, angeblich wegen des Berichtes über den tragischen Tod der Tochter einer Lindauer Familie auf der Hochzeitsreise. In einer Ausgabe vom Oktober 1967 berichtet der «Blick»

über das eigenmächtige Vorgehen des Bauschlossers. Dem Eintrag im Sitzungsprotokoll der Kirchenpflege vom 24. Oktober 1967 zufolge wird die entsprechende «Blick»-Ausgabe wieder entfernt. Das Protokoll über den endgültigen Inhalt der Dokumentenkassette schliesst: *«Mit einigem Bangen vor der ungewissen Zukunft der Menschheit unter der Bedrohung unseres Atomzeitalters legen wir die Zeugen unserer reklamefreudigen Zeit in die neue Dokumentenkugel. Mögen sie in luftiger Höhe vor Wind und Wetter, Blitz und Sommerhitze, vor Kollisionen mit Luftfahrzeugen glücklich verschont bleiben.»*

Bis zur nächsten Gesamtrenovation stehen immer wieder kleinere Reparaturen, Erneuerungen und Änderungen an:

Das Morgenläuten wird 1972 auf Wunsch eines Anwohners von 5 auf 6 Uhr verlegt. 1975 werden die elektrischen Glockenantriebe erneuert und das Läuteprogramm automatisiert. Im Sommer 1981 wird die aus dem Jahr 1896 stammende Turmuhr umgebaut und mit einem Motorantrieb ausgerüstet, der durch eine Quarzuhr gesteuert wird.

Glockengeläut

Vorweg eine kleine Episode. An einem Sonntag im Herbst 1977 fiel während des Ausläutens der Schwengel der untersten Glocke herunter. Glücklicherweise kam niemand zu Schaden. Die Notiz im Protokoll der Kirchenpflege vom 24. November 1977 erwähnt nur kurz, dass der Schwengel mit einem verstärkten Leder wieder montiert worden sei und schliesst mit der Bemerkung, dass die Glocken jährlich kontrolliert werden sollen.

1973 wird die Läuteordnung der Kirche Lindau als genaue Anweisung für den Sigristen schriftlich festgehalten. 1988 wird sie angepasst und 2002 nochmals präzisiert. Sie basiert auf den vier Glocken, die 1896 aufgezogen wurden (Emil Honegger, Kirchengeschichte der Gemeinde Lindau).

Kleinste Glocke: Es 200 kg Es komme Dein Reich!

Zweite Glocke: B 450 kg Dein Name werde geheiligt!

Dritte Glocke: G 750 kg Land, Land, Land, höre das Wort des Herrn!

Grösste Glocke: Es 1530 kg Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!

Läuteordnung 2002 der reformierten Kirche Lindau

1. Glocke = grösste Glocke / 4. Glocke = kleinste Glocke

Sonntag:

Morgenläuten	fällt aus	
Zeichen zum Gottesdienst	08.16–08.20 Uhr	2. Glocke
Einläuten	09.16–09.29 Uhr	alle Glocken
Ausläuten	nach dem Gottesdienst	1. Glocke
Abendläuten	19.01–19.14 Uhr	alle Glocken

Wochentage:

Morgenläuten	06.01–06.04 Uhr	2. Glocke
Mittagläuten	11.01–11.06 Uhr	1. Glocke
Vesperläuten		
Beginn Sommerzeit bis 30.9.	16.01 Uhr je 3 Minuten	4. dann 3. Glocke
1.10. bis Beginn Sommerzeit	15.01 Uhr je 3 Minuten	4. dann 3. Glocke
Betzeitläuten		
Beginn Sommerzeit bis 30.4.	20.01–20.06 Uhr	2. Glocke
1.5. bis 31.8.	21.01–21.06 Uhr	2. Glocke
1.9. bis 30.9.	20.01–20.06 Uhr	2. Glocke
1.10. bis Beginn Sommerzeit	19.01–19.06 Uhr	2. Glocke

Samstagabend:

Sonntag einläuten	19.01–19.14 Uhr	alle Glocken
-------------------	-----------------	--------------

Silvester:

Vesperläuten	fällt aus	
altes Jahr ausläuten	23.46–23.59 Uhr	alle Glocken
neues Jahr einläuten	00.01–00.14 Uhr	alle Glocken

Todesfälle:

Trauergeläute nur für Lindau und Eschikon
auf Anzeige der Angehörigen oder der Kanzlei

männliche Personen	07.01–07.06 Uhr	1. Glocke
weibliche Personen	07.01–07.06 Uhr	2. Glocke

Beerdigungen:

Zeichen läuten	13.01–13.08 Uhr	2. Glocke
Einläuten zur Abdankung	13.46–13.59 Uhr	
Kinder unter 6 Jahren		4., 3. Glocke
männliche Personen über 6 Jahren		1., 2., 3., 4. Glocke
weibliche Personen über 6 Jahren		2., 3., 4., 1. Glocke
Ausläuten		1. Glocke

Ausserordentliche Veranstaltungen: nach Absprache

Die Aussenrenovation der Kirche 1990

Schon im Jahr 1985 befasst sich die Kirchenpflege mit der Aussenrenovation der Kirche, ein Vorhaben, welches Kirchgemeinde und Kirchenpflege über Jahre hinweg beschäftigen sollte. Am 15. Mai 1985 wird dem Architekturbüro Schaer, Rhiner, Thalmann Architekten AG, kurz SRT, der Auftrag für verschiedene Abklärungen erteilt. Spezielle Beachtung sei dem feuchten Kellermauerwerk und energetischen Massnahmen zu schenken. Das Architekturbüro kommt zum Schluss, dass man mit einem Kostenaufwand von mindestens 130 000 Franken rechnen müsse.

Mitte 1989 diskutiert die Kirchenpflege dieses Geschäft und ermächtigt an der Sitzung vom 14. August 1989 den Liegenschaftenverwalter, das Architekturbüro SRT zu beauftragen, einen detaillierten Kostenvoranschlag als Kreditvorlage für die Kirchgemeindeversammlung vom Dezember auszuarbeiten. Der Kostenvoranschlag kommt sehr schnell, denn schon am 28. August 1989 bekundet der Liegenschaftenverwalter mit einem Schreiben an das Architekturbüro die Überraschung der Kirchenpflege über das Ausmass der mutmasslichen Kosten. Aus den 130 000 sind fast 360 000 Franken geworden. Die Kirchenpflege bittet den verantwortlichen Architekten, nochmals über die Bücher zu gehen, doch die neu berechneten Zahlen werden bestätigt. An der Kirchgemeindeversammlung vom 10. Dezember wird dieses Geschäft intensiv diskutiert. Die Kreditvorlage mit bereits 370 000 Franken wird wie folgt begründet:

«Oberflächlich betrachtet, insbesondere strassenseitig und im Portalbereich, erscheint die letztmals vor 21 Jahren renovierte Kirche noch in Ordnung. Wetterseitig, d.h. gegen Westen und Norden, ist der schlechte Zustand der Fassade schon von weitem sichtbar. Hier hat sich nicht wie üblich der Farb-anstrich durch die Witterung abgebaut, sondern der Farbbelag blättert in seiner ganzen Stärke ab und, was noch schlimmer ist, der Verputz sandet bereits partiell ab. Die Situation hat sich seit der letzten Begutachtung vor vier Jahren dermassen verschlechtert, dass ein Hinausschieben der Renovationsarbeiten nicht zu verantworten ist, da der Renovationsaufwand mit jedem Jahr weiteren Zuwartens überproportional ansteigt.»

Überraschenderweise wird dem Antrag trotz der vorgesehenen hohen Kosten ohne Gegenstimme zugestimmt. Überraschend ist auch, dass trotz der budgetierten hohen Kosten nur 45 Personen an der Versammlung teilnahmen und über dieses Geschäft bestimmten. Am 14. Februar 1990 beschliesst der Regierungsrat des Kantons Zürich, einen Subventionsbeitrag

von 20 Prozent, resp. pauschal 74 000 Franken an die Kosten der Aussenrenovation zu leisten. Am 22. März 1990 erteilt die Gemeinde Lindau die Baufreigabe im Anzeigeverfahren. Ein Jahr später erstrahlt die Aussenseite der Kirche im neuen Glanz. Mit Einsparungen bei den Naturstein- und den Baumeisterarbeiten und weil der alte Verputz besser war als angenommen, waren die effektiven Kosten zur Freude von Kirchenpflege und Kirchengemeinde tiefer als der Voranschlag.



Die Kirche in neuem Glanz

Nach Abschluss dieser Renovation ist wohl das Äussere wieder in Ordnung, doch im Inneren bleibt noch einiges zu tun. Am 8. April 1991 kommt eine umfassende Begutachtung der Kirche zu folgendem Ergebnis:

«Baulicher Zustand der Kirche aussen O.K., innen diverse Mängel, welche für eine spätere Innenrenovation protokolliert werden. Auch Pfarrhaus und Waschhaus im Pfarrgarten weisen verschiedene Mängel auf, welche in absehbarer Zeit behoben werden sollten.»

Nicht alle Mängel können auf eine spätere Innenrenovation aufgeschoben werden. Ein dauerndes Problem ist immer wieder die Heizungsanlage in der Kirche. Ein wahrer Energie- resp. Geldfresser! Schon am 7. September 1990 beschliesst die Kirchenpflege deshalb einen Kredit von 960 Franken

zur Abklärung der unerfreulichen Klimaverhältnisse in der Kirche. Zudem ist mit höheren Heizkosten infolge des neuen Heizungstarifs des EW Lindau zu rechnen. Im August 1991 stimmt die Kirchenpflege der Installation einer automatischen Heizanlage zu. Die Kosten betragen rund 23 000 Franken. Die Kirchenpflege rechnet mit Kosteneinsparungen im Energieverbrauch von rund 50 Prozent, womit die Investitionskosten schon bald gedeckt wären. Im ersten Winter tauchen noch verschiedene Probleme auf. Die Kirche wird zu wenig erwärmt. Die Gottesdienstbesucher müssen sich in ihre Mäntel und Jacken hüllen. Dazu klagen sie über den kalten Luftzug, besonders im Bereich der grossen Kirchenfenster. Es wird weiter geprübelt und neu eingestellt, aber ohne grossen Erfolg. Nach weiteren Anpassungen im Winter 1992/1993 funktioniert die Heizung zufriedenstellend, und die Heizkosten haben sich um die Hälfte reduziert, ohne Komforteinbusse für die Kirchenbesucher. Der kalte Luftzug ist stark eingeschränkt, weil nun die Temperatur in der Kirche während der Woche auf mindestens 10 Grad gehalten wird.

Die Lautsprecheranlage in der Kirche gibt immer wieder zu Diskussionen Anlass, weil sie die Ansprüche der Kirchenbesucher nicht erfüllt. Im März 1993 werden verschiedene Mikrofone getestet. Ab Oktober 1993 erfolgt ein weiterer Test mit zwei drahtlosen und zwei fest montierten Mikrofonen. Im Februar 1994 wird auf Grund der Testresultate die neue Lautsprecheranlage mit Standmikrofonen installiert.

Die Innenrenovation der Kirche 1998/1999

An der ausserordentlichen Sitzung vom 26. Januar 1996 beschliesst die Kirchenpflege im Hinblick auf die Renovation des Innenraums der Kirche, das Problem der aufsteigenden Feuchtigkeit im Mauerwerk mit Messungen abzuklären. Weiter wird beschlossen, jährlich 50 000 Franken in einen Baufonds einzulegen. Damit könne der Steuerfuss über die Jahre hinweg gleich bleiben. Später wird diese Rückstellung auf Wunsch der RPK auf 46 000 Franken reduziert (1% des einfachen Steuerertrags).

Am 10. September 1996 wird eine Baukommission eingesetzt. Die Kommission besteht aus vier Mitgliedern der Kirchenpflege und einem Vertreter aus der Gemeinde, der die Leitung übernimmt. Es geht zügig vorwärts mit der Planung. An der Kirchenpflegesitzung vom 20. Februar 1997 wird die Kostenschätzung der Architekten besprochen. «1,5 Millionen

Franken liegen jenseits der zumutbaren Schmerzgrenze für Stimmbürger und Kirchenrat», wird im Protokoll festgehalten. Es müssen Korrekturen und Abstriche gemacht werden. Auch die Denkmalpflege befasst sich mit diesem Bauvorhaben. Verschiedene Wünsche der Kirchenpflege werden wohlwollend akzeptiert. Der Taufstein muss aber zwingend in der Mittelachse der Kirche verbleiben. Ein Streitpunkt ist auch der hintere Teil der Kirche unter der Empore. Dieser sollte mit einer Trennwand in ein Foyer umgewandelt werden können.

Im Juli 1997 wird der Kostenvoranschlag von 1 530 000 Franken präsentiert. Davon würden die Kantonalkirche einen Beitrag von 20 Prozent und der Bund 15 Prozent leisten, sofern man rechtzeitig handle. Es muss also speditiv weitergehen. An der Sitzung vom 21. August 1997 befasst sich die Kirchenpflege erneut intensiv mit der geplanten Renovation. Dabei wird auf die Trennwand zum vorgesehenen Foyer verzichtet, was sich im Nachhinein als positiv erweist. An derselben Sitzung wird auch entschieden, den Kreditantrag trotz der hohen Kosten nicht zur Urnenabstimmung zu bringen. Bei der Kirchgemeinde ist dies möglich.

An der Kirchgemeindeversammlung vom 11. Dezember 1997 diskutieren die 57 anwesenden Stimmberechtigten eingehend und emotional über das Projekt. Die Argumente der Kirchenpflege überzeugen die Stimmberechtigten, die mit 46 zu 2 Stimmen dem Kredit von 1 530 000 Franken zustimmen. Trotz dieser hohen Summe erhält ein Antrag auf Urnenabstimmung nur acht Ja-Stimmen.

Die Renovation geht zügig voran, viele Mängel können behoben werden, und die Verbesserungen und Modernisierungen verleihen dem Kirchenraum neuen Glanz. Die neue Einteilung des Kirchenraums erlaubt nun verschiedene Einsatzmöglichkeiten. Während der Bauarbeiten von fast einem Jahr geniesst die Kirchgemeinde Gastrecht in der katholischen Kirche St. Joseph in Grafstal.

Am 4. Dezember 1998 werden folgende Dokumente in den Boden vor der Chortreppe zu den bereits vorhandenen gelegt:

- *Fotos der Kirche vor der Renovation*
- *Panoramaaufnahme rund um die Kirche während den Bauarbeiten*
- *«Der Lindauer» vom Juni 1998*
- *Jahresbericht der Kirchgemeinde 1997*
- *Adressen von Institutionen und Vereinen der Gemeinde*
- *Tondokumente von Musikverein, Männerchor, Schule u.a.*
- *eine Steinplatte des früheren Bodens*



Der neue Innenraum der Kirche Lindau

Am Chilbisonntag, 22. August 1999, wird die Einweihung mit einem Festgottesdienst und anschliessendem Mittagessen gefeiert. 500 Portionen Risotto werden in der Wirtschaft «zum Schluuch» und in der Scheune von Ernst und Alice Weiss ausgeteilt. Ausserdem werden 5 Chorstühle, 3 Kirchenbänke, Kleiderständer, ein schwarzer Tisch samt Trauerkartenschale, ein verstaubtes «Gampiross» vom Pfarrhausestrich und anderes versteigert. Der Erlös geht an Kriegswaisen in Ruanda.

Der Kostenvoranschlag wird eingehalten! Die Gesamtkosten gemäss Bauabrechnung belaufen sich auf 1 527 304.25 Franken, davon übernimmt der Bund 219 205.10 Franken und die Kantonalkirche 295 000 Franken, sodass der Nettoaufwand für die Kirchgemeinde Lindau 1 013 099.15 Franken beträgt. Zur Finanzierung dieser Renovation wird Bauland im Bockacher verkauft. Ein Jahr später werden noch Glockenstuhl und Geläute einer umfassenden Revision unterzogen. Die Kosten können nachträglich der Bauabrechnung belastet werden.

Eine Generalrevision der Orgel wird im Jahr 2003 unumgänglich. Der Kredit in der Höhe von 80 000 Franken wird von der Kirchgemeindeversammlung diskussionslos gutgeheissen, ebenfalls ein Kredit von 20 500 Franken für den Umbau an den Registern. Damit kann die Orgel – weit herum als vorbildliches Instrument bekannt – in klanglicher Hinsicht optimiert werden. Die Arbeiten werden von der Orgelbaufirma Werner Meier, Domat-Ems/GR, fachgerecht ausgeführt. Die Einweihung der revidierten Orgel wird im September 2004 mit einem Familiengottesdienst gefeiert. Orgelbauer Werner Meier und Intonator J.M. Tricoteaux lassen während des Gottesdienstes das Instrument auf ganz vielfältige Weise erklingen, zur grossen Freude der Anwesenden.



Die renovierte Orgel

In den frühen Stunden des 22. Juli 2004 geht ein heftiges Gewitter über die Gemeinde nieder. Ein Blitz schlägt im Kirchturm ein und richtet beträchtlichen Schaden an. Die Akustikanlage wird fast vollständig zerstört. Auch Teile der elektronischen Steuerung der Glocken, des Uhrwerks, der

Heizungs- und Lichtenanlage müssen im Gesamtwert von 30 000 Franken erneuert oder ersetzt werden. Der angerichtete Schaden des Gewitters wird vollumfänglich durch die Gebäudeversicherung gedeckt.

Das Pfarrhaus

Zur Amtszeit von Pfarrer Arthur Müller (1970–1974) häufen sich die Unterhaltsarbeiten am Pfarrhaus. Mit seiner Berufung nach Pfäffikon im Oktober 1974 bot sich die Möglichkeit einer Renovation. Das erste Vorhaben mit einem Aufwand von 194 000 Franken für die wichtigsten Arbeiten scheidet an der Kirchgemeindeversammlung knapp. Das zweite Projekt, ein Jahr später, welches neben der Innen- und Aussenrenovation auch den Teilausbau des Dachstocks und die Einrichtung des Gruppenraums enthält, ist zwar 50 000 Franken teurer, wird aber gutgeheissen.

Die Kirchgemeindeversammlung bewilligt am 29. Juni 1986 einen Kredit von 35 000 Franken für die energietechnische Sanierung des Pfarrhauses. Dabei werden die ganze Heizungsanlage samt Regulierung ersetzt sowie verschiedene Türen besser isoliert.



Das Pfarrhaus im Jahr 2013

Ein Jahr später steht die Dachsanierung mit Isolation des Dachraums auf dem Programm. Da das Pfarrhaus unter Denkmalschutz steht und in dieser Region ein besonderes Schmuckstück darstellt, benötigt die Kirchgemeinde für die Sanierung die Genehmigung der kantonalen Denkmalpflege. Die Auflagen der Denkmalpflege haben dann auch Mehrkosten von rund 20 000 Franken zur Folge. Der Antrag wird einstimmig genehmigt. Im Jahr 1988 wird die Pfarrhausküche umgebaut, fünf Jahre später die Pfarrhauswohnung, das Waschhaus und die Teeküche. Zudem muss das Studienzimmer des Pfarrers ins 1. Obergeschoss verlegt werden, um Platz für das Kirchensekretariat zu schaffen. Die Gesamtkosten belaufen sich auf 51 997.15 Franken. Auch die Sanierung der undichten Fenster des Pfarrhauses führt im Jahr 2001 zu Diskussionen mit der Denkmalpflege. Für die Denkmalpflege kommen nur Fenster mit aussenseitigen Holzrahmen – wie bisher – in Frage, die allerdings viel teurer sind als Fenster mit Aluminiumrahmen, wie von der Kirchenpflege vorgeschlagen. Ein erstinstanzlicher Rekurs beim Verwaltungsgericht gegen den Entscheid der Denkmalpflege hat keinen Erfolg. Das Weiterziehen an die nächste Instanz wird von der Kirchenpflege verworfen. Nach mühsamen Verhandlungen gewährt die Denkmalpflege einen Beitrag von 10 000 Franken für zukünftige Malerarbeiten an den von ihr vorgeschriebenen Holzrahmen.

Kirchliches Zentrum

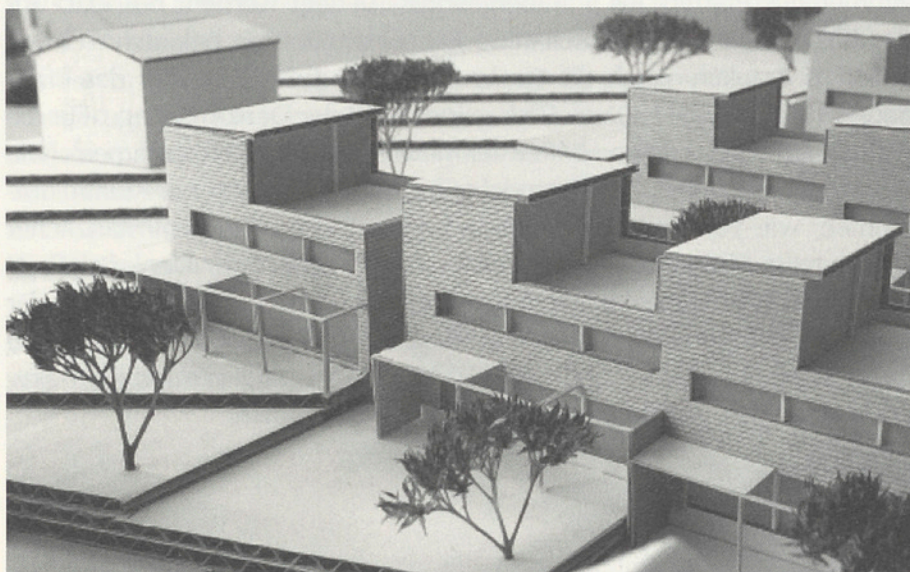
Am 13. Dezember 1964 stimmt die Kirchgemeinde dem von der Kirchenpflege beantragten Kauf von 2440 m² Land im Bockacher für 35 Franken pro m² zu. Verkäuferin ist Frau Schmid-Morf, Tagelswangen. Die Kirchgemeinde bezahlt dafür 50 400 Franken; die Restschuld von 35 000 Franken wird verzinst. 1971 erlässt Frau Schmid diese Schuld.

Im selben Jahr kauft die Kirchgemeinde von E. Wettstein weitere 1380 m² Land im Bockacher zum Preis von 75 Franken pro m². Weil dieses Land vorläufig nicht überbaut wird, wird es zur landwirtschaftlichen Nutzung verpachtet.

Das ganze Grundstück ist gedacht als Tauschobjekt gegen Land für die Realisierung eines kirchlichen Zentrums. Im Entwurf der Bau- und Zonenordnung der Gemeinde Lindau von 1971 wurde nämlich ein Areal in der Eichweid in Winterberg dafür ausgeschieden. Die damalige Planung für Lindau ging dabei von einer Einwohnerzahl von 14 000 Personen aus.

Etwas später ordnet der Regierungsrat des Kantons Zürich eine Reduktion der Planungsziele an. In der revidierten Planung von 1974 liegt das Areal in der Eichweid in Winterberg in der Bauzone, jedoch nicht mehr in der Zone für öffentliche Bauten.

Von der Neubewertung der öffentlichen Liegenschaften durch die kantonale Direktion des Innern im Jahr 1996 ist auch das Land im Bockacher betroffen, das um 932 000 Franken aufgewertet wird, wodurch die reformierte Kirchgemeinde plötzlich wesentlich reicher ist.



Modell Bockacher

Verkauf Land im Bockacher

Um einen Teil der Kosten für die Innenrenovation der Kirche zu decken, beantragt die Kirchenpflege an der ausserordentlichen Kirchgemeindeversammlung vom 24. Februar 2000 den Verkauf des Grundstückes im Bockacher. Die Versammlung stimmt dem Antrag zu, womit der Verkauf von 3588 m² Bauland im Bockacher zum Bruttopreis von 2 009 280 Franken (650 Franken pro m²), abzüglich Erschliessungskosten von 95 Franken pro Quadratmeter bewilligt wird. Als Käufer des Landes kann ein Team von Architekten und Ingenieuren, die in der «bauhaus.ch Partner AG» zusammengeschlossen sind, gewonnen werden. Sie erhalten die Auflage,

eine familiengerechte Überbauung mit Doppelfamilienhäusern zu erschwinglichen Preisen zu erstellen, um auch Familien mit mittlerem Einkommen die Möglichkeit eines Hauskaufs zu ermöglichen. Die Kirche erwirbt ein Haus für den eigenen Bedarf. Die Überbauung erfolgt zur allgemeinen Zufriedenheit. Im September 2002 können an der Weidstrasse in Tagelswangen acht Doppelfamilienhäuser und ein freistehendes Einfamilienhaus bezogen werden.

Immer wieder der Wunsch nach einem Kirchgemeindehaus

Raumprobleme im Pfarrhaus und der unsichere Weiterbestand des «Domino» lassen im Jahr 1996 erneut den Wunsch nach einem Kirchgemeindehaus aufkommen. In Gesprächen mit der politischen Gemeinde taucht 1997 die Idee eines gemeinsamen Gemeindezentrums unter Einbezug der Schul- und Kirchgemeinde auf. Die Pläne für den Neubau eines Gemeindehauses mit Gemeindezentrum kommen bei den Stimmbürgern nicht gut an und werden bachab geschickt. Somit bleiben die Raumprobleme weiterhin ungelöst. Auch das neue Gemeindehausprojekt «Wyssehus» unter Einbezug des alten Schulhauses mit Räumlichkeiten für die Kirche scheitert an der Urne.

Jugend-Pavillon «Domino»

Mit der Schaffung der Stelle für einen Gemeindegeldhelfer im Jahr 1982 kommt frischer Wind in die Jugendarbeit. Bald bildet sich eine sehr aktive Gruppe von Mitgliedern der Jungen Kirche (JK). Der Wunsch nach einem geeigneten Lokal für die Jugendlichen wird eingehend diskutiert.

1982 bewilligt die Kirchgemeinde einen jährlich wiederkehrenden Kredit von 4500 Franken für die Bereitstellung und den Betrieb von Jugendräumen im alten Kindergartenpavillon am Dorfeingang von Lindau. Ein Wunsch der JK-Mitglieder geht in Erfüllung. Am 26. April 1983 unterzeichnet die Kirchenpflege einen Mietvertrag mit der Schulpflege.

Die JK verfasst ein Reglement zur Benützung des Pavillons, nimmt Änderungen im Innern vor, macht den grossen Raum mit einfachen Möbeln gemütlich und schmückt die Wände nach ihrem Geschmack. Der Pavillon wird auf den Namen «Domino» getauft und ist in kurzer Zeit Inbegriff



Domino beim 5-Jahr-Jubiläum 1988

eines Treffpunkts für Jugendliche. Er wird rege benutzt, auch von anderen Gruppierungen.

1984 wird der Antrag der Kirchenpflege zur Weiterführung der kirchlichen Jugendarbeit und zur Bewilligung des hierfür erforderlichen, jährlich wiederkehrenden Kredits von 5400 Franken einstimmig angenommen.

Weil die Schule das Domino nicht verkaufen will, wird der Mietvertrag 1987 um sieben Jahre verlängert. Die Zusammenarbeit zwischen Kirchenpflege und JK ist ausserordentlich gut, was sich auch bei verschiedenen gemeinsamen Anlässen zeigt, z.B. am jährlich stattfindenden Domino-Cup. Bei einem festlichen Grillplausch treffen sich Jung und Alt. Im fröhlichen, fairen Fussballspiel kämpfen JK und Kirchenpflege gegeneinander und begeistern die Zuschauer mit ihrem körperlichen Einsatz. Sieg oder Niederlage sind dabei Nebensache. Wichtig ist der Spass.

Auf ein grosses Interesse stösst die Feier zum 5-Jahr-Jubiläum des Dominos im Jahr 1988. Hier wird der Erfolg der Jugendarbeit gebührend gefeiert, mit einem hoffnungsvollen Blick in die Zukunft.

Sehr erfreulich ist auch die Tatsache, dass die Jugendlichen das Domino nicht nur benutzen, sondern auch in freiwilliger Arbeit laufend Verbesserungen anbringen und Unterhaltsarbeiten leisten. So bleibt der Pavillon immer in gutem Zustand und wird den Wünschen und geänderten Ansprüchen

der Jugend angepasst. 2009 muss das Domino nach fast 30-jähriger Erfolgsgeschichte geschlossen und entfernt werden. Die Landbesitzer benötigen die Fläche für ihre eigenen Bedürfnisse. Wie es mit dem Jugendlokal weiterging, darüber berichtet vielleicht die nächste Chronik, denn zum Zeitpunkt der Drucklegung im Herbst 2013 war noch kein Projekt in Sicht.

Personelles

Unsere Pfarrer seit 1970

Nach der im Oktober 1974 erfolgten Berufung von *Pfarrer Arthur Müller*, der seit 1970 Pfarrer in Lindau ist, in die Kirchgemeinde Pfäffikon ZH wird VDM (VDM = Verbi Divini Magister oder Lehrer [Diener] des göttlichen Wortes) *Susi Kägi* vom Kirchenrat des Kantons Zürich per 1. Mai 1975 als Verweserin nach Lindau abgeordnet. Die junge Theologin gewinnt schnell die Herzen der Gemeindeglieder. Deshalb prüft die amtierende Pfarrwahlkommission auch deren Wahl ins Pfarramt. Aber das damalige Kirchengesetz erlaubt die Wahl einer Frau in eine Gemeinde mit nur einer Pfarrstelle nicht. Die Kirchenpflege beschliesst am 2. Oktober 1975 einen Vorstoss an den Kirchenrat des Kantons Zürich, das Gesetz so zu ändern, dass in Zukunft auch Frauen in Einzelpfarrämter wählbar sind. Der Kirchenrat nimmt das Anliegen entgegen und will es bei der nächsten Revision des Kirchengesetzes zur Diskussion stellen.

Zu dieser Episode schreibt der «Blick» am 17. Dezember 1976:

«Frau Pfarrer muss gehen, weil sie kein Mann ist!

Susi Kägi ist seit dem 1. Mai 1975 Pfarramtsverweserin in Lindau. Sie hat ihr Amt und ihre Gemeinde ernst genommen und auch Anerkennung geerntet. Aber Paragraph 39 des evangelischen Kirchengesetzes des Kantons Zürich, 1963 vom Volk gutgeheissen, verbietet ihre definitive Wahl: «Frauen sind nur in Gemeinden mit mehr als einer Pfarrstelle wählbar», heisst es dort. Aber eben, Lindau hat nur eine einzige Stelle. Ein Mann, Karl-Peter Zipperlen, ist jetzt definitiv ins Pfarramt gewählt worden. Susi Kägi muss somit auf August 1976 ihr Amt abgeben.»

Zum «Blick» sagt sie: «Ich finde das Gesetz überholt. Wichtig ist doch, dass der Pfarrer von der Gemeinde akzeptiert wird und sonst nichts! Ich weiss noch nicht, wo ich jetzt hingehen soll.»

Für die Zeit nach dem Wegzug von Susi Kägi im Dezember 1976 bis zur definitiven Besetzung der Pfarrstelle ersucht die Kirchenpflege um die Abordnung eines weiteren Verwesers. Bis zum Antritt des gewählten Pfarrers amtet *Peter Walss* als Verweser. Am 1. August 1977 übernimmt *Pfarrer Karl-Peter Zipperlen* das Pfarramt Lindau. Er wird 1981 und 1987 in stiller Wahl für jeweils weitere 6 Jahre als Gemeindepfarrer bestätigt. Einzige Einsprache erfolgt von einer Person, welche mit der gesamten Leitung der Kirchgemeinde nicht einverstanden ist. Das Pfarrehepaar Ruth und Karl-Peter Zipperlen entschliesst sich nach 14 Amtsjahren zu einem Neuanfang in der Gemeinde Scuol im Unterengadin. Am 28. Juni 1992 findet die Verabschiedung in einem festlichen Gottesdienst in der Kirche Lindau statt. Die ganze Gemeinde ist zu einem Abschiedsapéro in den Pfarrhausgarten eingeladen. Die festliche Stimmung ist umrahmt von verschiedenen Wortmeldungen. Bis zur definitiven Besetzung übernehmen die beiden pensionierten Pfarrer *Arthur Müller* aus Pfäffikon und *Urs Höner* aus Russikon die verwaiste Pfarrstelle.

Eine 14 Personen umfassende Pfarrwahlkommission beginnt ihre Arbeit im April 1992. Nach zwölf Sitzungen schlägt sie der Kirchgemeindeversammlung *Pfarrer Jürg Brandenberger* zur Wahl vor. Die Kirchgemeindeversammlung vom 7. März 1993 stimmt diesem Vorschlag zu. Die Amtseinssetzung findet am Chilbisonntag, dem 22. August 1993, in einem feierlichen Gottesdienst statt, der vom Männerchor umrahmt wird. Der Musikverein erfreut die Lindauer mit einem Platzkonzert, bevor sich die Festgemeinde zum Apéro in die Festwirtschaft Schluuch des Feuerwehrvereins begibt. Ein vielversprechender Beginn für das junge Pfarrehepaar.

Doch nur ein Jahr später erreicht eine traurige Nachricht die Gemeinde. Katharina und Jürg Brandenberger, unterwegs auf ihrer nachgeholtten Hochzeitsreise, kommen in Österreich beim Absturz eines Kleinflugzeugs ums Leben. Ein herber Schlag für unsere Kirchgemeinde. In der Todesanzeige der Kirchgemeinde steht:

«Nur ein Jahr lang durften wir mit unserem Pfarrer Jürg Brandenberger-Oppliger und seiner Frau Katharina zusammenarbeiten. Nun hat ein Flugzeugunglück unser Pfarrehepaar aus ihrem jungen, hoffnungsvollen Leben gerissen. Während ihrer kurzen Zeit in unserer Gemeinde sind sie unsere Freunde geworden und haben uns mit ihrer Offenheit und Liebe, mit ihrem Vertrauen und Glauben begleitet. Das Loslassen fällt uns schwer. Wir sind erschüttert und teilen den tiefen Schmerz mit den Angehörigen.»

Die Abdankungsfeier
findet in der Stadtkirche
Winterthur statt.
Sie ruhen auf dem
Friedhof Lindau



Die verwaiste Pfarrstelle kann sehr schnell durch den Verweser *Pfarrer Walter Rapold* besetzt werden. Walter Rapold arbeitete vorgängig während einiger Jahre in Rwanda (Afrika) als Dozent für Missiologie, Dogmatik und Ethik. Im Februar 1995 wird er durch die Pfarrwahlkommission zur Wahl als Gemeindepfarrer vorgeschlagen und mit grossem Mehr durch die Kirchgemeindeversammlung vom 12. März gewählt. Er wird von vielen Gemeindemitgliedern sehr geschätzt. Dass seine Familie nicht in Lindau Wohnsitz nimmt, wie vor seiner Wahl besprochen, wirkt befremdend. Gespräche führen zu keinem befriedigenden Ergebnis. Nach fünf Jahren reicht Walter Rapold seine Kündigung ein und wird am Erntedanksonntag im Jahr 2000 verabschiedet. Bis zur Einsetzung eines neuen Pfarrers amten die Verweserin *Heidi Gander* 2000–2001 und die Verweser *Lorenz Hübsch* 2000 und *Willi Schlatter* 2001–2002 in Lindau.

*Pfarrer*in *Miriam Anne Liedtke*, gebürtige Amerikanerin mit Wurzeln in Deutschland, wird im Dezember 2001 zur neuen Amtsinhaberin gewählt. Frau Liedtke ist alleinstehend und wohnt anfänglich bei einem Gemeindemitglied in Winterberg, weil das Pfarrhaus von der Familie des Jugendarbeiters bewohnt wird. Die Amtseinsetzung von Frau Liedtke erfolgt in einem Familiengottesdienst am Chilbisonntag, 25. August 2002. Nach dem Gottesdienst gibt der Musikverein Kempttal ein Ständchen zu Ehren der neuen Pfarrerin. Unzählige Frauen der Gemeinde stellen für den Imbiss, zu dem die ganze Gemeinde eingeladen ist, einige hundert reichhaltig gefüllte Sandwichs her, die von Jung und Alt im Nu verspeist sind. Frau Liedtke zieht einen Monat später als erste Bewohnerin des neuen, kircheneigenen Einfamilienhauses in der Überbauung Bockacher in Tagelswangen ein. Leider zeigt sich bald, dass sich die gegenseitigen Vorstellungen und

Erwartungen von Kirchenpflege und Pfarrerin nicht erfüllen werden. Auch verschiedene Gespräche verlaufen erfolglos, sodass eine Trennung ins Auge gefasst werden muss. Miriam Anne Liedtke verlässt Lindau im Mai 2003. Die Hoffnung der Kirchengemeinde auf einen stabilen Neuanfang im Pfarramt bleibt unerfüllt.

Die vielen Wechsel, seit 1992 der letzte langjährige Amtsinhaber Pfr. K.-P. Zipperlen die Gemeinde verlassen hat, setzen Kirchenpflege und Gemeinde arg zu. Wieder muss die Pfarrstelle interimistisch besetzt werden. *Pfarrer Charles Schenk*, Weisslingen, vom Kirchenrat als Verweser abgeordnet, übernimmt die pfarramtlichen Tätigkeiten von 2003 bis 2005.

Die Abgrenzung der Zuständigkeiten zwischen Pfarrer und Diakon Martin Haas gibt immer wieder Anlass zu heftigen Diskussionen. Zusammen mit einer Fachperson entwirft die Kirchenpflege während einer Klausurtagung eine neue Stellenbeschreibung und einen entsprechenden Arbeitsvertrag für den Diakon. Der Amtsinhaber unterschreibt die neuen Papiere nur widerwillig. Aufgaben, die er interimistisch während der Übergangszeit im Pfarramt und nach dem Weggang von Frau Liedtke wahrgenommen hatte, kommen zurück in den Kompetenzbereich des Pfarrers. Dies führt im folgenden Jahr, nach einer Zeit schwieriger Gespräche unter Mithilfe eines Supervisors, zum Weggang des Diakons.

Eine neunköpfige Pfarrwahlkommission erstellt als Erstes Anfang 2004 ein Profil für die Pfarrstelle. Auf das elektronisch erscheinende Inserat melden sich 15 Bewerber, mehrheitlich aus Deutschland, von denen nur fünf die Anforderungen erfüllen. Am 12. Dezember 2004 wird an der Kirchgemeindeversammlung *Pfarrer Volker Schnitzler*, deutscher Staatsangehöriger und Pfarrer in Attiswil/BE, gewählt.

Gemeindehelfer, Diakon, Jugendarbeiter

Schon in den 1970er Jahren, zur Amtszeit von Pfarrer Arthur Müller, zeigt sich, dass wegen der Bevölkerungsentwicklung die Arbeitsbelastung in der Kirchengemeinde stetig zunimmt, insbesondere auch wegen des zu erteilenden Religionsunterrichts an der Oberstufe. Die Kirchgemeindeversammlung bewilligt deshalb Ende 1972 die Schaffung einer nebenamtlichen Bürostelle für das Pfarramt, die 1978 in eine kirchliche Verwaltungsstelle umgewandelt wird. Eine weitere Entlastung bringt eine vorübergehende Abtretung einiger Unterrichtsstunden an den Pfarrer der Gemeinde Wangen.

Zusammen mit Pfarrer Karl-Peter Zipperlen befasst sich die Kirchenpflege 1979 intensiv mit der Schaffung einer Gemeindehelfer-/Diakonenstelle. Die Kirchgemeindeversammlung stimmt dem Antrag zu und bewilligt dafür einen jährlich wiederkehrenden Betrag von 44 000 Franken. Ganz reibungslos geht aber die Sache nicht über die Bühne. Innerhalb der Kirchenpflege gibt es Opposition, und die Rechnungsprüfungskommission stellt einen Ablehnungsantrag, weil sie der Ansicht ist, der Stellenaufbau gehe zu rasch vor sich. Schliesslich wird dem Pfarrer Kanzelmissbrauch vorgeworfen, weil er in seiner Predigt im Gottesdienst vor der Kirchgemeindeversammlung die Schaffung der neuen Stelle befürwortet. Die Spannungen in der Gemeinde können mit Unterstützung der Bezirkskirchenpflege zwei Monate später beigelegt werden.

Erster Stelleninhaber ist Diakon Heinz Eichenberger, der im Anschluss an seine Ausbildung im Diakonenhaus Greifensee 1980 in unsere Gemeinde abgeordnet wird. Er nimmt sich hauptsächlich der Jugendarbeit an, erteilt kirchlichen Unterricht an der Oberstufe, Lebenskundeunterricht an der Landwirtschaftlichen Schule Strickhof und leitet die Vorbereitungen der Sonntagsschul-Helferschaft. Die gewünschte zeitliche Entlastung des Pfarrers wird allerdings nicht erreicht, dagegen aber eine Entlastung bezüglich Verantwortlichkeiten. Kurz nach seinem Arbeitsbeginn entstehen in zwei Bereichen Probleme. Die Sonntagsschul-Helferschaft, die sich in verschiedenen Kursen weitergebildet hat, bemängelt die fehlende, einschlägige Ausbildung des Diakons. Auch die zunehmende Entfremdung zwischen Diakon und Pfarrer macht die Zusammenarbeit immer schwieriger. Pfarrer, Diakon und der Präsident der Kirchenpflege versuchen, in vierzehntäglichen Besprechungen die Situation zu bereinigen. Die Vorbereitung der Sonntagsschularbeit in theologischen Fragen wird wieder dem Pfarrer übertragen. Trotzdem bleiben die Spannungen bestehen. Auch mit Unterstützung des Diakonenhauses Greifensee, Vertragspartner der Kirchgemeinde, können die Meinungsverschiedenheiten nicht beseitigt werden. Zum allseitigen Bedauern, vor allem der Jugendlichen, kommt es 1982 zur Trennung vom Diakon.

Im Januar 1983 nimmt Ingeborg Mollet ihre Arbeit als Gemeindehelferin von Lindau auf. Während ihrer Amtszeit erlebt die Sonntagsschule einen erfreulichen Aufschwung. Die seit 1981 eingeführten periodischen Besprechungen zwischen Pfarrer, Kirchenpflegepräsident und Diakon beziehungsweise der Gemeindehelferin können den Entscheid von Ingeborg Mollet, 1985 Lindau zu verlassen, nicht verhindern. Überhaupt gehen die

Meinungen der Kirchenmitglieder zur Jugendarbeit weit auseinander. Die Kirchgemeindeversammlung beschliesst deshalb im Dezember 1986, eine zweijährige Denkpause einzuschalten und die Stelle nicht zu besetzen. Den einzelnen Jugendgruppen wird in Folge mehr Eigenverantwortung übertragen, wie von den Hilfsleiterpersonen angestrebt.

Im Bericht der Kirchenpflege über das Jahr 1985 steht:

«Die Erwartungen an die Behörde und die Mitarbeiter der Kirchgemeinde, welche immer wieder spürbar werden, sind so unterschiedlich und zum Teil entgegengesetzt, dass es unmöglich scheint, allen zu entsprechen. Dies führte zu Spannungen, die in der Kirchenpflege und im Kreis der kirchlichen Mitarbeiter spürbar wurde. Während einigen Sitzungen hat sich die Kirchenpflege mit diesem Thema auseinandergesetzt.»

In Absprache mit den Verantwortlichen der Jugendgruppen beschliesst die Kirchenpflege 1989, wieder einen Jugendarbeiter in Teilzeit einzustellen. Am 1. November 1989 wird der noch nicht 20-jährige Andreas Müller als Jugendarbeiterpraktikant mit einem 50-Prozent-Pensum engagiert. 1992, nach drei Jahren, entschliesst er sich zu einer Ausbildung in diesem Bereich und verlässt Lindau.

Während dieser Zeit und bis 1994 wirkt Thomas Stüssi als Praktikant Jugendarbeit. Auch der noch junge Niklaus (Nick) Gugger bleibt nur zwei Jahre, von 1993 bis 1995, als Jugendarbeiterpraktikant. Neben seinem Arbeitspensum in unserer Gemeinde besucht er die Schule für Sozialarbeit. Ihm folgt 1996 bis Ende 1999 der ausgebildete und frisch verheiratete Diakon und Schreiner Joachim Brunnschweiler, der seine Arbeit mit den Jugendlichen in einem Vollpensum wahrnimmt. Auch sein Nachfolger Martin Haas, der in Greifensee zum Diakon ausgebildet wurde, arbeitet zu 100 Prozent für die Kirchgemeinde. Er kommt im April 2000 mit seiner sechsköpfigen Familie aus dem Bündnerland und darf die geräumige Pfarrwohnung übernehmen. Pfarrer Walter Rapold zieht freiwillig in eine kleine Wohnung, da seine Familie nicht in Lindau wohnt. Dies führt im Jahr 2005 zu erheblichen Spannungen und zum Weggang des Diakons, da die Pfarrwohnung für den neu gewählten Pfarrer Volker Schnitzler benötigt wird. Die Nachfolge gestaltet sich schwierig. Verschiedene Bewerber und Bewerberinnen kommen aus Deutschland, sind gut ausgebildet, kennen aber unsere hiesigen kirchlichen Strukturen nicht, vor allem hinsichtlich des kirchlichen Unterrichts. Mit Herbert Müller aus dem Aargau gewinnt die Kirchgemeinde 2006 eine Person mit Erfahrung in Jugendarbeit und Katechetik.

Die Kirche braucht viele Helfer

Sigrist

Das Amt eines Sigristen erfordert einen hohen zeitlichen Aufwand, insbesondere an Sonntagen. Bis 1952 müssen die vier Glocken noch von Hand mit Seilzügen geläutet werden, was sich nur mit zusätzlichen Helfern bewerkstelligen lässt. Mit der Elektrifizierung der Glockenantriebe tritt eine Erleichterung ein, aber das Geläute muss bis 1975 von Hand ein- und ausgeschaltet werden. Darum verdient das Engagement von Jakob Bertschinger, der von 1924 bis zu seinem 50-Jahr-Dienstjubiläum am 27. Mai 1974 das Amt als Sigrist wahrgenommen hat, besondere Anerkennung.

Als seine Nachfolger, das Ehepaar Berta und Jakob Weiss, Lindau, (1974–1990) kürzer treten möchten, kann kein Ersatz gefunden werden. Kurzerhand springt der Präsident der Kirchenpflege, Walter Steiger, 1987 vorübergehend als Stellvertreter ein. Im Februar 1988 übernehmen Frau Leni Bucher, Eschikon, die Hauptverantwortung, Berta und Jakob Weiss die Stellvertretung. 1990, nach 16 Dienstjahren, treten sie in den wohlverdienten Ruhestand. Leni Bucher erfüllt ihren Dienst mit viel Treue und Einsatz. Als Stellvertreterin steht ihr von 1987 bis 1996 Lisabeth Steiger und von 1996 bis 2007 Agnes Heider zur Seite. Mit Elan lässt sich Leni Bucher 1998, nach der Innenrenovation der Kirche, auf die Bedienung der Elektronik von Glockengeläute und Heizung ein. Ende Februar 2008 wird sie nach 20 Dienstjahren in einem Gottesdienst verabschiedet, da sie mit ihrem frisch pensionierten Mann aus der Gemeinde wegzieht. Als Nachfolgerin wird Anna Hocevar-Bizzoco und als ihre Stellvertreterin Sonja Fernandes-Mandic gewählt.

Organist

Während 52 Jahren, von 1938 bis 1990, begleitet Paul Gassmann, Lindau, die Gottesdienste und andere Anlässe auf der Orgel. Als 34-Jähriger kommt er wegen der damals neuen Orgel nach Lindau und erfreut die Kirchgänger bis 1978 mit seinem Orgelspiel. Von Hauptberuf Lehrer, leistet er den Dienst als Organist während vierzig Jahren im Nebenamt und weitere zwölf als Stellvertreter. Ein Werk seiner zahlreichen Begabungen ist die Holztafel mit der geschnitzten Inschrift «soli deo gloria», die er 1983 der

Kirche schenkt und die noch heute an der Rückwand der Orgelspielbank zu sehen ist. Seine Spuren finden sich auch im kirchlichen Register, wo er in kalligrafischer Schrift die Eintragungen macht. Frau Dr. Erika Mühlen, deutsche Staatsangehörige und als Ärztin in der Schweiz tätig, bewirbt sich 1978 als Teilzeitorganistin. Unter ihrer Leitung soll ein Ad-hoc-Chor gebildet werden, um Musik und Gesang im Gottesdienst vermehrt zum Zuge kommen zu lassen. Mit wenigen Ausnahmen wird darauf jährlich ein grösseres Chorwerk barocker und klassischer Meister einstudiert und zusammen mit einem Orchester in der Lindauer Kirche aufgeführt. Erika Mühlen versieht ihren Dienst bis 1992. Anfang der 1980er Jahre wird Veronika Brink, Lindau, als Organistin mit Teilzeitpensum angestellt. Sie versieht diesen Dienst während Jahren mit Freude.

Peter Solomon aus England bewirbt sich 1983 um die vakante Stelle als Organist. Er verfügt über eine solide Ausbildung, die er bei namhaften Organisten in England und Paris gemacht hat. Da er aber keine Aufenthaltsbewilligung hat, muss die Kirchenpflege beim Kanton einen entsprechenden Antrag stellen, dem stattgegeben wird. Da er vermehrt Konzerte in ganz Europa gibt, wird die Planung seiner Einsätze in Lindau immer komplizierter. Auf sein Pensum in Lindau will er aber nicht verzichten, da ihn das Mitwirken im Gottesdienst sehr befriedigt. Nach einigen Jahren mit kleinerem Pensum wird Peter Solomon nach 20-jährigem Dienst verabschiedet.

Frau Gret Hüni-Geiger, Zürich, übernimmt 1995 in Teilzeit den Orgeldienst zusammen mit Peter Solomon. 1992 stösst Frau Martina Brunner, Wiesendangen, zum Organistenteam und deckt die Einsätze bei Hochzeits- und Trauergottesdiensten ab. Diese Aufgabe verlangt viel Einfühlungsvermögen. Da Martina Brunner jeweils am Sonntag in einer anderen Kirchgemeinde die Orgel spielt, erhält sie mit dem Einsatz in Lindau einen wünschenswerten Ausgleich. Seit 2011 werden Gottesdienste und andere Anlässe von Giusep Tschuor auf der Orgel musikalisch begleitet.

Sekretariat

Zur Unterstützung des Pfarrers wird 1972 eine nebenamtliche Bürostelle eingerichtet, die 1978 in ein kirchliches Sekretariat mit einem Pensum von 30 Prozent umgewandelt wird. Das Sekretariat übernimmt zusätzlich Arbeiten für die Kirchenpflege. Verschiedene Frauen aus der Gemeinde

arbeiten für kürzere oder längere Zeit im Sekretariat mit, bis die Stelle 1990 mit Maria Rotter besetzt wird. Nach zehnjährigem Dienst tritt sie altershalber zurück. Zur Aufgabe des Sekretariats gehört auch die Führung des Mitgliederregisters, das von manuell auf elektronisch umgestellt werden muss, was aufwändig ist und einen grossen Sondereinsatz verlangt. Im Dezember 2004 beschliesst die Kirchgemeindeversammlung eine Aufstockung des Sekretariats von 30 auf 40 Prozent, da seit 2001 auch die Gemeindeseite im «Kirchenboten des Kantons Zürich» zum einen Teil durch Freiwillige, zum anderen Teil durch die Sekretärin druckfertig erstellt wird. Das Sekretariat geführt haben: Doris Wegmann, Minie Storm, Eliane Carrel, Susanna Plattner, Maria Rotter, Ruth Sieber, Marianne Brönimann, Tanja Oertle und Katja Freese.

Katechetinnen

Die Anfrage des katechetischen Instituts betreffend die Schaffung einer Katechetenstelle in Lindau beurteilt die Kirchenpflege 1979 ablehnend. Die Kantonalkirche lässt aber nicht locker und empfiehlt 1985 allen Kirchgemeinden die Schaffung einer Stelle, vorerst für den Unterricht mit Drittklässlern. In Lindau werden erst 1995 durch Margrit Kuhn die ersten 3.-Klassunti-Klassen geführt. Nach der Jahrtausendwende erfolgt ein weiterer Ausbau des Unterrichts. In Zukunft sollen die reformierten Kinder vom Kleinkindalter bis zur Konfirmation religiös unterrichtet und in der Kirchgemeinschaft integriert werden. Die Kantonalkirche bietet dazu verschiedene Ausbildungsmodule an, sodass die Stellen in den Gemeinden mit qualifizierten Personen, meistens Frauen, besetzt werden können.

Kirchenpflege

Die Kirchenpflege ist die Exekutive der Kirchgemeinde, und deren Mitglieder werden zusammen mit den übrigen Gemeindebehörden alle vier Jahre von den evangelisch-reformierten Stimmbürgern und Stimmbürgerinnen gewählt. Traditionsgemäss fühlen sich die Ortsparteien für die Nomination der Kandidaten zuständig. Für die Nominierung werden zuerst Kandidaten für den Gemeinderat, dann für die Schulpflege und für die Kirchenpflege gesucht. Die Besetzung von Ämtern in einer Gemeinde mit ihrer multi-kulturellen Bevölkerung wird in Zukunft eine grosse Herausforderung sein.

Es wird aus unterschiedlichen Gründen immer schwieriger, geeignete Persönlichkeiten zu finden.

1986 reicht Kirchgemeindepräsident Anton Widmer, nach 16-jähriger Tätigkeit in der Kirchenpflege, seinen Rücktritt ein. An seine Stelle tritt Walter Steiger, seit 1982 Mitglied der Kirchenpflege. 1990 tritt er aus beruflichen Gründen aus der Kirchenpflege zurück. Peter Meier, seit 1983 in der Behörde, wird neuer Präsident und bleibt bis 1996 im Amt. Mit bereits zweijähriger Erfahrung in der Kirchenpflege wird Marianne Kuhn-Fanac zur Nachfolgerin gewählt. Die vielen personellen Wechsel in Pfarramt, Diakonat und in der Kinderarbeit sind eine Belastung für die Kirchenpflege, vor allem für die Präsidentin, und führen schliesslich zu ihrem Rücktritt im Jahr 2005. Die Suche nach einer Nachfolge im Präsidium gestaltet sich äusserst schwierig, zumal kein Mitglied der Pflege dieses Amt übernehmen will. Ursula Senn, Vizepräsidentin, stellt sich interimistisch zur Verfügung. Nach einigen Monaten lässt sie sich doch noch zur Präsidentin wählen, damit der vakante siebte Sitz wieder besetzt werden kann. Nach drei Amtsperioden in der Kirchenpflege löst Edith Wittwer 2008 Ursula Senn im Präsidium ab. Die Suche nach Personen, die bereit sind, in der Kirchenpflege mitzuarbeiten, wird je länger je schwieriger. Gudrun Mandic übernimmt 2010 das Präsidium, muss aber nach den Erneuerungswahlen vorläufig mit fünf statt sieben Mitgliedern in der Kirchenpflege auskommen.

Kirchliche Aktivitäten

Gottesdienste im Wandel der Zeit

Die Kirchenordnung der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich regelt den Ablauf des Gottesdienstes im Artikel 32 wie folgt:

«Sammlung, Anbetung, Verkündigung, Fürbitte und Sendung sind die fünf Schritte der Zürcher Liturgie. Sie bilden zusammen ein lebendiges Ganzes. Die Sakramente Taufe und Abendmahl sind Teil des Gottesdienstes.»

Die Sonntagsgottesdienste in Lindau folgen diesen Vorgaben, wobei der Stil vom jeweiligen Pfarrer geprägt wird. Normalerweise beginnen sie um 9.30 Uhr. Bei besonderen Anlässen kann der Beginn angepasst werden. So legen die Kirchenpflegen der Gemeinden Lindau und Brütten seit 1974 die Anfangszeiten zwischen Lindau und Brütten während den Sommerferien

so fest, dass einer der beiden Gemeindepfarrer beide Gottesdienste leiten kann, was eine Ferienablösung ohne Nachteile für die beiden Kirchgemeinden erlaubt. Heute wird der Gottesdienst in den Sommerferien entweder in Lindau oder in Brütten gefeiert. Seit Oktober 1970 spricht die Gemeinde die ökumenische Form des «Unser Vater» mit. Zudem wird im Jahr 1990 die «Fürbitte» um persönliche Anliegen erweitert. Der Versuch wird im November abgebrochen, einerseits wegen des Datenschutzes, andererseits wegen des geringen Gebrauchs dieses Angebots. Damit Gottesdienstbesucher die Möglichkeit haben, sich untereinander und mit dem Pfarrer über die gehörte Predigt auseinanderzusetzen, wird Ende Februar 1971 der «Kirchenkaffee» eingeführt. Noch heute erfreut sich dieser Kirchenkaffee grosser Beliebtheit. Die im Gottesdienst gesungenen Lieder sind vor allem den Jugendlichen fremd. Die Kirchenpflege hat deshalb zur Förderung des kirchlichen Gesanges das Repertoire erweitert und zu einem «Singen für Jedermann» aufgerufen, das alle drei bis vier Wochen am Abend, ein Jahr später am Sonntagmorgen vor dem Gottesdienst durchgeführt wird. Im Dezember 1998 löst das neue Kirchengesangbuch das seit 46 Jahren bestehende ab. Erstmals im August 1972 werden Kinder während des Gottesdienstes im Pfarrhaus betreut. Dieser Dienst muss später eingeschlafen sein, denn 1985 fragt eine Mutter die Junge Kirche (JK) schriftlich an, ob sie bereit wäre, während des Gottesdienstes kleine Kinder zu hüten. Die Kirchenpflege führt diesen Dienst am ersten Passionssonntag 1985 wieder ein, und seither wird diese Dienstleistung zweimal im Monat angeboten.

Besondere Gottesdienste

Zu wichtigen Anlässen in der Gemeinde werden Gottesdienste in einem besonderen Rahmen und meist als Familiengottesdienst gefeiert. So ist die Einweihung der Schulanlage Buck in Tagelswangen im September 1971 mit einem ökumenischen Gottesdienst gefeiert worden. Grosse Freude herrscht jeweils im September beim Kirchgemeindefest mit Imbiss, Musik, Tanz und Spielen. 1979 wird dieses Fest durch ein gemeinsames Frühstück mit anschliessendem Gottesdienst abgelöst. Zur Eröffnung der Sammelaktion «Brot für Alle» und zum Erntedankfest werden besondere Gottesdienste organisiert. Seit 1998 findet der Gottesdienst am Chilbisonntag im Festzelt «zum Schluuch» des Feuerwehrvereins Lindau statt. Heutzutage wird ein ökumenischer Gottesdienst gefeiert, dem sich ein Apéro anschliesst.

Zu den Gottesdiensten besonderer Art gehören jene mit Beteiligung von Kindern der Sonntagsschule. In guter Erinnerung ist insbesondere der Gottesdienst am Erntedankfest im Herbst 1980, der besonders farbig war.



Erntedankgottesdienst 1980

Nachdem die Zürcher Kirchensynode am 11. März 1980 die Zulassung der Kinder zum Abendmahl beschlossen hat, feiert die Gemeinde das erste Abendmahl mit Kindern schon am folgenden Ostersonntag mit der Liturgie in Mundart von Pfarrer Meier.

Der Wunsch, Hauskreise, Gemeinschaften, Gesprächs- und Gebetsgruppen einander näherzubringen, führt 1982 zu den jeweils am Mittwochabend von Gemeindemitgliedern gestalteten Gottesdiensten. Im Mai 1988 findet das Vorhaben wegen Rückgang der Teilnehmerzahl ein Ende.

1984 bekommt die Ökumene eine ganz besondere Bedeutung: Die Tatsache, dass den Reformierten beim Besuch eines katholischen Gottesdienstes vieles fremd vorkommt und die Katholiken die Art des reformierten Gottesdienstes nicht verstehen, beschäftigt die Mitglieder der ökumenischen Arbeitsgruppe. Deshalb organisieren sie zusammen mit beiden Pfarrern gegenseitige Gottesdienstbesuche und anschliessend eine Aussprache. Die Katholiken nehmen auch am evangelischen Abendmahl teil; die katholische Kommunion bleibt den Reformierten aber verwehrt. Seit

2007 werden ökumenische Gottesdienste jeweils am ersten Samstag im Monat im ökumenischen Begegnungszentrum St. Joseph, Grafstal, gefeiert. Ziel ist das gemeinsame Feiern des Gottesdienstes durch Reformierte und Katholiken aus allen Dorfteilen. Der «Mitenandmorge» für Mütter und Väter aller Konfessionen mit ihren Kleinkindern in der Kirche in Grafstal, die im Erdgeschoss über einen Aufenthaltsraum verfügt, schafft eine weitere Möglichkeit, Kontakte zu knüpfen und zu vertiefen. Das Zentrum steht auch der reformierten Kirche Lindau für den Unterricht sowie dem Teenagerclub zur Verfügung.

Das 100-Jahr-Jubiläum der Kirche Lindau feiert die Gemeinde im September 1996 während einer ganzen Woche. Zum Auftakt findet ein Kantaten-Gottesdienst unter der Leitung von Pfarrer Rapold und Kantor Bernoulli statt. Der reformierte Kirchenchor Effretikon und der Ad-hoc-Chor Lindau führen das Utrechter Te Deum von G.F. Händel für Chor, Orchester und Solisten auf.

Die im Jahr 1986 von Frauen aus der Gemeinde angeregten und zusammen mit Pfarrer Rapold organisierten Gottesdienste mit Bildern und Musik anstelle gesprochener Gottesdienste findet nicht nur bei der Kirchgemeinde Anklang, sondern auch bei Angehörigen anderer Konfessionen in der Region. Nach einigen Jahren versandet auch diese Art der Gottesdienste, weil niemand bereit ist, bei den Vorbereitungen und der Gestaltung mitzuwirken.

Abendmahl

Das Abendmahl wird traditionell an hohen Feiertagen gefeiert. Vor dem Gottesdienst treffen sich Mitglieder der Kirchenpflege mit dem Pfarrer zum Gebet und dienen dann bei der Austeilung zu. Bis 1975 sitzen die Mitglieder der Kirchenpflege während des Gottesdienstes im Chor, der Gemeinde zugewandt. Die Chorstühle werden, nachdem sie seit der Renovation nicht mehr gebraucht werden, an der Chilbi 1999 versteigert. Nach der Predigt lädt der Pfarrer zum Abendmahl ein und entlässt jene, die nicht teilnehmen wollen. Der Pfarrer und Kirchenpflegemitglieder gehen von einer Bankreihe zu nächsten, reichen den Korb mit den Oblaten und den Kelch mit dem Wein an die Abendmahlempfänger. Diese Form des Abendmahls wird im Frühling 1994 zur Diskussion gestellt. Nach Ansicht von Pfarrer Brandenberger bleiben viele dem Abendmahl fern, weil sie die Form nicht

verstehen. Er wolle zwar das Alte bewahren, aber mit neuen Formen allen den Zugang erleichtern. Am Ostersonntag und an der Auffahrt wird nun jeweils eine neue in den Gottesdienst integrierte Form gefeiert. Die Kirchgemeindeversammlung vom 26. Juni 1994 stimmt der Änderung der Abendmahlordnung zu. Die Entscheidung über andere Formen wird dem Pfarrer überlassen. Offenbar ist diese Regelung vergessen worden, denn fünf Jahre später regt ein Gemeindeglied an, die bestehende Tradition zu überdenken. Die Kirchenpflege setzt daraufhin eine Kommission ein. Sie beantragt, das Abendmahl neu im Kreis im Chorraum stehend und mit Einzelkelchen zu feiern. Die Kirchgemeindeversammlung vom 24. Juni 1999 stimmt dem Antrag zu. Die alte Form wird beibehalten und bei Bedarf angewendet.

Kirche für Kinder und Jugendliche

Time4U

Im September 1991 rufen die Jugendarbeiter der Gemeinde erstmals zu einem Gottesdienst von Jungen für Junge auf. Diese Art Gottesdienst trägt den Namen «Time4U» (Time for you) und findet am Sonntagabend im alten Schulhaus in Winterberg statt, ab Mai 1992 im Domino, ab 1994 in der Kirche Lindau, später auch in den anderen Dorfteilen. Bis Juni 1996 wirkt die Chrischona-Gemeinde Tagelswangen mit. Im «Kirchenboten» vom September 2000 erklärt der neue Diakon, mit einer neuen Form auch Erwachsene erreichen zu wollen. Leider bleibt es bei der Absicht, denn später war davon nichts mehr zu hören oder zu lesen.

Fiire mit de Chliine

Eine Gruppe junger Mütter ergreift die Initiative für einen Gottesdienst für Kleinkinder im Alter zwischen drei und fünf Jahren und lädt zusammen mit dem Pfarrer Mütter, Väter und Grosseltern zum Gottesdienst ein. Der erste Gottesdienst findet am ersten Adventssonntag 1998 im Domino statt. Nach der Renovation der Kirche werden die Gottesdienste in die Kirche verlegt. Mit dieser neuen Form soll Kleinkindern der Einstieg ins kirchliche Leben spielerisch ermöglicht werden. Im Jahresbericht 1999 berichtet die

Kirchenpflege, dass sich dieser viermal pro Jahr angebotene Gottesdienst bereits etabliert habe und die Zahl der Teilnehmenden ständig zunehme. Inzwischen gehört auch dieses Angebot zum religionspädagogischen Gesamtkonzept.

Jugendgottesdienst (Kinderlehre)

Auch der Jugendgottesdienst wird ein Teil des religionspädagogischen Gesamtkonzeptes. Im «Kirchenboten» vom April 1971 wird der Unterschied zwischen den Angeboten an Sonntagen und Werktagen erklärt:

Am Werktag ist Unterricht:

- *Biblische Geschichte und Sittenlehre (im Stundenplan der Grundschule und durch dazu ausgebildete Lehrer oder den Pfarrer zu erteilen)*
- *Unterweisung für Kinder, die weniger als drei Jahre BS-Unterricht besuchten*
- *Konfirmandenunterricht für 15-Jährige*

Am Sonntag ist Gottesdienst:

- *Kindergottesdienst (Sonntagsschule) für 5- bis 11-Jährige*
- *Jugendgottesdienst (Kinderlehre) für 12- bis 14-Jährige, als Vorbedingung zum Besuch des Konfirmandenunterrichts*
- *Erwachsenengottesdienst*

Im Jahr 1973 werden die Eltern von Kindern, welche die Jugendgottesdienste zu besuchen haben, über die von der Kirchensynode geänderten Artikel 75 bis 78 der Kirchenordnung informiert. Nach dieser Neuordnung müssen 12- und 13-jährige Jugendliche mindestens zwölf Besuche pro Jahr ausweisen können. Für 14-Jährige ist der Besuch des Jugendgottesdienstes freiwillig. Das freiwillige Jahr dient der «Einübung in die Freiwilligkeit des Gottesdienstbesuches».

Von der Sonntagsschule zum religionspädagogischen Gesamtkonzept

Die Sonntagsschule für Kinder gehört zum Grundangebot der Kirche. Aber was ist RPG? Der Kirchenrat des Kantons Zürich hat am 30. Januar 2008 die Verordnung über die religionspädagogischen Angebote erlassen, deren

Gesamtziel darin besteht, mit Kindern, Jugendlichen und Familien den Glauben an Gott zu erfahren, zu lernen, zu leben und zu gestalten. Dieser Kirchenlehrpfad führt zur Konfirmation und soll in allen 179 Zürcher Kirchgemeinden bis 2015 umgesetzt sein. Mit dem neuen Konzept wird die Unterrichtszeit über die ganze Schulzeit verteilt und von 102 auf neu 192 Stunden erhöht. Damit werden alle früheren Angebote zur religiösen Erziehung wie Sonntagsschule, BS-Unterricht, Unterweisung und Konfirmandenunterricht zusammengefasst. Kernpunkte des RPG sind fünf verbindliche Angebote von der zweiten bis zur neunten Klasse. Vorgesehen sind je 30 Unterrichtsstunden pro Schuljahr von der zweiten bis siebten Klasse und 72 Stunden Konfirmationsunterricht.

Die Sonntagsschule von 1971 bis 2000

Die Sonntagsschule für die fünf- bis elfjährigen Kinder wird 1971 zeitlich gestaffelt in zwei Abteilungen geführt und durch Freiwillige geleitet. Erfreulicherweise lassen sich immer wieder junge Gemeindeglieder zur Mitarbeit motivieren. Der Pfarrer bereitet die Freiwilligen auf ihre Aufgabe vor. Sie interessieren sich, angeregt durch zwei Referate von Dorli Meier-Lehner und Nelly Bosshard, für eine Weiterbildung. Zur Unterstützung abonniert die Kirchenpflege für alle Teammitglieder die Zeitschrift «Der Weg zum Kind» und finanziert auch ihre Weiterbildung.

Im Jahr 1979 werden die von Privaten und der Chrischona in Winterberg und Tagelswangen organisierten Kinderstunden für die Primarschüler thematisiert. Die Kinder hören dort biblische Geschichten, lernen Lieder mit religiösem Inhalt und werden im christlichen Glauben gefördert. Die Klärung des Verhältnisses zwischen Sonntagsschule und Kinderstunde, die vom Sonntagsschulteam und dem Pfarrer angeregt wird, ergibt eine weitgehende Ergänzung der beiden Angebote. Ein regelmässiger Kontakt soll die Koordination fördern. Wegen abnehmender Teilnahme wird die Kinderstunde mit Beginn des Schuljahres 1982/1983 aufgehoben. Im Oktober 1984 wünschen Eltern in Grafstal eine Sonntagsschule am Werktag. Sie kann eine rege Beteiligung verzeichnen. Auch Winterberg macht von diesem Angebot Gebrauch.

An Weihnachten erhalten die Kinder der Sonntagsschule Geschenke. Die Beschaffung der erforderlichen Mittel erfolgt durch eine Haussammlung. Bis zur ihrer Auflösung 1970 erhält die Sonntagsschule Beiträge der Zivil-



Sonntagsschulfest Winterberg 1979

gemeinden. Ein Leserbriefschreiber stellt 1978 die Frage, ob es nicht sinnvoller wäre, unseren Sonntagsschülern in Zukunft kleinere Geschenke zu machen und dafür den indischen Patenkindern der Sonntagsschule einen grösseren Betrag zukommen zu lassen. Andere argumentieren dagegen, dass die Gemeindeglieder mit ihren Spenden für die Bescherung ihre Verbundenheit mit der Sonntagsschule zum Ausdruck bringen können. Seit 1979 verzichtet die Sonntagsschule auf Haussammlungen.

Der Übergang von Sonntagsschule zu Kolibri

Auf Grund der zeitlich und örtlich wechselnden wöchentlichen Angebote und des Rückgangs der teilnehmenden Kinder kündigt die Leitung im Juni 2000 an, die Sonntagsschule in zwei Abteilungen zu führen, «Kolibri» für Kinder von fünf bis acht und «Domino» für Kinder von neun bis elf Jahren. Um die Durchführung von acht über das Jahr verteilten Treffen an Samstagvormittagen sicherzustellen, muss das Team verstärkt werden. In intensiven Vorarbeiten wird das Konzept der Kantonalkirche an die Lindauer Verhältnisse angepasst. Um den ersten Kontakt zwischen Leiterinnen und

Kindern zu ermöglichen, organisiert die Sonntagsschule im Jahr 2000 unter der Leitung des Diakons erstmals eine Aktionswoche. Zwei Jahre später machen schon etwa achtzig Kinder mit. Die Kolibri-Arbeit an den Schulkapitelnachmittagen ist so erfolgreich, dass das Team von der Kantonalkirche eingeladen wird, das Lindauer-Konzept an den interessierten Kirchgemeinden vorzustellen. Das Kolibri-Team bietet parallel zum Sonntagsgottesdienst eine kindergerechte Feier, an der auch Familienmitglieder teilnehmen können. Den Anfang und manchmal auch den Abschluss des Gottesdienstes feiern alle gemeinsam in der Kirche. Zwischenzeitlich werden die Kinder im Pfarrhaus betreut. Mangels Teilnahme wird dieser Gottesdienst 2006 eingestellt.

Die Kirchenpflege beschliesst, den im Artikel 87 der Kirchenordnung des Kantons Zürich vorgeschriebenen kirchlichen Unterricht für Drittklässler im August 1995 einzuführen. Der schon 1983 erfolgte Vorstoss des Sonntagsschulteams, diesen Unterricht als Versuchsgemeinde einzuführen, scheidet am Desinteresse der Kirchenleitung. Artikel 87 verfolgt das Ziel, möglichst alle reformierten Kinder früher als bisher mit dem Gemeindeleben und mit der Kirche vertraut zu machen. Während eines Jahres werden in wöchentlichen Lektionen die vier Themenkreise Kirche/Taufe, Einführung ins Abendmahl, Gebet, Pfingsten behandelt. Dazu gehören mindestens drei Gottesdienste und die begleitende Elternarbeit.

Biblische Geschichte und Sittenlehre der Primarschule und im Konfirmandenunterricht

1974 beschliesst die Erziehungsdirektion, ab Schuljahr 1975/1976 den gemeinsamen, konfessionell neutralen biblischen Unterricht (BS) einzuführen. Der Besuch dieses Unterrichts während drei Jahren ist eine Voraussetzung für die Zulassung zur Konfirmation. Weitere Voraussetzungen sind die Besuche der Jugendgottesdienste und ein Jahr Konfirmandenunterricht. Kinder mit nur zwei Jahren BS-Unterricht müssen ein Jahr Unterweisung besuchen. Die Abschaffung des BS-Unterrichts 2004 an der Primarschule durch den Bildungsrat wirft innerhalb der Kirchgemeinden Fragen auf, denn er ist nach wie vor eine der Voraussetzungen für die Konfirmation.

Eine Unterschriftensammlung für eine Änderung des Volksschulgesetzes findet im ganzen Kanton grosse Unterstützung. Im «Kirchenboten» vom 1. März 1972 erklärt Pfarrer Arthur Müller den Verzicht auf das bisherige

Bekenntnis zu Jesus Christus und durch ihn zu Gott, dem Vater, mit dem Argument, er könne nicht verantworten, von den Konfirmanden ein kollektives Bekenntnis in aller Öffentlichkeit zu fordern. Konfirmanden, die das Bekenntnis nicht abgeben möchten, würden so zur Heuchelei genötigt. Die Konfirmation ist der feierliche Abschluss des Konfirmandenunterrichts und die Begegnung mit dem christlichen Glauben. Sie macht sichtbar, dass die jungen Menschen jetzt für ihre Glaubens- und Lebensgrundlage selbst die Verantwortung übernehmen. Die Gemeinde der Erwachsenen drückt die Bereitschaft aus, die nunmehr Konfirmierten als mündige Glieder in die Gemeinschaft aufzunehmen, mit der Hoffnung, dass sie weiterhin am Gottesdienst und am Abendmahl teilnehmen und aktiv in der Gemeinde mitwirken.

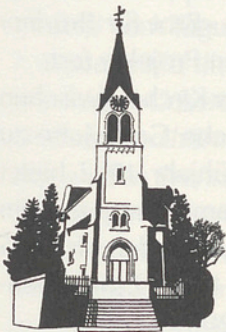
Kirchliche Publikationen

Alle reformierten Einwohner erhalten zweimal, heute nur noch einmal im Monat den «Kirchenboten» für den Kanton Zürich mit der Gemeindeseite, herausgegeben vom reformierten Pfarrverein. Früher ist der Gottesdienstplan in verschiedenen Zeitungen publiziert worden, heute nur noch im «Kirchenboten» und im «Lindauer». Die Publikation in den Zeitungen ist Ende 1980 aus Kostengründen eingestellt worden.

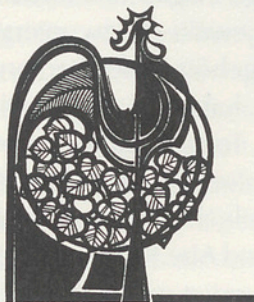
Als Logo für die Gemeindeseite dient bis April 1973 ein Foto der Kirche Lindau, später eine Illustration davon, welche Mitte 1978 durch ein neues Signet (Hahn) ersetzt wird. Das heutige, seit August 1998 verwendete Logo benützt die Symbole auf der Eingangstür zur Kirche: Brot, Fisch und Kelch.

Logos der Gemeindeseite:

ab 1973



ab 1978



ab 1998



Die Gestaltung der Gemeindebeilage erfährt immer wieder Änderungen. Die erste neu gestaltete, sechsseitige Gemeindebeilage erscheint im «Kirchenboten» vom Januar 2000. Sie wird von Freiwilligen gestaltet, und unter der Rubrik «Chilemüsli» werden Begebenheiten auf humoristische Art wiedergegeben. Anfang 2003 verabschiedet sich das «Chilemüsli» von seinen Anhängern. Heute wird das Kirchenblatt von einer Redaktionskommission erstellt. Seit 1999 hat die Kirchgemeinde einen eigenen Internetauftritt.

Arbeitsgruppen, Gruppierungen und Angebote

Viele Angebote der Kirche für Arbeitsgruppen sind einmalig, andere wiederholen sich, und andere entwickeln sich von vorübergehenden zu ständigen Gruppentreffen. Bis 1973 werden sie von der Kirchenpflege organisiert. Seither obliegt diese Aufgabe einer Arbeitsgruppe, die mit den nötigen Kompetenzen ausgestattet ist. Dieser Arbeitsgruppe mit Namen «Jahresprogramm» treten fünf Jahre später Mitglieder der katholischen Kirche bei. Sie wird dadurch ökumenisch, erstellt jeweils das Veranstaltungsprogramm und lässt es von beiden Kirchenpflegen genehmigen.

Bis im Jahr 1978 führt die Kirchenpflege jährlich eine bis zwei Haussammlungen für die Kooperation Evangelischer Missionen (KEM) im Rahmen der Missionsopferwoche und für das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz (HEKS) durch. Anstelle dieser aufwändigen Sammelart tritt ein Brief mit Einzahlungsschein. Der gespendete Betrag fällt markant geringer aus als bei den Haussammlungen.

Im Juli 1971 beschliesst die Kirchgemeindeversammlung, wie viele andere Gemeinden auch, der Aktion «Brot für Brüder» einen jährlichen Beitrag aus der ordentlichen Kirchengutsrechnung zu überweisen, im ersten Jahr 3 Prozent, dann ansteigend und ab dem dritten Jahr 5 Prozent der Kirchensteuer. Eine von der Kirchenpflege eingesetzte Arbeitsgruppe «Brot für Brüder» später «Brot für Alle» legt jeweils die zu unterstützenden Projekte fest.

Der Umgang mit der Bibel gehört zu den Kernanliegen der Kirche. Zwischen Mai 1977 und Ende 1993 haben in der Regel monatliche Gespräche zu verschiedenen biblischen Texten stattgefunden. Im Frühjahr 1982 bietet Pfarrer Zipperlen ein Bibelseminar über das Alte Testament an, an dem gegen dreissig Personen teilnehmen. Im Anschluss daran werden bis 1985 Seminare über das Neue und Alte Testament angeboten. Diese Zusammenkünfte und Gespräche dauerten mit Unterbrüchen bis 2006.

Die «Frauenlismete» ist ein regelmässiges Treffen von Frauen aus der Gemeinde. Während die einen «lismen», lesen andere Texte aus der Bibel vor. Auf der Gemeindeseite des «Kirchenboten» vom 16. Januar 1977 wird ein Artikel mit dem Titel «In eigener Sache» publiziert, mit folgendem Wortlaut: *«Vielen Gemeindegliedern wird es bekannt sein, dass in unserer Gemeinde seit bald 50 Jahren eine Gruppe strickender Frauen im Winterhalbjahr jede 2. Woche zusammenkommt.»* Weiter wird ausgeführt, dass die gestrickten Sachen an fünf Heime verschenkt werden. Der Artikel fährt fort: *«Diese Pakete werden jedes Mal herzlich verdankt und geben allen Mitbeteiligten die Gewissheit, dass sie damit vielen benachteiligten Menschen eine Freude bereiten durften. Es kommt vor, dass dem Dankeschreiben eine Einladung zur Besichtigung des Heims beigelegt ist. Nach Möglichkeit wird diesen Einladungen Folge geleistet, sodass wir Frauen die Empfänger der Stricksachen persönlich kennen lernen.»*

Diese regelmässigen Zusammenkünfte dauern bis April 1994. Als Nachfolge entsteht im gleichen Jahr die Gruppe «Ziischtigs-Träff». Sie trifft sich im Winterhalbjahr immer am Dienstagnachmittag. Die Arbeiten werden jeweils im Herbst verkauft, und der Erlös geht an gemeinnützige Institutionen.

Seit 1978 werden in allen Gemeindeteilen Adventskranzbinden für Kinder und Erwachsene und ab 1980 ein Kerzenziehen durchgeführt, organisiert von Jugendlichen des «Jugendtreffpunkts» und der «Jungen Kirche». Diese Angebote gehören nach wie vor zum Winterprogramm.

Veranstaltungen

Zusätzlich zu den Gottesdiensten werden von der Kirchgemeinde oder anderen Gruppen sporadische Anlässe organisiert. So formuliert Dr. P. De Mestral vom Tagungs- und Studienzentrum Boldern im «Kirchenblatt» vom 1. Januar 1972 die Ausgangslage mit dem Titel «Angebot ohne Nachfrage» wie folgt: *«Unsere reformierte Kirche steckt in einer Krise, kann man heute oft lesen und hören. ... Man verlangt heute von den Kirchen die Bereitschaft, sich an den Brennpunkten unserer Gesellschaft zu engagieren. Sie sollen an den wesentlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens teilnehmen, nicht herrschend, sondern helfend und dienend. ...»* An den Podiumsgesprächen mit anschliessender Diskussion werden an zwei Abenden kirchliche und gesellschaftliche Probleme unserer Gemeinde kontrovers

diskutiert. Am dritten Abend werden alle Fragen zusammengetragen und von sechs Arbeitsgruppen bearbeitet. Schon bald treten einzelne Gruppen mit Aufrufen oder Mitteilungen im «Kirchenblatt» an die Öffentlichkeit. Einige Teilnehmende können sogar für die kirchliche Arbeit motiviert werden. Ende Jahr erfolgt eine umfassende Orientierung der Kirchgemeinde zu diesem Anlass. In Zusammenarbeit mit dem Strickhof, der Schule Lindau und den Ortsparteien wird im Januar 1980 eine Woche mit dem Thema: «Gemeinschaft unter uns – Gemeinschaft weltweit» organisiert. Referenten und Diskussionsleiter sind Mitglieder des ökumenischen Teams «Brennpunkt Welt». Die Veranstaltung findet an verschiedenen Orten statt und wird mit einer katholischen Abendmesse in der Kirche Grafstal und einem Abschlussgottesdienst in der Kirche Lindau abgeschlossen.

Im Januar 1985 finden unter dem Titel «*Kirche unter der Lupe*» zwei Abendveranstaltungen zum Standpunkt der Kirche und zu möglichen Aufbrüchen statt. Nach der Einführung durch zwei Referenten wird das Thema in Gruppen diskutiert. Im Podiumsgespräch am zweiten Abend kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen «Evangelikalen» und «Liberalen», die mit Leserbriefen im «Lindauer» eine Fortsetzung findet. Einem Kirchenpfleger, der für den erkrankten Leiter eingesprungen ist, wird vorgeworfen, sich nicht neutral verhalten und vor allem Werbung für Hauskreise gemacht zu haben, statt die Fragen und Gedanken aus dem ersten Abend zu diskutieren. Eine Teilnehmerin wird zitiert mit den Worten: «*Ich fühle mich so, wie wenn ich nicht mehr zur Kirche gehörte.*» Ein anderer Leserbriefschreiber stellt sich die Frage: «*Brauchen wir einen Pfarrer oder geht es auch ohne?*» und wünschte sich eine stärkere Position des Pfarrers und eine klare Linie der Kirche. Im September verweist Pfarrer Zipperlen in seiner Stellungnahme auf ähnliche Diskussionen, die bei Pfarrwahlen landauf landab eher die Regel als die Ausnahme seien, bei denen bald die eine, bald die andere Gruppierung den Ton angebe, bis sich schliesslich die Erkenntnis durchsetze, dass in der Christengemeinde alle einander brauchen. Er stellt fest «*dass die Erkenntnis wächst, dass die «Frommen» und die «Andern», die «Evangelikalen» und die «Liberalen» einander brauchen, um im Sinne des neutestamentlichen Bildes miteinander als Christengemeinde einen Leib zu bilden.*»

Nach einem Aufruf der Kirchenpflege vom Juli 1991 finden in den folgenden Jahren immer wieder Hauskreistreffen statt. Alle diese Aktivitäten scheinen Pfarrverweser Höner veranlasst zu haben, bei seinem Abschied von der Kirchgemeinde auf deren Situation einzugehen. Er schreibt am

13. August 1993 im «Kirchenblatt», dass er «... wusste, dass Pfarrer Zipperlen bemüht war, die Evangelikalen aus mancherlei Freikirchen in die landeskirchliche Gemeinde zu integrieren». Dann fährt er fort: «... Die Integration der Freikirchen in die Landeskirche ist keine einfache Sache. Ich muss Ihnen sagen, dass ich mich nicht immer wohl fühlte dabei.» Und fährt weiter: «Dass ich etwas Mühe hatte mit der kirchenpolitischen Situation, lassen Sie meine Sache sein ...» Einen Monat später präzisiert er seine Aussage. Es sei nicht die Integration von Freikirchen das Ziel gewesen, sondern Gemeindegliedern mit unterschiedlicher Glaubenshaltung Raum in der Landeskirche zu geben.

Altersarbeit

Die Kirchgemeinde setzt sich für die Betagten in der Gemeinde ein, indem sie bei der Gründung der Genossenschaft für Alterswohnungen in Lindau aktiv mitwirkt, Mitglied der Genossenschaft wird und 1969 einen Beitrag von 20 000 Franken an den geplanten Mehrzweckraum zur Verfügung stellt. Dieser Beitrag wird von der «Stiftung für das Alter» um 10 580 Franken erhöht. Die Kirchgemeindeversammlung von 1978 beschliesst den Kauf von weiteren 30 Anteilscheinen, die zusammen mit jenen, die bereits im Besitz der Kirchgemeinde sind, der Genossenschaft geschenkt werden. Zu den alten Traditionen der reformierten Kirche Lindau gehört das Beschenken der betagten Gemeindeglieder in der Adventszeit. Sinn und Zweck sind die Kontaktpflege und das persönliche Gespräch. 1982 wird die Altersstube im Bucksaal eingeführt. Zusätzlich organisieren Kirchenpflege und Alterskommission Ausflüge. Gegenwärtig übernimmt die Ortssektion Pro Senectute diese Aufgabe.

Jugendarbeit

Jugendräume

Die Integration der Jugendlichen in der Kirche hat für die Kirchenpflege hohe Priorität. Aus diesem Grund sucht sie im November 1973 nach Lösungen, aber auch nach Jugendlichen, die bereit sind, beim Aufbau der Jugendarbeit mitzumachen. Im November organisiert das Forum Lindau

eine Aussprache zwischen Jugendlichen und Vertretern der Schulpflege, des Gemeinderates und der Kirchenpflege, in der festgehalten wird, dass die Jugendlichen die Leitung des Jugendraums übernehmen sollen. Eine Kommission aus Vertretern des Gemeinderates, der Schulpflege und der Kirchenpflege soll die Beratungs- und Kontaktaufgaben zwischen der Leitung des Jugendraums und den Behörden sicherstellen. Die Schulgemeinde als Besitzerin des Feuerwehrhäuschen in Tagelswangen, in dem der Jugendraum untergebracht ist, ist für den Unterhalt des Gebäudes und die Bereitstellung des Heizmaterials, die Kirchgemeinde für die Kosten des Ausbaus des Raums und der Gemeinderat für die Mittel für eine Stereoanlage verantwortlich.



Jugendhaus
in Tagelswangen

Die Bedürfnisse und Forderungen der verschiedenen Altersgruppen verändern sich laufend. Der Discobetrieb im Jugendhaus Tagelswangen lässt keinen Raum für andere Aktivitäten. Deshalb strebt die Kirchenpflege 1982 die Einrichtung des Pavillons des ehemaligen Kindergartens für die Junge Kirche und die CVJM-Jungchar an.

Die Jungschar des CVJM Illnau-Effretikon stellt sich und ihre Aktivitäten im «Kirchenblatt» vom August 1975 vor und lädt die Lindauer Knaben und Mädchen im Alter ab 9 Jahren zum Mitmachen ein. Diese Jugendorganisation ist unabhängig von der Kirchgemeinde, genießt aber Unterstützung und Gastrecht in den kirchlichen Räumen und im «Kirchenblatt». Sechs Jahre später, im Juli 1981, erfolgt die Gründung der CVJM-Jungschar in Lindau. In ihren Erlebnisprogrammen werden den Teilnehmern in Spiel, Sport und Gestaltung biblische Texte begreif- und erfahrbar gemacht. Im Mai 1988 erscheint der Name CVJM Lindau/Brütten zum ersten Mal auf der Gemeindeseite.

Im Jahr 1978 entsteht in der Gemeinde eine «Junge Kirche» (JK), die sich im «Kirchenboten» wie folgt vorstellt: *«Wir sind eine Gruppe von acht bis zehn Leuten im Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren. Im Konfirmandenlager vor zwei Jahren in Ebnat-Kappel hat Herr Peter Manz vorgeschlagen, eine Junge Kirche zu gründen. Nach der Konfirmation trafen wir uns dann regelmässig an einem Abend, zuerst bei einer Familie in Brütten, danach in Lindau und nun im Pfarrhaus.»* 1997 nennt sich die «Junge Kirche» «Mikado».

Mit der Besetzung der Ende 1979 geschaffenen Diakonenstelle erweitert sich das Angebot für Jugendliche in der Gemeinde signifikant. Die Verantwortlichen für das Jugendhaus Tagelswangen wünschen die Mitarbeit des Diakons, und im August wird erstmals für die Jugendlichen im Alter zwischen 13 und 15 Jahren ein Treffpunkt angeboten. Damit wird der Kontakt mit Gleichaltrigen gefördert und gepflegt. Sie haben die Gelegenheit, sich über ihre aktuellen Probleme auszusprechen, aber auch in Sport und Spiel zu messen. Dieser Jugendtreffpunkt wird ab September 1991 «together» genannt.

Beschwerden wegen Lärms, Verkehrsbehinderungen und Sachbeschädigungen führen zu einer Aussprache aller Beteiligten und im September 1998 zur vorübergehenden Schliessung des Dominos. 2000 wird der Pachtvertrag für das Domino nur so lange verlängert, bis andere Räumlichkeiten zur Verfügung stehen. Gemeinderat und Schulpflege beschliessen, sich gemeinsam für den Jugendtreff zu engagieren. Von der Kirchgemeinde wird der Jugendarbeiter mit 10 Prozent seiner Arbeitszeit für diese Aufgabe freigestellt. Der neu gegründete «Jugend- und Familienverein Lindau» übernimmt die personelle und finanzielle Verantwortung des Jugendtreffs in der Zivilschutzanlage des Schulhauses Bachwis. Ein Vertrag zwischen Gemeinde, Schule und Kirche regelt die finanzielle Zusammenarbeit. Im

Jahr 2002 erarbeiten Gemeinderat, Schulpflege und Kirchenpflege zusammen mit einer Fachperson ein Jugendkonzept für die Gemeinde Lindau. Die Auswahl und Führung des Jugendarbeiters wird dem Jugend- und Familienverein Lindau übertragen. Nach einer Versuchsphase von drei Jahren wird 2005 die Jugendarbeit vom Stimmbürger definitiv genehmigt.

Jugendberatung

Der Bedarf für eine fachliche Beratung von Jugendlichen und Eltern bei Erziehungs- und Entwicklungsproblemen stellt sich schon zu Beginn der 1970er Jahre. In einer ersten Phase übernimmt Lehrer Theo Allenbach die Beratung zusätzlich zu seiner Berufstätigkeit. 1973 wird der «Zweckverband Zürcher Oberland für Jugend- und Eheberatung» gegründet. Die Kirchgemeinde Lindau gehört zu den Gründungsmitgliedern. Der Verband wird 1986 aufgelöst. Dazwischen schliesst sich die Kirchgemeinde dem Verein Eheberatung in Winterthur an. Anfang der 1990er Jahre tritt sie dem «Kirchlichen Verein für Jugendberatung Region Pfäffikon» bei, der heute noch für die Jugendberatung in der Gemeinde Lindau zuständig ist.

Die Schulgeschichte

Teil ihrer ist die Schule von pädagogischen, und pädagogische Strömungen haben und haben ihre Auswirkung auf den Unterricht. So ist es nur verständlich, dass sich die Volksschule stetig entwickelt und sich den Veränderungen anpasst.

Seit gut 175 Jahren gibt es die Zürcher Volksschule. Die Landtagung stimmte am 18. Juni 1859 und hatte in den Grundschul-Gebäude für die Volksabstimmung im Juni 2005. Die Sturenbürgerinnen und Sturenbürger haben dem neuen Volksschulgesetz mit einem deutlichen Ja zugestimmt. Das neue Gesetz wird die Schule verändern. Zwar will es Aesthetik und Bewährtes erhalten, aber auch bereits erprobte Neuerungen vorantreiben und selbstverständlich notwendige Anpassungen an neue schulische und gesellschaftliche Gegebenheiten vornehmen.

Die Änderungen in der Schullandschaft begannen aber bereits vor 2005. Was sie auch, hatte sich die Gesellschaft doch seit 1859 deutlich verändert!

Um das Ziel der Volksschule, nämlich eine hohe Unterrichtsqualität unter guten Bedingungen für Lernende und Lehrende zu erreichen, waren laufend Anpassungen an die wandelnden Bedürfnisse der Gesellschaft nötig. So wurden im Laufe der Zeit in der Gemeinde Lindau folgende Anpassungen vorgenommen:

Änderungen zum Wohle des Kindes

1970 wurde der Schulpsychologische Dienst des Bezirks Pfäfers gegründet. Lindau war Gründungsmitglied, und der Dienst wirkte über Jahre von Mitgliedern der Schulpflege Lindau geleitet. Letzterem Herrn Stern und Jugendlichen standen ab sofort professionelle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für Fragen aus dem gesamten Umkreis der Schule zur Verfügung.

Jahr 2002 erarbeiten Gemeinderat, Schulpflege und Kirchenpflege zusammen mit einer Fachperson ein Jugendkonzept für die Gemeinde Lindau. Die Auswahl und Führung des Jugendarbeiters wird dem Jugend- und Familienverein Lindau übertragen. Nach einer Versuchsphase von drei Jahren wird 2005 die Jugendarbeit vom Stimmbürger definitiv genehmigt.

Jugendarbeit

Die Schulpflege und die Jugendlichen und Eltern bei Erziehung- und Entwicklungsproblemen stellt sich schon zu Beginn der 1970er Jahre in einer ersten Phase übernimmt Lehrer Theo Allembach die Beratung zusätzlich zu seiner Berufstätigkeit. 1973 wird der «Zwischenverband Zürcher Oberland für Jugend- und Eheberatung» gegründet. Die Kirchgemeinde Lindau gehört zu den Gründungsmitgliedern. Der Verband wird 1996 aufgelöst. Davorhin schließt sich die Kirchgemeinde dem Verein Eheberatung im Winterthurer An- Anfang der 1990er Jahre tritt sie dem «kirchlichen Verein für Jugendberatung Region Pfäfers» bei, der heute noch für die Jugendberatung in der Gemeinde Lindau zuständig ist.

A. Neue Aufgaben der Schule

Seit jeher ist die Schule von gesellschaftlichen Entwicklungen direkt betroffen, und pädagogische Strömungen hatten und haben ihre Auswirkung auf den Unterricht. So ist es nur verständlich, dass sich die Volksschule stets entwickelt und sich den Veränderungen anpasst.

Seit gut 175 Jahren gibt es die Zürcher Volksschule. Die Gesetzgebung stammte aus dem Jahr 1859 und hatte in den Grundsätzen Gültigkeit bis zur Volksabstimmung im Juni 2005. Die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger haben dem neuen Volksschulgesetz mit einem deutlichen Ja zugestimmt. Das neue Gesetz wird die Schule verändern. Zwar will es Anerkanntes und Bewährtes erhalten, aber auch bereits erprobte Neuerungen verankern und selbstverständlich notwendige Anpassungen an neue schulische und gesellschaftliche Gegebenheiten vornehmen.

Die Änderungen in der Schullandschaft begannen aber bereits vor 2005. Mussten sie auch, hatte sich die Gesellschaft doch seit 1859 deutlich verändert!

Um das Ziel der Volksschule, nämlich eine hohe Unterrichtsqualität und gute Bedingungen für Lernende und Lehrende zu erreichen, waren laufend Anpassungen an die wandelnden Bedürfnisse der Gesellschaft nötig. So wurden im Laufe der Zeit in der Gemeinde Lindau folgende Anpassungen vorgenommen:

Neuerungen zum Wohle des Kindes

1970 wurde der *Schulpsychologische Dienst des Bezirks Pfäffikon* gegründet. Lindau war Gründungsmitglied, und der Dienst wurde über Jahre von Mitgliedern der Schulpflege Lindau präsiert. Lehrpersonen, Eltern und Jugendlichen standen ab sofort professionelle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für Fragen aus dem gesamten Umfeld der Schule zur Verfügung.



Auch die Schulhäuser mussten angepasst werden. Schulhaus Buck

Aber nicht nur der Zweckverband, auch die Schulgemeinde Lindau stellte mit *Logopädinnen und Logopäden*, mit *Psychomotorik-Therapeutinnen* und mit *Fachfrauen für Deutsch als Zweitsprache* immer öfters spezifisches Fachpersonal an. Böse Zungen behaupteten, durch die Anstellung von Fachpersonal sei das Bedürfnis nach Spezialschulung erst geschaffen worden. Das ist natürlich eine Behauptung, die jeglicher Grundlage entbehrt, hat die Schule doch den Auftrag, allen Kindern gerecht zu werden, was den Lehrpersonen in Zusammenarbeit mit den Fachleuten entschieden besser gelingt.

Mit dem Fremdwort *Koedukation* wusste Ende der 1980er Jahre niemand etwas anzufangen. Koedukation bedeutet, dass die Schüler alle Fächer in geschlechtergemischten Gruppen, also immer Mädchen und Knaben zusammen, besuchen. Ganz besonders war von dieser Neuerung der Handarbeitsunterricht betroffen. Bisher besuchten die Knaben das Werken und die Mädchen die «Handsgji», Handarbeit für Mädchen. Nun also hiess es auch für die Knaben, stricken und häkeln zu lernen, und in der Oberstufe müssen oder dürfen sie auch den Haushaltkundeunterricht besuchen, denn auch Kochen und Backen gehören zur Grundausbildung, egal ob Mädchen oder Knabe. Sie tun es bis heute mit grosser Freude und viel Geschick!

Und dann das: «Volksschulgesetzwidriger Versuch in Grafstal: *Getrennte Klassen an Grafstaler Sek.*» Dies auf der Titelseite des «Zürcher Oberländers» vom Donnerstag, dem 5. Januar 1995. Da heisst es: «*Obwohl das Volksschulgesetz den Unterricht in reinen Knaben- und Mädchenklassen untersagt, werden in der Sekundarschule Grafstal die Buben und Mädchen in mehreren Fächern getrennt unterrichtet. Lehrer und Schulpflege sind überzeugt, dass die Jugendlichen davon profitieren.*» Vielleicht war man damals noch nicht so voreilig gehorsam gegenüber der Bildungsdirektion.

In den 1990er Jahren hielten Computer und Internet in den Schulzimmern Einzug. Darüber, ob der Computer ein wertvolles Hilfsmittel oder ein zeitraubendes Spielgerät sei, teilten sich die Meinungen der Lehrpersonen! Das hatte aber weniger mit dem Computer an sich zu tun als vielmehr damit, dass viele ältere Lehrpersonen persönlich auf Kriegsfuss mit dem Gerät standen und Berührungängste zeigten. Vielleicht trug auch die Tatsache dazu bei, dass sich die Schulgemeinde keine neuen Geräte leisten konnte und daher auf ausgemusterte Computer einer Grossfirma auswich. Das erklärt, dass die Arbeit an den Geräten nicht nur erfreulich war! Bald aber wurde erkannt, dass es ohne dieses neue Medium nicht mehr geht. Jährlich wurde Geld für Anschaffung und Wartung eingestellt, und es wurde sogar eine Person zum Administrator ernannt, der sich kompetent und engagiert für alle Anliegen rund um die Computer kümmert. Und inzwischen wird nicht mehr daran gezweifelt, dass die Volksschule verpflichtet ist, den Umgang mit dem Computer und überhaupt mit neuen Medien zu üben, um Sinn, Unsinn und Gefahren aufzuzeigen. Ohne praktische Kenntnisse hätten die Schulabgängerinnen und -abgänger auf ihrem weiteren Lebensweg einen Nachteil.

Ein ganz neues Schulfach ist seit dem Schuljahr 1999/2000 im Stundenplan der Unterstufenschülerinnen und -schüler anzutreffen: *Musikalische Früherziehung*. Und das kam so: An der Schulgemeindeversammlung im Dezember 1998 brachte die Schulpflege die Einführung von Blockzeiten zur Abstimmung. Um die Unterrichtszeit von vier Lektionen am Vormittag für die Unterstufenschüler gewährleisten zu können, war unter anderem die Einführung von musikalischer Früherziehung geplant. Es war eine spannende Schulgemeindeversammlung. Nach heftigen Diskussionen wurde die Einführung der Blockzeiten abgelehnt, jedoch erachtete der Stimmbürger die vorgeschlagene musikalische Ausbildung durchaus als sinnvoll, und die Schulpflege bekam den Auftrag, deren Einführung zu konkretisieren. Bereits im Sommer 1999 kam das Teilgeschäft zur Abstimmung. Dem

wiederkehrenden Betrag von 13 000 Franken wurde ohne Gegenstimme zugestimmt.

So langsam erkennt die Gesellschaft, dass es nebst den Kindern mit Leistungsschwächen auch solche mit aussergewöhnlichen Stärken und Begabungen gibt. Im Rahmen des ordentlichen Volksschulunterrichts ist es schwer, ihnen gerecht zu werden. Es wurde anerkannt, dass besonders begabten Kindern genau so ein Nachteil entstehen kann, wie denjenigen, die dem Schulstoff nicht folgen können. Das Schlagwort «Hochbegabung» war in aller Munde. Lehrerschaft und Behörde haben sich dem Thema angenommen, liessen sich informieren und suchten nach Möglichkeiten, den besonders begabten Schülerinnen und Schülern gerecht zu werden. Ein besonderer Kurs mit dem Namen «Lernforum» wurde ab dem Schuljahr 2000/2001 angeboten. Primarschülerinnen und -schüler, deren besondere Begabung vom Schulpsychologischen Dienst attestiert ist, treffen sich einmal pro Woche für vier Lektionen im Schulhaus Buck. Es sind Kinder aus allen Gemeindeteilen und aus den Klassen 2 bis 6. Die Lehrperson im Lernforum wurde explizit für die speziellen Bedürfnisse der Kinder ausgesucht. In diesem Spezialunterricht geht es nicht darum, die klassischen Unterrichtsformen umzusetzen, sondern darum, jedem einzelnen der sehr speziellen Kinder spannenden Stoff zu bieten und Ideen zu haben, wie die Kinder sich selber fordern und fördern können. Da wird geforscht, recherchiert, gestaltet und auf hohem Niveau präsentiert. Für die Kinder im Lernforum ist es ein Leichtes, den verpassten Stoff dieses Vormittags selbstständig nachzuholen. Das Lernforum besuchten in wechselnder Zusammensetzung jeweils 5 bis 10 Kinder.

Eine kantonsweite Diskussion fand um die Einführung von *Frühfranzösisch* und *Frühenglisch* statt. Der Gesetzgeber verlangte die Umsetzung des Französischunterrichts auf der Primarstufe per Schuljahr 1989/1990, jene des Englischunterrichts per Schuljahr 2006/2007. Davor konzentrierte sich der Sprachunterricht der Primarschule auf die deutsche Sprache in Schrift und mündlichem Ausdruck. Erst im Unterricht auf der Oberstufe wurde Französisch erteilt, und nur wer in dem Fach erfolgreich war, durfte im letzten Jahr der Sek/Real noch Lektionen in Englisch besuchen. Ganz anders einige Jahre später: Englischunterricht wird bereits ab der 2. Klasse erteilt, ab der 5. Klasse kommt das Französische dazu, und das bleibt so bis zum Ende der Schulzeit. Die Verfechter behaupten, dass der Mensch im frühen Alter ganz leicht und spielerisch mehrere Sprachen gleichzeitig erlernen kann. Im Schulalltag bedeutet das für die meisten Kinder, dass sie

fähig sein müssen, sich in drei Sprachen auszudrücken. Noch aufwändiger ist es für Kinder, deren Muttersprache nicht einer der Unterrichtssprachen entspricht, sondern zum Beispiel Kroatisch ist. Ein solches Kind muss mit fünf Sprachen umgehen können, zählt man die Mundart, die auf dem Pausenplatz gesprochen wird, dazu. Eine Herausforderung nicht nur für das betroffene Kind, auch für die Lehrperson, die den Unterricht den unterschiedlichsten Sprachtalenten in der Klasse anpassen muss.

Der Fächerkatalog konnte, trotz neuer Aufgaben, nicht unendlich erweitert werden. Die Anzahl Schulstunden oder Lektionen pro Woche ist schliesslich klar festgelegt. Also, was wird eingespart, wenn ab der fünften Klasse zwei Lektionen pro Woche für das Frühfranzösisch eingesetzt werden -müssen? *Handarbeit/Werken* ist der Bereich, in dem die Anzahl Lektionen von bisher vier auf neu zwei gekürzt wurde. Nicht so in Lindau. Dank grossem Engagement der Schulpflege und Absprachen mit der Bildungsdirektion wurde mit dem Angebot eines Kurses mit Wahlmöglichkeit ein Schlupfloch gefunden. Die Eltern mussten davon Kenntnis nehmen, dass ihr Kind während zwei Lektionen einen Kurs in Handarbeit besuchte, oder sie konnten es abmelden. Der Kurs fand, wie die Handarbeit bisher, im Halbklassenunterricht statt, irgendwann an einem gewöhnlichen Schultag – wer hätte da sein Kind also abmelden wollen?

In regelmässig stattfindenden *Projektwochen* werden gleich zwei pädagogische Ziele verfolgt. Ein Stichwort heisst «altersdurchmisches Lernen». Das bedeutet, dass Kinder oder Jugendliche während der Projektwoche in aus verschiedenen Altersstufen zusammengesetzten Gruppen lernen. Das zweite Stichwort lautet «prozessorientiert». So wird während der Projektwoche nicht nur Wert auf ein entstehendes Produkt gelegt, sondern ganz besonders auf den Weg, wie das Ziel erreicht wird. Lindau hat jährlich ein Budget von 10 000 Franken für eine Projektwoche eingestellt. So kommt eine Schülerin oder ein Schüler alle drei Jahre in den Genuss einer Projektwoche, einmal während der Unterstufenzeit, dann während der Mittelstufe und einmal während der Zeit in der Sekundarschule.

Und so war im Oktober-«Lindauer» 1986 unter anderem zu lesen: «So schön kann Schule sein!» Da wird berichtet, dass vom Schulhaus her fröhliches Pfeifen ertöne, ein helles Geräusch von Kiesrechen und scharfe Schaufeltöne zu hören seien. Da wird von Kolbenwasserkäfern und Gelbbauchunken berichtet. Ein Seiler zeigt sein Handwerk, und Schülerinnen und Schüler lernen, wie eine Hängematte geknotet wird. Weiter gilt es, sich zu konzentrieren bei Akrobatikübungen und in Volkstanzkursen.

Eine andere Gruppe berichtet davon, dass sie die Schulbänke gegen den Hohenaspwald eingetauscht habe.

Ähnlich tönt es 14 Jahre später im Bericht zur Projektwoche der Sekundarschule. Es gilt, für einmal neben dem Schulalltag zu brillieren und den Zusammenhalt untereinander zu fördern. Von emsigen Aktivitäten, vom Arbeiten, was das Zeug hält, und davon, dass es im Schulhaus vor Spannung knistert, wird berichtet. Viele strahlende und zufriedene Gesichter sind den Redaktorinnen aufgefallen – ganz offensichtlich werden die gesteckten Ziele mit Projektwochen erreicht!

Eine wichtige pädagogische Strömung des 21. Jahrhunderts ist zweifellos der Gedanke: Weg von der Separation, hin zur *Integration*. So soll die separierte Sonderschulung in Sonder- oder Kleinklassen, oftmals in einer grösseren Nachbargemeinde, abgeschafft und von einer klaren integrativen Ausrichtung abgelöst werden. Das heisst, mit dem Inkrafttreten des neuen Volksschulgesetzes werden Kinder und Jugendliche mit Lernschwierigkeiten zusammen mit denjenigen mit besonderen Begabungen und den vielen Normalbegabten in ein und derselben Regelklasse gefördert.

In Lindau wurden bereits lange vor der gesetzlichen Pflicht integrative Modelle erprobt, was sich bei der definitiven Einführung nach kantonalen Vorgaben als Vorteil erwies.

Der Grundsatz zur Integration hat zur Folge, dass die Klassenlehrperson durch eine Fachlehrperson der Sonderpädagogik unterstützt und beraten wird. Von der Mitarbeit der Fachlehrperson innerhalb der Klasse profitieren alle Kinder, im Gegensatz zu früheren Zeiten, als nur die der Sonderklasse zugewiesenen Kinder von der Betreuung durch die Fachlehrperson einen Nutzen hatten. Die Neuorganisation der sonderpädagogischen Massnahmen verändert den Berufsalltag der Klassenlehrpersonen auf einschneidende Weise. War bisher die Klassenlehrperson im Schulzimmer auf sich allein gestellt, muss sie nun damit umgehen, dass oft eine zweite Person im Zimmer ist und dass Zeit für die gemeinsame Vorbereitung der Lektionen aufgewendet werden muss.

Nach einer Übergangszeit und nachdem den Lehrpersonen Möglichkeiten zur Weiterbildung geboten wurden, darf aber klar gesagt werden, dass die Vorteile der neuen Schulungsform deutlich überwiegen. Es wird nicht nur das einzelne Kind, sondern auch die Lehrperson und das Lehrerteam sonderpädagogisch beraten und unterstützt. So kann das Kind mit besonderen Bedürfnissen in der ihm vertrauten Klasse gefördert werden und muss nicht in eine Sonderklasse im Nachbardorf.

Die gesellschaftlichen Veränderungen bringen nicht nur neue Herausforderungen für die Schule mit sich, sondern auch für jeden einzelnen Menschen, jedes Kind und jeden Jugendlichen. So ist die Schule nicht mehr nur für die Wissensvermittlung zuständig, sondern zu ihren Aufgaben zählen auch die Weitergabe von gesellschaftlichen Grundwerten und die Förderung von Schlüsselkompetenzen wie Kommunikations- und Kooperationsfähigkeiten, Selbstständigkeit, Verantwortungsbewusstsein, Toleranz und Eigeninitiative.

Um das zu erreichen, wurde die *Mitwirkung der Schülerinnen- und Schüler* ins Leben gerufen. Die Erfahrung, selber oder gemeinsam mit anderen etwas bewirken zu können, fördert Schulmotivation, Eigeninitiative, Kreativität und Selbstvertrauen. Sich einbringen und Verantwortung übernehmen zu können, beeinflusst Leistungen positiv, schafft Vertrauen und macht demokratische Regeln erfahrbar. Mit der Schülerinnen- und Schülermitwirkung bekommen die Kinder und Jugendlichen ihrem Alter entsprechend ein Mitspracherecht und die Möglichkeit, für ihr späteres Leben zu üben. Weitere Neuerungen sind die direkte Folge von veränderten *gesellschaftlichen Strukturen und politischen Entscheiden*.

Das Schuljahr 1988/1989 dauerte gut zwei Monate länger als alle früheren, wurde *Langschuljahr* genannt und hatte zum Ziel, den Schuljahresbeginn vom Frühling auf den Spätsommer zu verlegen. Künftig beginnt also das Schuljahr in der zweiten Hälfte August. Gleichzeitig kam eine weitere Neuerung dazu. Die traditionellen *Examen* am Ende des Schuljahres wurden durch *Schulbesuchstage* während des Jahres abgelöst. Ab sofort waren die eindrücklichen Examensveranstaltungen, die oft wahre Werbeveranstaltungen für die Schule waren, zu Ende. Schulbesuchstage sollten stattdessen den ganz normalen Schulalltag zeigen. Einzig der Examenweggen, ein feines Zopfbrot für Schülerinnen und Schüler, wurde auch im Jahr 2010 noch ausgeteilt – ein Brauch, von dem niemand abweichen wollte.

1996 erteilt der Kanton den Gemeinden die Kompetenz, die *Fünftagewoche* in der Schule einzuführen. Die Umstellung wurde an der Schulgemeindeversammlung vom 25. März 1996 genehmigt.

1998 mussten sich die Schulen für eine Oberstufenform entscheiden. Zur Wahl standen die *gegliederte* und die *dreiteilige Sekundarschule*. Da seinerzeit in Grafstal bereits in drei Abteilungen unterrichtet wurde, nämlich Oberschule, Realschule und Sekundarschule, lag der Entscheid der Schulpflege nahe, und sie schlug der Schulgemeindeversammlung vor, der dreiteiligen Sekundarschule zuzustimmen. Während der Versammlung

wurde dann aber der Gegenantrag für die gegliederte Sekundarschule gestellt. Dieser blieb mit 25 Ja- zu 86 Nein-Stimmen chancenlos. Der Entscheid fiel zugunsten der von der Schulpflege gewünschten dreiteiligen Sekundarschule aus. Inhaltlich musste nichts geändert werden, allerdings wurden die Stufen neu Sek C, Sek B und Sek A genannt. Alle Jugendlichen der Oberstufe besuchen seither die Sekundarschule!



Das erweiterte Oberstufenschulhaus in Grafstal

Ebenfalls 1998 wurde aufgrund veränderter Familienstrukturen und Lebensumstände der Ruf nach *Blockzeiten* laut. Die Schulpflege unterbreitete der Schulgemeindeversammlung mit koordinierten Unterrichtszeiten einen Vorschlag, der die Organisation des Familienlebens erleichtert. Das Geschäft wurde aber nach heftigen Diskussionen abgelehnt, wohl nicht zuletzt deshalb, weil die Lehrpersonen der Gemeinde ihre negative Haltung zum Ausdruck brachten. Somit war die Schulpflege gezwungen abzuwarten.

Einen zweiten Anlauf nahm die Behörde im Jahr 2003. Mit einer Umfrage wurden die Eltern zu ihren Bedürfnissen befragt. Die Auswertung zeigte, dass die Zeit für Blockzeiten reif war. Sie wurden per Schuljahr 2004/2005

eingeführt. Neu gilt ein ununterbrochener Unterricht während des ganzen Vormittags und das für alle Stufen der Volksschule (Kindergarten, Primarschule und Sekundarschule).

Aufgrund veränderter Familienstrukturen und weil immer mehr Eltern Berufstätigkeit und Familie miteinander vereinbaren wollen, steigt der Bedarf an ausserfamiliären Betreuungsangeboten, sprich *Tagesstrukturen* für Schulkinder. Mit dem neuen Volksschulgesetz 2005 werden die Gemeinden verpflichtet, bedarfsgerechte Angebote einzurichten. In Lindau kann die Schule von bereits bestehenden Strukturen wie dem Mittagstisch und der Kindertagesstätte profitieren. Sie wurden auf privater Basis gegründet und später vom Jugend- und Familienverein geführt. Für die Kindertagesstätte war eine Defizitgarantie der politischen Gemeinde nötig. Seit 2006 bestehen in Lindau unter dem Namen «Chinderhuus ZicZac» eine Kinderkrippe und ein Kinderhort. Die Zahlen belegen, dass das Angebot einem grossen Bedürfnis entspricht.

Die *Jugendarbeit* in Lindau ist Ausdruck der hervorragenden Zusammenarbeit zwischen Gemeinde, Kirche und Schule, wobei die Gemeinde die Führung übernommen hat. Es ist 2005 gelungen, die Jugendarbeit in Lindau zu verankern. Dazu wurde unter externer Leitung ein breit abgestütztes Konzept erarbeitet. Ganz wichtig dabei waren die Meinungen und Wünsche der Jugendlichen, die sich rege mitteilten.

Nach der Einführung kam die Schule zum Schluss, dass sie selber zusätzlich ein Angebot braucht, das sich auf Klienten im Schulumfeld konzentriert. Die Stimmbürger haben offensichtlich die Notwendigkeit ebenfalls erkannt, denn das Geschäft bekam grosse Zustimmung, und im Frühjahr 2009 konnte die Schulsozialarbeit eingerichtet werden. Eine Frau und ein Mann mit total hundertzwanzig Stellenprozenten konnten angestellt werden. Damit war Lindau im kantonalen Schnitt gut dotiert mit Jugendarbeit.

Erweiterung durch einen Pavillon im Buck

Es fällt auf, dass viele Veränderungen in der Schule nach 2005 stattfanden. Der Zusammenhang ist offensichtlich, denn rund um die Entstehung des neuen Volksschulgesetzes wurden Veränderungen und Anpassungen an Gesellschaftsstrukturen erst möglich. Die Veränderungen und die neuen Bedürfnisse stellen aber nicht nur die Schule vor grosse Herausforderungen, sondern insbesondere auch die Eltern. So macht es durchaus Sinn, wenn



Pavillon beim Schulhaus Buck

einige Aufgaben gemeinsam gelöst werden. Aufgrund dieser Überlegung wird die *Elternmitwirkung* Pflicht. Es gibt eine Reihe von Themen, die in die Verantwortung von Schule und Elternhaus fallen. Dazu gehören etwa der Schulweg, die Suchtprophylaxe oder die Berufswahl. In Lindau wird die Elternmitwirkung 2008 als Forum organisiert und nennt sich «Schuelzyt». Der Name setzt sich zusammen aus den Worten Schule/Eltern/Zeit und drückt aus, dass die Beteiligten Zeit miteinander verbringen wollen, um das Bestmögliche für die Kinder und Jugendlichen zu erreichen. Im Forum sind alle Personen mit schulpflichtigen Kindern zusammengefasst. Das Forum wird durch einen Vorstand organisiert und hat folgende Ziele: fördern der Kommunikation unter den Eltern sowie zu den Lehrpersonen und der Schulpflege und Unterstützung von Schulprojekten. Das sind zum Beispiel die Organisation eines Fackelmarsches am Schulsilvester, eine Adventslesung, eine Lesenacht und das leibliche Wohl während der Pausen an den Schulbesuchsmorgen. Die «Schuelzyt» leistet auch einen wertvollen Beitrag zur Integration von fremdsprachigen Eltern.

B. Organisation der Schule

Schulpräsidentinnen und Schulpräsidenten:
(Ergänzung zu der Auflistung von Emil Honegger)

Fred Zobrist-Buchmann, Tagelswangen	1974–1984
Hugo Bühlmann-Schenkel, Lindau	1984–1994
Peter Reinhard-Egger, Lindau	1994–2001
Christina Wyss-Wegmann, Tagelswangen	2001–2010
Christiane Hirzel, Tagelswangen	2010–2012
Kurt Portmann, Lindau	2012–

Einheitsgemeinde

Im Jahr 1993 wurde ein Ausschuss zur Prüfung der Zweckmässigkeit eines Zusammenschlusses der politischen Gemeinde mit der Schulgemeinde gebildet. Pro und Kontra einer Fusion wurden in beiden Gremien sorgfältig ausgelotet und besprochen. Damals wurde entschieden, dass eine Fusion wenig Sinn mache, man das Thema aber eventuell zu einem später Zeitpunkt wieder aufgreifen wolle.

2005 war der Zeitpunkt gekommen. Die Schulpflege und auch der Gemeinderat standen einer Einheitsgemeinde positiv gegenüber. Die Vorteile überwiegen mehrheitlich. So wird zum Beispiel mit der Einführung der Einheitsgemeinde die Transparenz in finanziellen Belangen erhöht. Die Gemeinde führt künftig nur noch eine Rechnung, nicht wie bisher diejenige der Schulgemeinde und der politischen Gemeinde je separat. Die Bewirtschaftung der Liegenschaften kann effizienter erfolgen, und die Schulpflege erhofft sich mehr Kapazität für das Kerngeschäft Pflege der Schule. Mit der Umsetzung der Einheitsgemeinde sollen folgende Ziele erreicht werden: Strukturen vereinfachen, Gesamtentwicklung der Gemeinde koordinieren, Synergien ausschöpfen, Behörden entlasten.

Die ganze Diskussion war auch immer wieder sehr emotional, galt es doch umzudenken und von Altgewohntem Abschied zu nehmen.

Nichtsdestotrotz wurde die Totalrevision der Gemeindeordnung in Angriff genommen. Wichtiger Punkt aus der Sicht der Schule ist die Tatsache, dass auch künftig der Schulpräsident vom Volk gewählt wird und von Amtes wegen Mitglied im Gemeinderat ist. Ausserdem soll die Schule weitgehend autonom bleiben und auch künftig das direkte Antragsrecht an die Gemeindeversammlung haben.

Im Februar 2005 begannen die Arbeiten. Bereits im September des gleichen Jahres wurde die Bevölkerung über die Neuerungen und Änderungen orientiert, und am 27. November 2005 ist der Einheitsgemeinde an einer Urnenabstimmung zugestimmt worden. Somit wurde die seit 1927 bestehende selbstständige Schulgemeinde durch die Einheitsgemeinde abgelöst und 2006 mit der neuen Organisationsform gestartet. Der Schulpräsident nimmt Einsitz im Gemeinderat. Die Schulpflege umfasst vorläufig weiterhin neun Mitglieder. Nach einer Amtsdauer, während der die Einheitsgemeinde umgesetzt und gelebt wurde, und nach der Anstellung von Schulleitern wird die Schulpflege auf sieben Mitglieder verkleinert.

Schulverwaltung

Vor 1987 gehörte es zur Aufgabe eines von der Schulpflege bestimmten Klassenlehrers, das Protokoll der Schulpflegesitzungen zu schreiben. Andere schriftliche Arbeiten wurden vom Aktuar der Schulpflege und vor allem von jedem Mitglied der Behörde selber erledigt.

Per Januar 1987 wurde eine Teilzeitstelle für eine Schulsekretärin geschaffen. Vorerst umfasste die Stelle 30 Prozent. Hauptsächlich galt es, Protokolle und Elternbriefe zu schreiben, den schulärztlichen Dienst und die obligatorischen Zahnkontrollen zu organisieren. Das Sekretariat war im Kindergarten Lindau, im Fischeracher, einquartiert.

Für die anspruchsvolle Arbeit des Aufbaus des Sekretariates konnte Lydia Bollmann, selber Mutter von drei schulpflichtigen Kindern, verpflichtet werden. Mit viel Fachwissen, Engagement und Herzblut machte sie sich ans Werk, baute das Sekretariat auf und professionalisierte es über die vielen Jahre, in denen sie der Schule Lindau bis heute treu blieb.

Das Pensum der Schulsekretärin wurde parallel zu den stetig wachsenden Aufgaben immer wieder aufgestockt. Zum Beispiel wurden im Schulsekre-

tariat später auch das Budget und die Rechnung der Schule Lindau erstellt und die umfangreiche Arbeit der Klassenzuteilungen administrativ bearbeitet. Auch in Rechtsfragen hat sich die Sekretärin zum Profi entwickelt, und genau das wird immer wichtiger. Galt früher eine mündliche Abmachung, so muss heute alles schriftlich festgehalten sein.

Die Räumlichkeiten im Kindergarten waren bald zu eng, und der Umzug in die Wohnung im Gemeindehaus in Lindau stand an. Eine gute Wahl, so wurden die Wege bei der Zusammenarbeit mit der Finanzverwaltung, dem Sozialamt oder der Einwohnerkontrolle kürzer. Auch während und nach dem Umbau des Gemeindehauses konnte die Schulverwaltung in den angestammten Räumen bleiben.

2008 wurde ein weiterer Mitarbeiter eingestellt, und Lydia Bollmann übernahm die Leitung der Schulverwaltung. Die Mitarbeiter teilen sich ein Pensum von total 120 Stellenprozenten.

Kindergarten

Der Kindergarten war bis ins Jahr 2008 nicht gesetzlich verankert, und im Grunde wäre bis dahin jede Gemeinde frei gewesen, einen Kindergarten zu führen.

In der Gemeinde Lindau hat der Kindergarten Tradition. Diese ist zurückzuführen auf die Firma Maggi. So wurde gemäss Schulgeschichte von Emil Honegger denn auch der erste Kindergarten in Grafstal gegründet, und zwar schon im Jahr 1898. Seit vielen Jahren ist es selbstverständlich, dass die Kinder in allen Gemeindeteilen vor der offiziellen Schulpflicht während zwei Jahren den Kindergarten besuchen. Er wurde von der Kindergartenkommission organisiert. Deren Präsidentin ist Mitglied der Schulpflege, was eine gute Zusammenarbeit gewährleistet. Im Hinblick auf die Kantonalisierung der Kindergärten und die Tatsache, dass die Kindergärtnerinnen und Kindergärtner neu ebenso wie die Lehrpersonen vom Kanton angestellt sind, wurde die Kindergartenkommission im Jahr 2005 aufgelöst. Seit dem Jahr 2008 ist der Kindergarten Teil der Volksschule, und im Unterricht muss ein Lehrplan umgesetzt werden. Die Schulpflicht umfasst jetzt elf Jahre: zwei Jahre Kindergarten, sechs Jahre Primarschule und drei Jahre Sekundarschule.

Bezirksschulpflege

Per August 2007 wird das Kontrollorgan der Volksschule, die Bezirksschulpflege, aufgelöst. Rekurse und Beschwerden werden neu vom Bezirksrat behandelt. Die Aufsicht über die Schule wird von einem kantonalen Organ, der Fachstelle für Schulbeurteilung, wahrgenommen. Diese besucht die Schulen alle vier Jahre, evaluiert, nimmt eine Beurteilung vor und macht Entwicklungsvorschläge zuhanden von Schulleitung und Schulpflege.

Die geleitete Schule

Kernelement des neuen Volksschulgesetzes 2005 sind die geleiteten Schulen. Aufgrund immer komplexeren Forderungen und Aufgaben werden als Ergänzung zu den Lehrpersonen und der Schulpflege Schulleiter eingesetzt. Dazu wurde eigens ein neuer Beruf geschaffen, der ein Karriereschritt für Lehrpersonen bedeutet, denn Schulleiterin oder Schulleiter kann werden, wer als Lehrperson eine Zusatzausbildung abschliesst. Mit der kantonalen Volksabstimmung im März 2013 wurde diese Bestimmung gelockert. Es ist fortan nicht mehr zwingend ein Lehrdiplom erforderlich.

Die Aufgabenteilung ist wie folgt geregelt:

Lehrpersonen	Bildungsauftrag mit dem Kerngeschäft «unterrichten»
Schulleitung	Pädagogische und personelle Leitung und fachliche Beratung der Schulpflege
Schulpflege	Strategische Führung und Vertretung der Schule nach aussen, dies in Zusammenarbeit mit der Schulleitung

Lindau profitierte vom Spielraum einer Übergangsfrist vor der definitiven Einführung durch den Kanton und setzte die geleitete Schule bereits 2006 um, zwei Jahre früher als vom Gesetz vorgesehen.

C. Bautätigkeit

Entwickelt sich die Bevölkerung einer Gemeinde so wie Lindau zu Beginn des 21. Jahrhunderts, ist es logisch, dass die Schule und mit ihr deren Infrastruktur wächst. So musste kontinuierlich erweitert und aufgestockt werden und das nicht nur in Bezug auf die Gebäulichkeiten. Mehr Lehrstellen und Fachlehrstellen wurden bewilligt, ein Schulsekretariat wurde geschaffen und später aufgestockt, und auch die Stellenprozente beim Reinigungspersonal nahmen zu.

Die Bautätigkeit war in der Folge bei vielen Schulgemeindeversammlungen ein Thema, mussten doch immer wieder grosse Geldbeträge gesprochen werden. So wurden 1980 in der Schulanlage Buck drei Schulzimmer im Untergeschoss ausgebaut. Das war für nur knappe 300 000 Franken möglich, da bereits beim Neubau zukunftsweisend geplant worden war. In den Jahren 1988 und 1998 war man der Meinung, mit der Anschaffung



Das erweiterte Schulhaus Bachwis, Winterberg

von Pavillons die Raumprobleme lösen zu können. Leider war dies nicht der Fall, aber die Überlegung führte zur Erkenntnis, dass ein Pavillon ein langes Leben hat und versetzt werden kann, nämlich zu denjenigen Anlagen, wo Schulraum benötigt wird. In den Jahren 1993 beim Schulhaus Buck und 1999 beim Schulhaus Bachwis wurden Erweiterungsbauten in Festbauweise ausgeführt. Dennoch waren bereits 2003 und 2004 weitere Pavillons nötig.

Da aus Primarschülerinnen und -schülern auch Sekundarschülerinnen und -schüler werden, war es nur eine Frage der Zeit, wann auch die Oberstufenanlage erweitert werden musste. Eine grössere Erweiterung fand im Jahr 1998 statt, und im Jahr 2005 konnte die ca. 8 Millionen Franken teure Schulsporthalle, die je nach Nutzung unterteilt werden kann, mit einem tollen Fest eingeweiht werden.



Die neue Schulsporthalle in Grafstal

Gemäss neusten Aussichten und Entwicklungen, auch etwas unter Druck der Bildungsdirektion des Kantons, wird dringend neuer Schulraum benötigt. Ein diesbezügliches Projekt beim Schulhaus Buck mit mehr Schulraum, gemeinsamem Kindergarten von Lindau und Tagelswangen sowie der Kindertagesstätte wurde im Sommer 2012 an der Urne abgelehnt.

Bei all den Bautätigkeiten der Schulgemeinde wurde stets nach den neuesten Erkenntnissen im Bereich Ökologie gebaut. So wurden z.B. in den Schulanlagen Buck und Grafstal Holzschneitzelheizungen realisiert. Die Bautätigkeit der Schulgemeinde widerspiegelt also das starke Wachstum der Gemeinde. Allerdings sind nicht nur die Schülerzahlen dafür verantwortlich, dass mehr Schulraum benötigt wird. Die Schule hat sich auch im Hinblick auf ihr Angebot stark verändert.

Schülerzahlen	1980	1990	2000	2010
Kindergarten	80	99	132	128
Primarschule	288	314	364	372
Oberstufe	132	138	163	162
Total	500	551	659	662

Auch an den für die Schule aufgewendeten Steuerprozenten sind der steigende Aufwand und die getätigten Investitionen abzulesen:

Steuerfuss in %	1980	1990	2000	2010
Schulgut	66	60	74	74
Politisches Gut	57	45	44	41
Total	123	105	118	115

Diese vier ersten Ausstellungen sind Erweiterungen, auch wenn sie nicht als
 Erweiterungen gesehen werden können, sondern als neue, selbstständige
 Ausstellungen. Die Erweiterung der Ausstellung ist ein Prozess, der sich
 über die Jahre hinweg vollzieht. Die Erweiterung der Ausstellung ist ein
 Prozess, der sich über die Jahre hinweg vollzieht. Die Erweiterung der
 Ausstellung ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg vollzieht.

Expositionsjahr	1960	1990	2000	2010
...
...
...
...

Diese vier ersten Ausstellungen sind Erweiterungen, auch wenn sie nicht als
 Erweiterungen gesehen werden können, sondern als neue, selbstständige
 Ausstellungen. Die Erweiterung der Ausstellung ist ein Prozess, der sich
 über die Jahre hinweg vollzieht. Die Erweiterung der Ausstellung ist ein
 Prozess, der sich über die Jahre hinweg vollzieht. Die Erweiterung der
 Ausstellung ist ein Prozess, der sich über die Jahre hinweg vollzieht.

Die neue Schulporthalle in Grafstal

Quellenverzeichnis

Im Vereinsarchiv in Grafstal hat der Verein LindauLebt eine umfangreiche Sammlung von Zeitungsartikeln und anderen Unterlagen von geschichtlichem Interesse angelegt. Diese Schriften sind thematisch geordnet.

Zur Vereinsgeschichte boten verschiedene Vereine Zugriff zu ihren Vereinsarchiven, aus deren Protokollen sich viele interessante Informationen entnehmen liessen.

Im folgenden Quellenverzeichnis sind die wichtigsten Publikationen aufgeführt. Informationen aus Zeitungs- oder Zeitschriftenartikel, die im Archiv registriert sind, wurden nur zusammengefasst erwähnt.

Antiquarische Gesellschaft in Zürich

Archiv der Gemeinde Lindau

Archiv der katholischen Kirchgemeinde Illnau-Effretikon

Archiv des Vereins LindauLebt

Arnold, Markus, Dr. theol., Vortrag vom 19. Juni 1996 in Luzern

Armbrustschützenverein, Tagelswangen, Vereinschronik

Burckhardt, Abel, Lebenserinnerungen 1944

Buskommission Lindau, Zeitung Buspost, November 1984

Der Landbote, verschiedene Ausgaben

Der Lindauer, verschiedene Ausgaben

Die Gutswirtschaft Maggi, Ausstellungsschrift 1925, Inst. Orell Füssli

EJPD, Bundesamt für Migration

Fussball-Club Kempttal, Jubiläumsschrift 100 Jahre FCK

Gasser, Albert, Spaziergang durch die Kirchengeschichte

Gemeindeversammlungsprotokolle Lindau

Geschichte des Kantons Zürich, 19. und 20. Jahrhundert

Heimatspiegel Zürcher Oberländer, verschiedene Ausgaben

Historisches Lexikon der Schweiz

Honegger, Emil, Die Gemeinde Lindau

Kant. Denkmalpflege, Zürich, Inventar überkommunaler Schutzobjekte
Kantonales Tiefbauamt Zürich
Kirchenbote Lindau, verschiedene Ausgaben
Kummer, Marc / Müller, Laurenz, 150 Jahre Strickhof
Maggi-Hauszeitungen
Maissen, Thomas, Geschichte der Schweiz, 2010 hier + jetzt
Meili, Wilfried, Zwei Generationen Maggi,
 Familien- und Firmengeschichte
Müller, Ueli, «Nationalbahn» Illnau-Effretikon
Nestlé, Historical Archiv, Vevey
Neue Zürcher Zeitung, diverse Ausgaben
Pfarrei St. Martin Illnau-Effretikon; das neue Zentrum, Kirchweihe 1983/84
Reichlin, Bernadette, Heimatspiegel Zürcher Oberländer, Dezember 1982
Schw. Landw. Monatshefte, Verlag Benteli AG Bern, 1939
Schweizer Bauer, 8.11.1997
Schweizergeschichte 1523–1712
 Reformation und Gegenreformation (Internet)
Sorg, Susanne, Heimatspiegel Zürcher Oberländer, Mai 1986
Sorg, Susanne, Jubiläumsschrift «1250 Jahre Winterberg/Grafstal»
Staatsarchiv Kanton Zürich
Stadt-Zeitung Karlsruhe
Statistik des Schweizerischen Vereins des Gas- und Wasserfaches
Tagblatt des Bezirks Pfäffikon, 18.3.1968
Tages-Anzeiger, diverse Ausgaben
Treichler, Hans Peter, Herzschriftmacher der Nation, NZZ Folio 02/2010
Vereine, Protokolle der Lindauer Vereine
Vereinsarchiv Grafstal, Sammlung Chronik
Verfassung des Kantons Zürich
Villiger, Johann Babtist, Dr., Kirchengeschichte, Auflage 1970
Vogel, Friederich, Neues Orts-Lexikon des Kantons Zürich
Wegmann, Ulrich 1823–1900, Tagebücher (in Privatbesitz)
Wikipedia (Internet)
Wochenblatt von Pfäffikon, 1.12.1954
Zentralbibliothek Zürich
Zürcher Denkmalpflege, Tätigkeitsberichte, diverse Jahrgänge
Zürcher Hilfsgesellschaft, Neujahrsblatt 1825
Zürcher Oberländer, diverse Ausgaben

Bildnachweis

Viele Bilder sind im Vereinsarchiv aufbewahrt. Einige Fotos stellten Einwohner der Gemeinde Lindau zur Verfügung. Weitere Bilder sind von den Originalen der nachfolgenden Quellen kopiert:

Amt für Gewässerschutz und Wasserbau 26. Nov. 1984 (Seiten: 66, 67)
Elektrizitätswerke Kanton Zürich (41)
Feuerwehr Illnau-Effretikon-Lindau (93)
Freilichtmuseum Ballenberg (128)
Hansjörg Struchen, Rietstrasse 3, Tagelswangen (22, 24, 36, 40, 157, 271)
Jubiläumsschrift «100 Jahre TV Grafstal» (281)
Maggi, Buch Gutswirtschaft (38, 65, 132, 147, 156, 195)
Maggi, Buch Dosenmilch (196)
Maggi-Hauszeitung (86)
Nestlé S.A., Vevey (178, 180, 183, 311)
Statistik Kanton Zürich (105)
SWISSAIR Photo AG (62, 64)
Winterthurer Bibliotheken, Studienbibliothek (336, 340, 341)
ZOL Zürcher Oberländer, Heimatspiegel (49, 53, 127)

Kant. Denkmalpflege, Zürich: Inventar überkommener
Kantonaler Liegenschaften Zürich

Kirchenbote Lindau, verschiedene Ausgaben

Künster, Marc / Müller, Laurenz, 150 Jahre Strickhof

Maggi-Hauszeitschriften

Maisson, Thomas, Geschichte der Schweiz, 2010-bis + jetzt

Matt, Wilhelm, Zwei Generationen Maggi

– Familien- und Firmengeschichte

Müller, Ueli, «Historisches Lindau»

Nachdem die Kirche Lindau im Jahr 1970 in den Besitz der Gemeinde übergeben wurde, wurde die Kirche als Gemeindekirche
eingeweiht. Die Kirche ist ein wertvolles Kulturgut und sollte als solches geschützt werden.

Planer, St. Martin, Lindau, Effizienzsteigerung der Energieversorgung
Reichen, Bernadette, Heimatzeitung Zürcher Oberländer, Dezember 1987

Schweizerische Eidgenossenschaft, Amt für Gewässerwesen
Schweizerische Eidgenossenschaft, Amt für Gewässerwesen, Zürich (H)

Schweizerische Eidgenossenschaft, Amt für Gewässerwesen, Zürich (H)
Schweizerische Eidgenossenschaft, Amt für Gewässerwesen, Zürich (H)

– Bestimmung der Gewässerarten

Stadtkarte von Zürich, 1864, 1874, 1884, 1894, 1904, 1914, 1924, 1934, 1944, 1954, 1964, 1974, 1984, 1994, 2004, 2014, 2024

Statistik der Schweiz, 1987, 1997, 2007, 2017, 2027

Statistik der Schweiz, 1987, 1997, 2007, 2017, 2027

Statistik der Schweiz, 1987, 1997, 2007, 2017, 2027

Statistik der Schweiz, 1987, 1997, 2007, 2017, 2027

Statistik der Schweiz, 1987, 1997, 2007, 2017, 2027

Statistik der Schweiz, 1987, 1997, 2007, 2017, 2027

Statistik der Schweiz, 1987, 1997, 2007, 2017, 2027

Statistik der Schweiz, 1987, 1997, 2007, 2017, 2027

Statistik der Schweiz, 1987, 1997, 2007, 2017, 2027

Statistik der Schweiz, 1987, 1997, 2007, 2017, 2027

Statistik der Schweiz, 1987, 1997, 2007, 2017, 2027

Statistik der Schweiz, 1987, 1997, 2007, 2017, 2027

Statistik der Schweiz, 1987, 1997, 2007, 2017, 2027

